

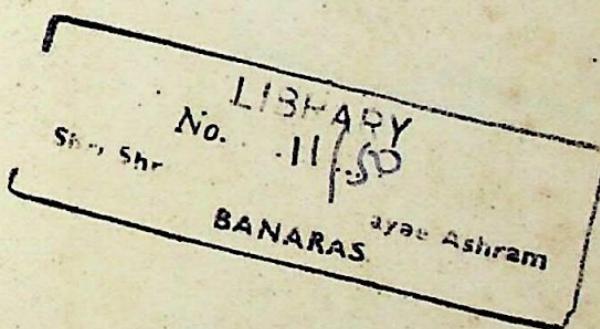
Indiras Schwestern

ein Report von Melita Maschmann

Was wissen wir von Indien, von seinen Menschen? Melita Maschmann, Autorin erfolgreicher Bücher, lebt seit Jahren in diesem riesigen, von Gegen-sätzen zerrissenen Land und hat unter Menschen aller Schichten Freunde gewonnen. Hinter der ver-wirrenden Vielschichtigkeit sozio-logischer, rassischer, sprachlich-kultureller und religiöser Unterschiede sucht sie das Gesicht des indischen Menschen in seiner heutigen Daseins-wirklichkeit. Eine so unerhört komplexe Realität kann nur am Bei-spiel eines Ausschnittes betrachtet und – wenigstens gradweise – verstanden werden. In diesem Buch berichtet uns die Autorin über ihre Begegnungen mit indischen Frauen. Aus der Vielfalt des Erlebten greift die Autorin besonders typische Schicksale heraus, die dem Leser ein authentisches, ein faszinierendes Bild vom heutigen Indien, seinem Reichtum an Tradition und den gewaltigen Anpassungsproblemen an das technologische Zeitalter vor Augen stellen. In ihrer Einführung schreibt sie u. a.: »Sicher wird es in Zukunft vor allem die Aufgabe der Frau sein, die Balance zwischen Gestern und Morgen zu finden. Es gibt

11/SD

PRESENTED





LIBRARY
No.
Sh. Sh.
BANARAS ^{Anandamayee Ashram}

Melita Maschmann

PRESENTED
INDIRAS
SCHWESTERN

Ein Report
über Frauen
in Indien

Neske

Für das Anhang-Kapitel »Die Inderin des Mittelstandes heute« konnte die Verfasserin mit freundlicher Genehmigung der Allied Publishers Private Ltd., Bombay, Daten aus dem Buch »The Changing Status of Indian Women« von C. A. Hatté übernehmen.

Personen- und Ortsnamen sind (mit Ausnahme der im Text erwähnten Namen der Missionsschwestern) verändert worden.

© Verlag Günther Neske Pfullingen 1971. Schutzumschlag von Brigitte Neske. Umschlagfoto Grete Weiss-Eyth. Gesamtherstellung: Union Druckerei GmbH Stuttgart.
ISBN 3 7885 0011 5. Printed in Germany

LIBRARY
 No. 1165
 Inhalt Shri Shri Anandamayee Ashram
 BANARAS.

Einführung	9
RENU: Fortschrittlich und sozial aktiv, aber Gandhi sagt ihr mehr als Marx	35
TARA: Von den Eltern verheiratet und glücklich	59
NIRMALA: Die Lady-Doctor singt bei der Operation	72
LALITA: Das Dorfmädchen, dessen Mann in Deutschland studiert hat	94
SHANTA: Biographie einer Bettelmönchin, die einen wohlhabenden Mann und vier Kinder hat	106
SABI: Jeden Morgen kommt sie aus dem Slum	133
UMA: Sie tanzt die Geschichte ihrer Seele	143
MARY SAVITRI: Ganz und gar der Liebe leben	155
DINA: Synkretistisch in der Mode und in der Religion	167

SHAKUNTALA: Im Kampf mit versiegen- den Brunnen	182
RAJMATAJI: Die Königin-Mutter lebt von Erinnerungen	202
Anhang: Die Inderin des Mittelstandes heute Ein Bericht in statistischen Zahlen	222
Verzeichnis der Sanskrit-Begriffe	227

Dieses Buch widme ich
Meher und Behman Patuck.
Ihr Name steht hier
für all' meine indischen Freunde,
deren jeder mir zugleich
Freund und guru ist.

Jawaharlal Nehru:

»... Die Frauen sind das wichtigste
Element in jedem Land.«

(Im Gespräch mit der
Korrespondentin des
Manchester Guardian, Taya Zinkin)

PRESENTED

Einführung

Deutlich erinnere ich mich des Augenblicks, in dem ich den Entschluß faßte, ein Buch über indische Frauen zu schreiben. Während der letzten Dezembertage des Jahres 1969 kam die Ministerpräsidentin nach Benares, um ein Armenhospital einzweihen. Es war von den Anhängern der berühmten bengalischen Heiligen Ma-Anandamayi gestiftet worden. Freunde hatten mir eine Einladung zu dieser Veranstaltung geschickt. Kurz nachdem ich meinen Platz in der zweiten Reihe gefunden hatte, traf die Ministerpräsidentin ein. Aus dem Hintergrund des Festzeltes näherte sich eine schlanke Gestalt mit schnellen, jugendlich leichten Schritten. Am Fuße der kleinen Treppe, die zur Bühne hinaufführte, zögerte Indira Gandhi, schlüpfte um das Treppchen herum, streifte ihre Schuhe ab und betrat die erste Stufe.

Auf der Bühne saß Ma-Anandamayi, von ihren Anhängern Mataji genannt: eine ältere, weißgekleidete Frau mit lang herabfallendem Haar. Hinter ihr hatten zwei Professorinnen der Hindu-Universität Platz genommen. Indira Gandhi ging auf Mataji zu, grüßte sie und verneigte sich. Während die beiden Professorinnen sich erhoben, blieb Mataji sitzen. Wortlos legte sie ihre Hände um die grüßend gefalteten Hände der Ministerpräsidentin, und für Sekunden leuchteten die Augen beider Frauen in spontaner Freude auf. Dann wandte sich Indira Gandhi um, grüßte die versammelten Gäste mit einem ernsten Neigen ihres Kopfes und setzte sich auf den Teppich. Neben ihr nahm der Maharaja von Benares Platz. Während sich noch drei weitere Ehrengäste auf der Bühne niederließen, sangen junge Mädchen einen feierlichen Sanskrit-Hymnus. Es waren Novizinnen, Schülerinnen einer hinduistischen ashramsschule:

halbe Kinder in orangefarbenen Kutten und mit geschorenen Köpfen, auf denen das dichte, kurze Schwarzhaar wie Pelzkappen wirkte.

Die Ansprachen waren kurz. Indira berief sich auf die von Gandhi empfangenen sozialen Impulse. Was sie sagte, klang nüchtern und ernst. Ich hatte sie noch nie aus der Nähe gesehen und war nicht darauf vorbereitet, sie so faszinierend zu finden. Noch in der Ruhe strahlte diese Frau Kühnheit und Dynamik aus. Sie hatte ein schönes, intelligentes Gesicht, das sensibel und entschlossen zugleich wirkte.

Während die Ehrengäste auf der Bühne in einer Reihe nebeneinander saßen, so daß wir ihnen in die Gesichter blicken konnten, saß Mataji im rechten Winkel zu dieser Reihe und zeigte uns das Profil. Diese Sitzanordnung sollte demonstrieren, daß die Heilige nicht mehr zu den Handelnden dieser Welt gehört. Mataji sagte während der Einweihungsfeier kein einziges Wort, sie saß entspannt, regungslos und mit geschlossenen Lidern da. Trotz ihres hohen Alters war sie noch immer eine schöne Frau. Ihr Gesicht besaß den Zauber der Weisheit, der Güte, der Heiterkeit, und ihre Ausstrahlung war so beherrschend, daß alle Blicke ständig auf sie gerichtet waren.

Nachdem die Ministerpräsidentin das Hospital eröffnet hatte, besuchte sie den ashramtempel am Ufer des Ganges. Mataji erwartete sie dort. Wieder sangen die jungen Mädchen. Indira Gandhi setzte sich zu Füßen der Heiligen und zwischen den beiden prominenten Frauen begann eine heitere, lebhafte Unterhaltung. Später zogen sie sich zu einem Zwiegespräch in Matajis Zimmer zurück.

Wie Frau Gandhi, so sind auch ihre Eltern, Jawaharlal und Kamla Nehru, zu Mataji gekommen. Nehru hat sich selbst als Agnostiker bezeichnet, und auch seine Tochter, die den linken Flügel der Kongreßpartei repräsentiert, würde sich niemals mit dem konservativ-traditionellen Hinduismus identifizieren. Ein bengalischer Freund nannte ein solches Treffen zwischen Mataji und der Ministerpräsidentin »eine Zusam-

menkunft zwischen Papst und Kaiser«. Der Vergleich stimmt nicht ganz: Der Hinduismus, dem 89 Prozent aller Inder angehören, ist im Gegensatz zum Christentum in keiner Kirche institutionalisiert und hat keinen Papst. Für Mataji gibt es im Westen keine Entsprechung. Gewöhnlich sagen die Inder im Gespräch mit Westlern »she is a Saint«, eine Heilige, die von Tausenden verehrt wird. Viele Inder betrachten sie außerdem als ihren persönlichen guru, das heißt als ihren geistlichen Lehrer und Meister.

Nachdem sich Indira Gandhi verabschiedet hatte, drängten sich andere Prominente um Mataji: Minister, Professoren, hohe Verwaltungsbeamte, Offiziere. Viele warfen sich vor ihr auf den Boden und berührten mit der Stirne die Erde.

Plötzlich tauchte eine Frau in zerschlissenem Sari auf. Unerwartet benutzte sie ihre kräftigen Ellenbogen, um ans Ziel zu gelangen. Ein glücklicher Zufall mußte es ihr ermöglicht haben, die Sperre zu durchbrechen. Wie sie Matajis Füße berührte, erkannte ich in ihr jene Frau wieder, die mir auf dem Weg in das Festzelt begegnet war und die mir deshalb auffiel, weil sie unter größter Anstrengung einen zweirädrigen Karren zog, auf dem ihr Mann und ihr halbwüchsiger Sohn saßen.

Die Frau als höchste personale Autorität eines demokratischen Staates, als angebetete Repräsentanz der Gottheit und als – Zugtier!

Was wissen wir von den indischen Frauen? Selbst Inder sind kaum imstande, etwas Grundsätzliches über die indische Frau von heute auszusagen, das der Vielschichtigkeit des Themas annähernd gerecht werden könnte. In diesem Land gibt es Menschen, die in der Prähistorie leben, und andere, denen der Umgang mit den raffiniertesten Errungenschaften des technischen Zeitalters selbstverständlich zu sein scheint, und es gibt alle Abstufungen zwischen diesem und jenem Status. Eine Parsin¹ erklärte mir: »Wir leben noch so wie zur Zeit der englischen

¹ Die Parsen sind Anhänger der Lehre Zarathustras. Ihre Vorfahren flüchteten um das Jahr 1000 vor den Muselmanen aus Persien nach

Kolonialherrschaft. Es gibt eine dünne Oberschicht, die den westlichen Lebensstil übernommen hat, und es gibt die riesige Masse der einfachen Leute, die der Tradition verhaftet sind und sich wie eh und je beherrschen lassen.« Unterschiede der Rasse², der Sprache, der Religion und der Kaste³ haben, angeheizt durch bisher kaum lösbare ökonomische Probleme, in den letzten Jahren zu spannungsreichen, ja blutigen Auseinandersetzungen geführt. Auch dort, wo die Unterschiede keine aggressiven Akzente haben, wirken sie zersetzend. Als ich einen Militärarzt brahmanischer Abstammung nach der Bedeutung gewisser religiöser Riten fragte, die Hunderte von Pilgern in unmittelbarer Nähe seines Hauses seit Jahren vollzogen, erklärte er mir erstaunt, daß er sie nie beobachtet habe. »Die Pilger gehören zu einer unteren Kaste«, sagte er, offenbar in der Überzeugung, daß damit hinlänglich begründet sei, warum er nie einen Blick auf ihr Treiben geworfen hatte.

Ähnliches kann man oft erleben. Die gesellschaftliche Struktur Indiens läuft auf eine Atomisierung in unzählige Gruppen und Grüppchen hinaus. In gewissem Sinne lebt jede Unterkaste für sich wie eine fensterlose Monade.

Inder, die man bei uns trifft, kommen aus der verwestlichten Oberschicht oder streben danach, durch sozialen Aufstieg die Eingliederung in diese Schicht zu erzwingen. Solange sie um die Erreichung dieses Ziels kämpfen, stellen sie gewöhnlich eine radikale Anpassung an westliches Denken, Fühlen und Handeln zur Schau. Da die kastenmäßig-religiös-regional und sprachlich verschiedenen Gruppen weitgehend isoliert leben, ist das konkrete Wissen über die Tradition bei diesen Leuten ge-

Indien, heute leben noch etwa 100000 Parsen. Sie gelten als geschickte Kaufleute und sind bekannt wegen der vorbildlichen sozialen Ordnung ihrer Gemeinschaft.

² Die Bevölkerung Nordindiens gilt als arischer, die Bevölkerung Süddiensiens als drawidischer Abstammung.

³ Es gibt vier Hauptkasten: Brahmanen (Priester), Kshatryas (Krieger), Vaishyas (Kaufleute und Grundbesitzer), Shudras (Handarbeiter). Innerhalb der Hauptkasten gibt es Tausende von Unterkästen (jatis).

ring. Wenn sie bei uns Fuß gefaßt haben, verdrängen sie gewöhnlich bewußt oder unbewußt die letzten Bruchstücke ihres traditionellen Gebundenseins. Das ist einer der Gründe, warum wir von ihnen so wenig über ihre Kultur und über ihr Land erfahren können.

Ein junger Tropenlandwirt, der jahrelang in Indien gearbeitet hatte, legte mir dieser Tage einen ganzseitigen, reich bebilderten Artikel einer großen westdeutschen Zeitung auf den Tisch, in dem über die naiven, um nicht zu sagen albernen Aktivitäten einer indischen Sekte in unseren Großstädten berichtet wurde. Ihre Missionare scheinen vor allem Amerikaner zu sein!

»Dieser Unsinn wird so breit ausgewalzt«, sagte der junge Mann ärgerlich, »aber darüber, wie die Menschen in Indien heute leben, gibt es keinerlei Information.«

Die sogenannte indische Welle hat das Interesse für Yoga und indische Spiritualität zu einer Modeerscheinung degradiert. Leider verdankt sie ihre stärksten Impulse den Mißverständnissen indischer Phänomene.

Indien und Religion sind nicht voneinander zu trennen. Ich erinnere mich an den Stoßseufzer eines bekannten Entwicklungspolitikers: »Die Inder sind ein hoffnungslos religiöses Volk.« Man kann es so ausdrücken, wenn man nur die großen ökonomisch-sozialen Probleme des Landes sieht. Allein die Tatsache, daß Religion in unseren Breiten für viele Menschen unwichtig geworden ist, befreit uns nicht von der Notwendigkeit, die zentrale Bedeutung zu sehen, die sie im Leben der meisten Asiaten, vor allem der Inder noch heute hat.

Vor wenigen Jahren besuchte ich eine berühmte Convent-School in Nordost-Indien. Diese Schule wurde von Nonnen eines englischen Ordens geführt. Ich unterhielt mich mit einer achtzigjährigen Schwester, die seit 1911 in Indien lebte. Als eine Prozession von Hindus vorbeikam, antwortete sie auf meine Frage, was für ein Fest diese Leute wohl feierten: »Wie soll ich das wissen? Ich habe in all den Jahren keinen einzigen

Blick auf die heidnischen Praktiken geworfen.« Und Mother Theresa, verdienstvolle Missionarin aus Kalkutta, war entsetzt, als ich ihr sagte, daß ich in einen Hindu-ashram gehen wollte: »An diesen scheußlichen Kulen wollen Sie teilnehmen?« Ich vermute, auch sie hat sich niemals einen dieser »scheußlichen Kulte« angeschen. Eine solche Haltung ist typisch für unsere Missionare.

Der allgemeine Mangel an konkretem Wissen hat mich ermutigt, meine Erfahrungen mit Indien, vor allem mit der indischen Frau, niederzuschreiben. Auch in Indien fand ich kein Buch, das einen gültigen, kompetenten Einblick in das indische Leben vermitteln könnte.

Keineswegs maße ich mir an, ein Buch »über die indischen Frauen« zu schreiben. Ich habe weder den Ehrgeiz, eine soziologische Analyse zu geben, noch möchte ich psychologische Studien anstellen. Ich will einfach berichten, was ich mit indischen Frauen erlebt habe. Mit all diesen Frauen durfte ich in freundschaftlichen Kontakt treten, und ich meine, bei der Begegnung zwischen Menschen fremder Kulturen ist Sympathie der zuverlässigste Schlüssel zur Erkenntnis.

Hinsichtlich ihrer individuellen Wesensart und Begabung kommen sie aus einer mittleren Schicht, hinsichtlich des sozialen Hintergrundes gehören sie, abgesehen von zwei Ausnahmen, dem Mittelstand an. Ich habe die Auswahl so getroffen, weil die Vermutung naheliegt, daß der »bürgerliche Durchschnitt« der Frauen in Indien dem bürgerlichen Durchschnitt der Frauen in Deutschland am ehesten entspricht.

Man sollte meinen, daß eine Frauenärztin in einer mittelgroßen indischen Industriestadt, noch dazu, wenn sie jahrelang in den USA gearbeitet hat, ihren Kolleginnen in Bochum oder Frankfurt sehr ähnlich sei. Wenn man sie aufsucht, um sich eine Medizin verschreiben zu lassen, wird man sich in dieser Annahme bestätigt fühlen. Was man freilich entdeckt, wenn man das Sprechzimmer durch die Tür »privat« verläßt ... – aber das steht in meinem Bericht.

Diesem Buch möchte ich eine allgemeine Einführung mitgeben, um den kulturellen und sozialen Hintergrund der Frauen, von denen ich erzählen will, besser erkennbar zu machen. Das Religiöse bestimmt das Leben der Inderin. Wer etwas über sie erfahren will, muß zuerst einen gewissen Einblick in den religiösen Hintergrund erhalten.

Soziale Ordnung und Heilsordnung sind noch immer identisch

Das religiöse und das weltliche Leben der sogenannten Hindu-Gesellschaft sind untrennbar miteinander verbunden. Auch die Verfassung eines Säkularstaates, die sich das unabhängige Indien gegeben hat, konnte daran bisher nichts ändern. Die Ministerpräsidentin sitzt zu Füßen einer Heiligen, und jeder weiß, daß ihre politisch-gesellschaftlichen Anschauungen links gerichtet sind. Indira Gandhi besuchte Mataji nicht aus Berechnung oder Heuchelei: Ein »linker« Inder ist etwas anderes als ein »linker« Europäer.

Die Sonntagsausgaben der größten indischen Tageszeitungen brachten kürzlich Großanzeigen eines der mächtigsten Industrieunternehmen, auf denen Rama-Krishna, ein berühmter Heiliger des vergangenen Jahrhunderts, abgebildet war. Unter dem Bild stand »Gib mir deine innere Schönheit, o göttliche Mutter*, die Reinheit des Geistes!« Dann folgte ein erklärender Text über Rama-Krishna. Im letzten Abschnitt hieß es: »Indien hat viele Heilige hervorgebracht, die die universale Brüderlichkeit aller Menschen predigten und danach strebten, die auseinandertreibenden sozialen Kräfte zum Wohle des Ganzen zu vereinen. Wir streben danach, altehrwürdige Prinzipien mit modernen Methoden der Produktion und des Managements zu vereinen ...« Man irrt, wenn man glaubt, diese An-

* Siehe Seite 19.

zeigen würden auf der Maxime der englischen Puritaner »Sie sagen Gott und meinen Baumwolle« beruhen. Ich habe das selbst geglaubt, bis ich die Firmeninhaber kennenlernte. Sicher sind sie moderne Geschäftsleute, aber sie sind so erfüllt von den Werten der Hindu-Tradition, daß sie diese Werte auch zur Basis ihrer geschäftlichen Werbung machen.

Die sozial-religiösen Grundsätze der Hindu-Gesellschaft sind im Manu Smrti, dem Werk des legendären Weisen Manu zusammengefaßt. Man nimmt an, daß er im 2. Jahrhundert vor Christus gelebt hat. Er verkündete die Lehre von den vier Lebenszielen: religiös-soziale Pflichterfüllung (dharma), Mehrung der Familienhabe (artha), Teilnahme an der kosmischen Ordnung durch das Medium der Sinne und der Sinnesfreude (kama) und schließlich Erlösung (moksha) als das letzte und eigentliche Ziel: Es ist nur durch Abkehr von der Welt zu erreichen. Nach der Geburt des ersten Enkels soll sich der Gläubige aus dem häuslichen Leben zurückziehen und Einsiedler werden.

An den heiligen Strömen, vor allem am Ganges, und an den Pilgerstätten trifft man alte Zweisiedlerpaare, die dort in kleinen Hütten leben, und man begegnet Hunderten von älteren Frauen, meist Witwen, die als Bettelmönchinnen durch die Lande ziehen.

Oft habe ich sagen hören, der heutige Status der indischen Frau sei beklagenswert, wenn man ihn mit ihrer Stellung im vedischen Zeitalter vergleiche: Damals habe sie volle Gleichberechtigung besessen, auch in sexueller Beziehung. Diese Behauptung stützt sich auf vedische Texte. »Damals« meint die Zeit nach der Einwanderung der vedischen Arier, und die Entstehung des Veda wird in das Jahrtausend zwischen 1500 und 500 vor Christus gelegt. Einer der häufig zitierten Texte steht im Asvalayana-Grhy-Sutra. Dort wird dem jungen Mann geraten, ein Mädchen zu heiraten, daß »die Merkmale der Intelligenz, der Schönheit und des guten Charakters besitzt und frei von Krankheit« sei. Dem jungen Paar wird zugerufen:

»Praktiziert das dharma gemeinsam!«

Aus dem Manus Smrti zitiere ich: »Die Frau muß von ihrem Vater, den Brüdern, dem Gatten und den Schwägern verehrt und geliebt werden. Wo Frauen wahrhaft verehrt und geliebt werden, da freut sich die Gottheit.«

In der Brihadaranyaka-Upanishad interpretiert der Hausvater die Liebe der Eheleute zueinander als Liebe zu dem göttlichen Absolutum in der Seele des Partners: »Fürwahr, nicht um des Gatten willen ist der Gatte lieb, sondern um des atman willen ist der Gatte lieb. Fürwahr, nicht um der Gattin willen ist die Gattin lieb, sondern um des atman willen ist die Gattin lieb.«

Unter dem weltverneinenden Einfluß des Buddhismus wird die Frau aus ihrer angesehenen Stellung verdrängt. Nach tausendjähriger buddhistischer Herrschaft kehrt Indien zu seiner alten brahmanischen Religion zurück, die durch den großen Philosophen Shankaracharya eine philosophische Sublimierung und Ausweitung erfahren hat. Bald darauf beginnt die Herrschaft der Muslims, und unter muselmanischem Einfluß wird die Frau beinahe zu der Zweitrangigkeit degradiert, die ihr noch heute in vielen muselmanischen Ländern anhaftet.

Die Gatten repräsentieren Gott für einander

Die hinduistische Frau wird dazu erzogen, in ihrem Ehemann eine Repräsentanz der Gottheit zu sehen und zu verehren. Das muß vor dem Hintergrund der monistischen Vorstellung der Vedanta-Philosophie gesehen werden. Wenn das höchste brahman, das heißt die überpersönliche Gottheit, in allem ist, so ist sie auch in dem Ehegatten und erheischt Verehrung.

Mataji, die Heilige, von der zu Anfang gesprochen wurde, ermahnt Familienväter zu der gleichen ehrfürchtigen Haltung

gegenüber ihrer Ehefrau und ihren Kindern. Ich habe sie wiederholt zu Männern sagen hören: »Denke daran, daß deine Frau Gauri (die göttliche Gemahlin Shivas) ist und erkenne in deinem Sohn Gopal (den Gott Krishna in seiner Gestalt als Knabe) und in deiner Tochter Sarasvati (die Göttin der Künste), so wird es dir nicht schwerfallen, liebevoll mit ihnen allen umzugehen.«

Ich habe eine parsische Freundin, die im westlichen Sinne nicht nur gebildet, sondern auch ein selbständiger denkender und handelnder Mensch ist und »gleichwohl« in einer sehr glücklichen Ehe lebt. »My great Lord and my little Lord ...«, sagt sie öfter und dabei meint sie: »Gott und mein Mann werden dieses oder jenes Problem richtig lösen!« Beide sind »My Lord« für sie. Sie kennt die psychologischen Schwierigkeiten ihres »kleinen Herrn« besser, als die meisten Europäerinnen die Schwierigkeiten ihrer Männer kennen, und führt ihren little Lord mit Liebe und Klugheit.

Der Grundgedanke der indischen Religiosität ist die Überwindung der Grenze zwischen Gott und Mensch. Die menschliche Einzelseele, das atman, ist identisch mit brahman, der All-Seele, oder besser der höchsten göttlichen Realität. Der Sinn des Lebens besteht darin, diese Einheit, die dem Unwissenden verborgen ist, nicht nur zu erkennen, sondern existentiell zu realisieren. Alle Heilswege (Arten des Yoga) gelten diesem Ziel. Die vielen Götter werden als personhafte Aspekte des apersonalen brahman betrachtet. Indem der Gläubige sie liebt und verehrt (bhaktiyoga), bereitet er sich auf den letzten Schritt vor, der nur den erlauchtesten Seelen nach zahllosen Wiedergeburten gelingt: auf die unio mit dem brahman. Menschen, die diese Realisation vollzogen haben, sind Erleuchtete und Erlöste. Aus diesem Grunde werden bedeutende spirituelle Führer mit »Gott« (bhagvan) angeredet und oft als inkarnierte Gottheit verehrt und angebetet. Mataji gehört zu ihnen.

Rama-Krishna, der große Heilige des letzten Jahrhunderts, war ein Priester und leidenschaftlicher Anbeter der Mutter-

gottheit Kali⁴. Er widmete dieser Göttin, all ihren grauen-erregenden Bildnissen zum Trotz, die zärtlichsten Hymnen. Er war verheiratet und lebte mit seiner Frau, die seine bedeutend-stc Schülerin war, in einem ashram. Dabei erblickte er in ihr eine Verkörperung der göttlichen Mutter des Universums, die er anbetend verehrte. Einer seiner Schüler schrieb darüber: »Es benahm mir den Atem, zu sehen, mit welch natürlicher Leich-tigkeit Rama-Krishna die göttliche Mutter in seiner Frau Sarada-Devi verehrte und zugleich die Rolle des gewöhnlichen Ehe-mannes spielte, indem er Haushaltssorgen mit ihr beriet und ihr erlaubte, am Abend seine schmerzenden Füße zu massieren.« Sarada-Devi verehrte in ihrem Gatten ebenfalls eine Inkarna-tion der göttlichen Mutter.

Die männlichen Hirtinnen

Der Unterschied der Geschlechter hebt sich an manchen Punk-ten der religiösen Praxis in verblüffender Weise auf. In Vrinda-ban, dem Ort, wo nach der Legende Krishna unter den Hirten aufgewachsen ist, trifft man männliche Pilger in weiblicher Kleidung. Sie tragen den Sari und schmücken sich wie Frauen. Die Liebe des jugendlichen Gottes Krishna zu den Hirtinnen von Vrindaban, den gopis, wird in zahlreichen Liedern, Gedichten und Legenden als Symbol für die Liebe zwischen Gott und der menschlichen Seele gefeiert. Die Pilger im Frauen-gewand identifizieren sich mit den gopis zu Ehren ihres gelieb-ten Gottes Krishna. Sie glauben, daß sie durch die Gottesminne (bhakti) zur höchsten Erleuchtung und Erlösung gelangen kön-nen. Oft verbergen sich unter den »gopis« Supermänner mit schlechtrasierten Bärten und muskelbepackten Armen. Aber es

⁴ Kali ist einer der Namen der göttlichen Mutter. Sie gilt als die Zerstö-rerin des Bösen und wird häufig mit einer Girlande aus abgeschlagenen Köpfen dargestellt.

ist falsch, hinter diesem »Spiel« Homosexualität zu vermuten; es gibt unzählige bhakta⁵, Männer und Frauen, die eine solche Maskerade weder nötig noch geschmackvoll finden und sich trotzdem mit den echten gopis identifizieren.

Ich habe eine fünfunddreißigjährige Bettelmönchin kennengelernt, die jahrelang in männlicher Verkleidung umherzog. Gegen ihren Willen wurde sie mit zwanzig Jahren verheiratet. Da sie fest entschlossen war, das Leben einer religiösen brahmacharini⁶ zu führen, trat sie zunächst in Hungerstreik. Sie hatte damit keinen Erfolg, und so flüchtete sie bei Nacht aus dem Haus ihres Schwiegersvaters. Lange Jahre lebte sie unerkannt in der Tarnung eines Bettelmönchs. »Wenn ich bemerkte, daß jemand Verdacht geschöpft hatte, rückte ich in der nächsten Nacht aus«, sagte sie. Heute lebt sie in einem ashram unter anderen brahmcharinis, aber es zieht sie immer wieder für Monate in die Waldeinsamkeit.

So fremdartig uns dieses religiöse Überspielen der Geschlechtergrenze anmuten mag, es ist Ausdruck einer ursprünglichen, phantasievollen, Körper und Seele in gleicher Weise durchpulsenden Kraft, die uns zeigt, wie jung die uralte Kultur dieses Volkes ist.

Verliebt euch in mich!

In Allahabad kam ich an einem Feiertag des Gottes Krishna in die Festgemeinde einer höheren Schule. Die Schüler verehrten den jugendlichen Gott in der Repräsentation durch eine siebzigjährige Frau. Diese Frau war der guru einer großen Gemeinde, von der sie geliebt und verehrt wurde. Die Jungen hatten sie, gemäß einer Sitte, als Krishna verkleidet und schaukelten sie auf einer Hängeschaukel, und auch sie selbst ging ganz in diesem

⁵ Gläubige, die den Heilsweg des bhakti (Gottesminne) gehen.

⁶ Ehelose Novizin im Mönchsstand.

Spiel auf. Später hörte ich sie im Gespräch mit Männern zwar lachend, aber mit ernstem Unterton sagen: »Wenn ihr euch unbedingt verlieben müßt, so verliebt euch in mich. Das schadet weder euch selbst noch euren Frauen und Kindern.« Offenbar fanden es alle selbstverständlich, daß die alte Frau, eine durch Weisheit, Charme und Temperament faszinierende Erscheinung, sich zum neutralisierenden Blitzableiter für die erotischen Energien ihrer Jünger anbot.

Indien ist ein Land merkwürdiger Extreme: Im religiösen Bereich erleben wir die Verwischung der Grenze zwischen den Geschlechtern, im täglichen Leben dagegen wird vielfach eine konsequente Trennung der Geschlechter praktiziert. An Bahnhöfen, an Kinokassen, bei vielen Behörden gibt es Schalter, an denen sich nur Frauen anstellen. In den Omnibussen setzen sich fremde Männer und Frauen selten nebeneinander, eher nimmt man mit einem Stehplatz vorlieb. In den Zügen gibt es gesonderte Frauenabteile. Erst wenn dort kein Platz mehr frei ist, setzen sich die weiblichen Fahrgäste in die anderen Abteile, die Männern und Frauen zur Verfügung stehen. Häufig trennen sich die Familien. Während die Frauen mit den Kindern in das Frauenabteil gehen, setzen sich die Männer in das allgemeine Abteil. Die Wartesäle der Bahnhöfe, in denen viele Reisende auch übernachten, sind ebenfalls nach Geschlechtern getrennt. Männer dürfen ihre Frauen in den gentlemen's waiting-room mitnehmen, umgekehrt ist es nicht erlaubt.

Wenn ein Arzt ins Dorf kommt, um Schutzimpfungen vorzunehmen, stellen sich die Bewohner in zwei Schlangen an. Bei religiösen Veranstaltungen und in Tempeln wird die Trennung streng durchgehalten. Auch bei vielen Familienfesten werden die Mahlzeiten getrennt eingenommen. Nach dem Essen, wenn man nur noch plaudernd beisammen sitzt, ist es das gleiche. Ein junger Mann sagte dazu lachend: »Glauben Sie, wir Männer haben Lust, in unseren Gesprächen über Politik, Philosophie oder geschäftliche Dinge von dem Geschwätz der Frauen gestört zu werden?« Und eine Frau, die ich ebenfalls

nach der Ursache dieser Trennung fragte, gab mir zur Antwort: »Die Männer wollen doch nicht unser einfältiges Geplauder über Rezepte, Schmuck und Kindererziehung hören.«

Alltagsleben mit den Göttern

Diese Trennung der Geschlechter sollte die Frauen vermutlich vor der Zudringlichkeit der Männer schützen. Im allgemeinen sind die Männer, auch gegenüber der Ausländerin, sehr zurückhaltend. Ein junger Bankbeamter aus Delhi sagte mir: »Unsere Mütter erziehen uns noch immer nach dem Ideal des legendären Königsohnes Lakshama. Er lebte zehn Jahre lang mit seinem Bruder, dem Gottkönig Rama⁷ und dessen Gemahlin Sita in einer Waldklause. Es wird erzählt, er habe seinem Blick niemals erlaubt, von Sitas Füßen aufwärts zu wandern.«

Im Bewußtsein des traditionsgebundenen Inders sind die alltäglichsten Ereignisse des häuslichen und familiären Lebens durch die Vorbilder der Gottheiten mitbestimmt. Im südindischen Tiruvananamalai besuchte ich in einer Vollmondnacht den Arunashala-Eshwara-Tempel, der dem Gott Shiva geweiht ist. In fröhlicher Prozession geleitete eine Festgemeinde das Bildnis des tanzenden Shiva zum Schrein seiner göttlichen Gemahlin Parvati. Musik, Gesang, Tanz und eine verschwendende Lichtfülle hatten die Gläubigen in ekstatische Begeisterung versetzt. Ich beobachtete einen vornehm wirkenden älteren Mann, der mit erhobenen Armen anmutig um das Bild des Gottes tanzte und dabei laut jubelte. Im Vorbeigehen nickte er mir lächelnd zu und sagte in elegantem Englisch: »Sind wir nicht alle Kinder Gottes? Heute nacht besucht Lord Shiva seine Gemahlin, und wir freuen uns mit ihm!«

Ich traf den Mann am nächsten Tag wieder. Er war ein

⁷ Siehe im Anhang unter Ramayana.

Universitätsprofessor aus Delhi. Wir fuhren mit demselben Zug zurück in den Norden. Der Professor reiste mit seinem Diener, der sich um das Gepäck seines Herrn kümmerte. Nur einen schön ziselierten Silberkasten trug der Gelehrte selbst bei sich. Es war ein kleiner Reiseschrein mit dem Bildnis seines ista-devata⁸, einer Durga. In Delhi wurde mein Reisegefährte von seinen beiden Töchtern am Bahnhof abgeholt. Sie begrüßten ihn, indem sie seine Füße berührten. In konservativen Familien ist diese Ehrfurchtsbezeugung üblich.

Im indischen Götterkult wird fast jede männliche Gottheit mit ihrer Gemahlin verehrt, und zwar wird die Macht des Gottes, im Sanskrit die shakti, durch seine Gemahlin dargestellt. Die shakti oder Gemahlin des Gottes Vishnu, des Erhalters der Welt, ist die Göttin Laxmi, die als Beschützerin der Familie und des Wohlstandes verehrt wird. In unzähligen Schriftstellen und Legenden wird betont, daß der Gott erst zusammen mit seiner shakti »ganz« sei, und wer einen der beiden anbete, verehre auch den anderen. So gilt das männliche Prinzip in der Gottheit als ewig unbeweglich in sich selbst ruhendes Sein und das weibliche Prinzip als shakti, die unermüdlich wirkende Dynamik der göttlichen Macht.

Es ist üblich, daß der Gläubige sich neben der Familiengottheit eine Lieblingsgottheit (ista-devata) wählt, die er während seines ganzen Lebens verehrt. Die Millionen Shaktianhänger, die zu einer der zahllosen Muttergottheiten beten, verehren Gott in der Gestalt der »ewigen Mutter des Universums«, der »All-Liebenden«, »All-Erbarmenden«, »Allmächtigen«. Um die Gestalt jeder dieser Göttinnen ranken sich andere Mythen und Legenden, und doch bezeichnet jeder der tausend Namen der shakti nur einen Aspekt derselben göttlichen Mutter. Die Tatsache, daß die Gläubigen nicht Gott-Vater, sondern Gott-Mutter verehren, hat natürliche Folgen für die Stellung der Frau. Eine der Auswirkungen dürfte darin zu sehen sein, daß es einer

⁸ Lieblingsgott.

Frau erlaubt ist, an der Spitze des Staates zu stehen. Die andere zwingende Konsequenz, der Frau Gleichberechtigung in der Gesellschaft einzuräumen, wird im praktischen Leben nicht gezogen. Indische »Logik« hat wenig mit dem zu tun, was uns »logisch« erscheint.

Sita als Leitbild

Das ganze Jahr über werden bei festlichen Anlässen in Schulen, in religiösen Gemeinschaften und in den ashrams Mythen und Legenden aufgeführt. Immer wieder kann man beobachten, wie intensiv die Zuschauer an dem Schicksal ihrer Götter und Helden teilnehmen. Mit Begeisterung beteiligen sie sich am Spiel, singen und rezitieren mit.

Die Geschichte von Sati, der Gattin Shivas, deren Herz vor Scham zu schlagen aufhört, weil der göttliche Gemahl von ihrem Vater beleidigt wird; oder die Legende Savitris, die dem Todesgott Yama in sein Reich folgt, um ihm das Leben ihres Gemahls abzulisten – »so lieben es die Götter, von dem Opfermut der Menschen besiegt zu werden« –, immer wieder liest und hört man es als Mysterienspiel, als Lied, als Gedicht oder als Erzählung. Diese Legenden haben das Idealbild der indischen Frau geprägt.

Keine der Göttinnen und keine der mythischen Frauengestalten drückt das gültige Frauenideal so vollkommen aus wie Sita, die Gattin des Gottkönigs Rama. Sie ist der Inbegriff der Reinheit, Schönheit, Treue und Selbstlosigkeit. Sita wird von Ravana, dem König der Dämonen, geraubt und auf der Insel Ceylon gefangen gehalten, bis sie der Gemahl mit Hilfe des treuen Affen Hanuman befreit. Nach der Rettung vollzieht Rama ein Gottesurteil: Sita muß in die Opferflamme springen. Bleibt sie unversehrt, so beweist sie, daß sie ihrem Gemahl die Treue gehalten hat. Sita beweist ihre Unschuld: Agni, der Gott

des Feuers, bringt sie unversehrt zu Rama zurück.

Wir können uns nicht vorstellen, mit welcher Macht die Göttin Sita das Leben der indischen Frau und des indischen Mannes beeinflußt. An ihr orientiert man sich in kritischen Situationen, von ihr holt man sich Trost. Man betet zu ihr, man besingt sie, man meditiert ihr Schicksal und verehrt sie in feierlichen Riten.

Einbettung in das kosmische Geschehen

Der indische Mensch weiß und fühlt sich weit mehr als der Abendländer eingebettet in das kosmische Geschehen, in dem alles auf jedes einwirkt. Auch hier wieder die Idee von der letzten und umfassenden Einheit: Sarvam kalvidam brahman – alles dies ist brahman. Die Unwissenden, die ein abgesondertes Ich-Leben führen und egoistisch handeln, stören die kosmische Harmonie und schaden ihrem persönlichen Heil. Die Verwobenheit mit dem Kosmos begegnet uns auf Schritt und Tritt: Sonne, Mond, Feuer, Wasser, bestimmte Tiere, Bäume und Pflanzen sind heilig oder werden als Gottheit verehrt.

Das Horoskop, die Abstimmung des eigenen Handelns mit dem Gang der Gestirne, spielt eine wichtige Rolle. Für alles gibt es günstige und ungünstige Zeiten: für Geschäftsabschlüsse, für Parteigründungen, für Hochzeiten, Hauseinweihungen, Reisen usw. An manchen Tagen sieht man fast leere Züge fahren, weil die Astrologen von Reisen abgeraten haben.

Sicher kompliziert es das Leben, wenn man auf diese Dinge Rücksicht nehmen muß, aber das wird aufgewogen durch die Gewißheit einer unverlierbaren Geborgenheit in der kosmischen Ordnung.

Die Wahrheit soll ins Blut gehen

Eines Tages wartete ich am Portal eines südindischen Tempels auf einen Bekannten. Dabei sah ich aus verschiedenen Richtungen zwei Hochzeitszüge näher kommen. Der eine Zug kam ziemlich schnell. Die Bewegungen der Frauen waren von kräftig ausschreitender Rüstigkeit. Der andere Zug bewegte sich gemessen und feierlich. Die Braut und ihre Begleiterinnen schritten mit der anmutigen Würde junger Königinnen. Mein Bekannter sagte mir später: »Die Leute, die so schnell gingen, waren Shudras, die anderen gehörten zur Kaste der Brahmanen.«

Der Leser wird fragen, was das Tempo der Hochzeitsprozessionen mit der kosmischen Einbettung zu tun hat. Es gibt hier eine Relation. Die Erziehung der brahmanischen Frau beruht auf einer jahrtausendealten Überlieferung. Die Frau ist prakreti. Dieses Wort wird häufig mit Natur oder Materie übersetzt, aber wie für so viele Sanskritbegriffe gibt es in unserer Sprache keine treffende Übersetzung. Als prakreti ist die Frau das Medium der Verkörperung für den purusha, das als männlich verstandene geistige Prinzip. In der prakreti findet der purusha seinen stofflichen Ausdruck.

Von früher Kindheit an lernt das Mädchen* seine Körperhaltung, seinen Gang, die Bewegung seiner Hände und Füße und schließlich den Gesichts- und Augenausdruck in Einklang mit dem Geistigen zu bringen. Dabei wird nicht mit den Mitteln rationaler Schulung oder willensmäßiger Kontrolle und Beherrschung gearbeitet, sondern mit einer Einfühlung, deren Ziel das Geöffnetsein und die Sensibilisierung ist, eine sich ständig vervollkommnende Durchlässigkeit des Körperlichen für das Geistige. Das wird manchmal so ausgedrückt: »Alles an dir, auch dein Körper, ist für Gott da.« Oder: »Mit allem, was

* Das hier Gesagte gilt nur noch für die Erziehung in traditionsbewußten brahmanischen Familien.

du hast, sollst du Gott aussagen.« Die Wahrheit, die als eines der Synonyme für das Göttliche betrachtet wird, soll »in das Blut gehen«. Sie soll eine Verwandlung bis in die Zellen hinein bewirken.

Das ist einer der großen alten Träume der indischen Seele. Um seine Verwirklichung haben sich viele Weise und Yogis bemüht.

Bei manchen brahmanischen Frauen und Männern drückt sich das geistige Niveau in einer ergreifenden Schönheit aus. Spontan glaubt man zu erkennen: Hier ist Schönheit der Ausdruck des völligen Geöffnetseins für das Göttliche. Der purusha ist vollkommen in die prakreti aufgenommen.

Dieser Erziehungsprozeß formt den ganzen Lebensbereich des konservativen Brahmanen. So wird zum Beispiel die Auswahl und Zubereitung der täglichen Speisen nach besonderen Gesichtspunkten vorgenommen, weil für ihn jedes Nahrungsmittel einen bestimmten Einfluß auf Seele, Geist und Körper hat. Bei der Wahl der Kleider und des Schmucks müssen tiefere Kräfte und Bedeutungen berücksichtigt werden. So kann die besondere Legierung einer Halskette Krankheiten wie etwa Gelbsucht heilen. Massage der Fußzehen kann heilend auf innere Organe einwirken usw. Der Reinlichkeitsbegriff spielt im täglichen Leben des Brahmanen eine zentrale Rolle. Der Inder lehnt das Wannenbad ab, er sagt: »Ihr schwimmt in dem Schmutz, der aus eurem Körper herausweicht.« Reinlichkeitsfanatiker reinigen sich jeden Morgen den Magen durch eine Aushebung und anschließende Ausspülung. Trinkgefäß vermeiden sie, mit den Lippen zu berühren. Ein Brahmane wird im rituellen Sinne verunreinigt, das heißt geistig und spirituell zurückgeworfen, wenn er Essen zu sich nimmt, das von einem Nichtbrahmanen gekocht wurde. »Die seelische Unreinheit und Unreife des Kochs geht in die Speise ein«, sagt die alte hinduistische Lehre. Wenn der Blick eines Kastenlosen auf die Speisen eines orthodoxen Brahmanen fällt, kann sie für ihn ungenießbar werden. Ich kenne Mönche, die hungrig, wenn

sie einer solchen Verunreinigung nicht ausweichen können. Und ich kenne Brahmanen, die es vorziehen, auf einer mehr-tägigen Reise zu fasten, wenn sie keinen Proviant bei sich haben, der von ihrem Koch oder ihrer Frau zubereitet wurde.

Problematik des Kastendenkens

Das Kastenbewußtsein der Brahmanen beruht auf einer aristokratischen Tradition und setzt sich bis in die untersten Schichten der Hindugesellschaft fort. Nicht nur innerhalb der Kasten, auch außerhalb, bei den sogenannten Unberührbaren, haben sich »Unterkasten« gebildet; und selbst diese sind so kastenbewußt, daß sie sich von jeder anderen »Unterkaste« bewußt distanzieren, die als niedriger gilt. Diese gesellschaftliche Struktur ist mit dem egalitären Denken des modernen, demokratischen Sozialstaates unvereinbar. Soziologische Untersuchungen zeigen, daß sich das Solidaritätsbewußtsein des Inders auf die eigene Unterkaste beschränkt. An der Grenze zur Unterkaste hört im allgemeinen jegliches Solidaritätsgefühl und jedes wechselseitige Verantwortungsbewußtsein auf. Angehörige derselben Unterkaste bezeichnen sich oft als Verwandte, auch wenn keine Familienverwandtschaft vorhanden ist. Ehen werden fast ausschließlich in derselben Unterkaste geschlossen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen ist auch heute noch die arrangierte Ehe durchaus die Regel, nach wie vor treffen die Eltern die Wahl des Partners, und die jungen Leute haben sich zu fügen. Im gehobenen Bürgertum hat sich in den letzten Jahren ein milderndes Verfahren durchgesetzt: Die jungen Leute dürfen den zukünftigen Ehepartner vor der Trauung einmal sehen und können dann selbst entscheiden, ob sie dem Vorschlag zustimmen oder nicht.

Mitgift – ein absurdes Problem

Mit Ausnahme weniger fortschrittlicher Familien scheint es heute noch in Indien üblich zu sein, daß Väter aus der Verheiratung ihrer Söhne ein Geschäft machen. Der Vater der Braut muß für den Ehemann in harter Münze Mitgift bezahlen, obwohl im Trauungsritus betont wird, daß »die junge Braut ein feierliches Geschenk ihres Vaters an den künftigen Schwiegersohn« sei. Väter aus der middle class haben gewöhnlich 5000 bis 10000 Rupien⁹ aufzubringen, wenn sie ihre Tochter verheiraten wollen. In den einfacheren Schichten begnügt man sich mit 2000 Rupien. Um einen Maßstab zu haben: Ein junger Volksschullehrer verdient etwa 150 bis 200 Rupien, ein gut ausgebildeter Ingenieur fängt mit 300 Rupien im Monat an. Die Höhe der geforderten Mitgift steigt, je besser der junge Mann beruflich ausgebildet und eingestuft und je weniger anziehend das Mädchen ist.

Ich habe Familieväter in großem Kummer davon sprechen hören, daß sie ihre Töchter nicht angemessen verheiraten könnten. Nicht wenige Mädchen bleiben unverheiratet, weil die Mitgift für eine ebenbürtige Heirat nicht aufzubringen ist. Unvergeßlich bleibt mir ein Bahnbeamter aus Allahabad. Der arme Mann hatte fünf Töchter und keinen Sohn. Um sie zu verheiraten, hätte er sich in Schulden stürzen müssen, die er niemals hätte abzahlen können. Seine beiden ältesten Töchter besuchten das College, sie waren gut begabt. Die Dritte, offenbar ein hochbegabtes Mädchen, schickte der Vater nicht aufs College. Er sagte dazu: »Wenn ich meinen Töchtern eine bessere Bildung gebe, muß ich auch einen beruflich besser situier-ten Ehemann für sie suchen. Ein gebildetes Mädchen wird unglücklich, wenn es einen ungebildeten Mann bekommt. Für meine ältesten Töchter bräuchte ich zusammen etwa 12000 bis

⁹ Eine Rupie hat z. Z. den ungefähren Wert von einer halben D-Mark.

14000 Rupien Mitgift, von den unsinnig hohen Hochzeitskosten abgesehen. Da beide leider dunkelhäutig sind und darum weniger Heiratschancen haben, kann ich trotz ihrer Collegebildung auf keine verbilligte Mitgift hoffen. Deshalb haben wir beschlossen, unsere beiden ältesten Töchter nicht zu verheiraten. Sie können arbeiten und sich selbst ernähren. Die drei jüngeren schicken wir auf weniger gute Schulen, dann werden sie zufrieden sein, wenn wir ihnen einfache Ehemänner suchen, vielleicht untere Beamte, die nicht mehr als 3000 Rupien verlangen, und mit denen sie glücklich werden können, weil ihre eigenen Ansprüche nicht zu hoch sind.« Selbst die »einfache Verheiratung« der drei Töchter wird den armen Mann zwingen, sich auf unabsehbare Zeit zu verschulden, denn die Beamtengehälter sind der Armut des Landes entsprechend von großer Kümmerlichkeit.

Der Staat hat sein möglichstes getan, um diese Unsitte der übermäßigen Mitgift zu bekämpfen. Seit 1961 ist das gesetzliche Verbot ausgesprochen. Dennoch liest und hört man, daß diese Unsitte weiter besteht. In einem noch relativ wenig durchorganisierten Land von der Ausdehnung eines Kontinents und mit einer stark traditionsgebundenen 550-Millionen-Bevölkerung ist es nicht verwunderlich, daß nützliche Gesetze lange Zeit tote Buchstaben bleiben.

Die Großfamilie noch vielfach intakt

Auf dem Land und in den kleinen Städten ist die sogenannte Großfamilie noch weitgehend intakt. Heiraten die Söhne, bleiben sie mit ihrer wachsenden Familie im Hause des Vaters; heiraten die Töchter, ziehen sie in das Haus des Schwiegervaters. Die Autorität ist nach dem Alter geregelt. Jeder kann sich von dem jüngeren bedienen lassen. Die Macht des Vaters

reicht über das ganze Haus, die Macht der Mutter über alle Frauen und Kinder. Nicht ganz einfach haben es die Frauen, die jung verheiratet in die neue Familie kommen. Häufig werden sie von ihren Schwiegermüttern und Schwägerinnen schikaniert, ohne daß ihre Männer sie in Schutz nehmen können.

Ein konservativer Inder sagte mir dazu: »Die jungen Frauen brauchen ein Training, um den Grad von Selbstverleugnung zu erreichen, der von einer Ehefrau und Mutter in unserem Land verlangt wird.« Doch kenne ich Familien, die auf dieses »Training« verzichten und den Standpunkt vertreten, daß die Bereitschaft zu aufopfernder Liebe besser durch Liebe geweckt werden kann. Mit der Geburt des ersten Sohnes gewinnt die junge Frau eine bessere Position, die sich mit jeder weiteren Geburt eines Sohnes verstärkt.

Es besteht kein Zweifel, daß die Frau, obwohl ihr von der indischen Verfassung Gleichberechtigung eingeräumt worden ist, vielfach noch für unmündig gehalten wird. Die Verantwortung für wichtige Entscheidungen liegt bei dem Mann; und die Frau stellt oft mit einer gewissen Betonung Scheu, Unbedarftheit, Ängstlichkeit zur Schau. Noch weiß sie mit ihrer Gleichberechtigung nichts anzufangen, noch verkörpert sie die Rolle, die ihr eine jahrhundertealte Tradition zugesetzt hat, und diese Rolle heißt Unterwerfung. Nur wenige Frauen sind so fortschrittlich, daß sie von ihren Rechten Gebrauch machen. Die Verfassung hat Mann und Frau die gleichen Scheidungsrechte eingeräumt, aber nur wenige Frauen wagen den Schritt der Scheidung; innerhalb der Großfamilie ist sie ohnmächtig, eigenständig zu handeln.

Und doch – die Frauen, die ganz in der Familie aufgehen, scheinen mir glücklicher und ausgeglichener zu sein als unsere Frauen, die sich zwischen Familie und Beruf zerreißen. Die berufstätige Inderin hat es einfacher als ihre Geschlechtsgenossin bei uns. Ihre häuslichen Verpflichtungen, die Sorge für ihre Kinder werden ihr von einem nicht berufstätigen Mitglied der Großfamilie abgenommen. Aber die fortschrittlich eingestell-

ten, jüngeren Ehepaare, bei denen sich die Berufstätigkeit der Frau langsam durchsetzt, leben häufig nicht mehr in der Großfamilie.

Frauen aus den unteren Schichten arbeiten hart

Bei den einfachen Leuten scheint die Vorstellung, daß Frauen konstitutionell weniger für Schwerarbeit geeignet sind, nicht zu gelten. 80 Prozent der indischen Frauen arbeiten in der Landwirtschaft - gegenüber 67 Prozent der Männer. Da die meisten Bauern wenig Land haben, wird die Landarbeit von den Frauen getan. Die Männer suchen sich eine zusätzliche Verdienstquelle. Man sieht Frauen die schwankenden Baugerüste an Hochhäusern ersteigen, mit einem Korb voll Steinen oder Zement auf dem Kopf; man sieht sie die Eselskarawanen mit Baumaterial beladen, treiben und abladen; man sieht sie die großen Körbe mit Fischen von den Anlegestellen der Boote auf den Markt schleppen; man sieht sie die Eisenbahnstrecken abgehen, um den Schotter zu ergänzen; man sieht sie im Straßenbau, und man sieht sie in den Fabriken. Sie leisten das gleiche wie der Mann, nur mit dem Unterschied, daß sie schlechter bezahlt werden.

Zusammenfassung

Ich kenne Frauen aus dem Mittelstand, die sich mit staunenswerter Unabhängigkeit über die Grenzen des Kasten- und Konfessionsdenkens hinweggesetzt haben und nach dem Prinzip einer allgemeinen mitmenschlichen Verantwortung leben und handeln. Die Triebfeder liegt weit mehr im Religiösen als

in der politischen Einstellung: Menschendienst ist Gottesdienst. Eine Freundin erklärte mir: »Ich kann nicht anders, als die Menschen lieben, die Gott über meinen Weg schickt. Das liegt daran, daß ich einfach nicht zwischen ihnen und mir unterscheiden kann. Ich fühle keinen Unterschied. All is one.«

Was für ein ungeheures Potential an liebender Dienstbereitschaft muß in den indischen Frauen aufgespeichert sein! Die Gesellschaft, in der sie leben, hat ihnen seit mehr als zwei Jahrtausenden keine Wahl gelassen. Ihre dienende Aufopferung entsprang nicht einer freien moralischen Entscheidung, sondern wurde durch die Tradition gefordert und vollzogen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hat die indische Frau ihr Aktionsfeld in der Familie gesucht. Wenn sich ihre Verantwortungsbereitschaft nicht mehr allein auf die Familie, sondern auf die größere Gemeinschaft konzentrieren könnte, würden viele der Sorgen, die den Freund dieses Landes beunruhigen, gegenstandslos. Der Prozeß der Umerziehung hat begonnen, aber er umfaßt ein Arbeitsprogramm von riesigem Ausmaß. Am Beispiel des geringen Erfolges in der Familienplanung läßt sich aufzeigen, wie groß die Schwierigkeiten sind.

Die Balance zwischen Gestern und Morgen zu finden, wird in Zukunft die Aufgabe der Frau sein. Ein so riesiges, von großen Spannungen und Gegensätzen zerrissen Volk kann nur schrittweise zu einem Selbstverständnis gelangen, das für die Zukunft trägt. Es gibt alle erdenklichen Strömungen, vom Chauvinismus fanatischer Hindus bis zum Kommunismus russischer oder chinesischer Observanz, und es gibt jene Haltung, die das Englisch-Amerikanische kritiklos anbetet. Zwischen den Extremen muß dieses Volk seinen Weg finden. Die Tradition kann nicht wie Ballast abgeworfen werden, sie muß als ein Kraftreservoir integriert werden. Wenn dieser Prozeß gelingt, wird der Westen, dessen Gefahr die Technokratie ist, von Indien lernen können. Die Problematik der indischen Situation liegt in der Riesenhaftigkeit der Ausmaße. Indien hat die Größe eines Kontinents. Nur ein nüchterner Heroismus kann es wa-

gen, sich den Aufgaben zu stellen. Indira Gandhi sagte einer deutschen Journalistin über die Lage derer, die sich der Verantwortung bewußt sind und danach handeln: »Sie können sich nicht vorstellen, wie es wirklich ist: Einige wenige müssen ein riesiges Becken voll mit zähem Teig in Bewegung setzen.«

RENU

Fortschrittlich und sozial aktiv,
aber Gandhi sagt ihr mehr als Marx

BONANI: »Ich kenne einige von diesen verwöhnten Sprößlingen eurer Wohlstandsgesellschaft, die es abenteuerlich finden, mit leerem Geldbeutel hier herumzureisen, weil der Reichtum ihrer Väter sie langweilt. Ihre Sorgen sind der reine Luxus. Die große Verweigerung! Das kann man sich nur leisten, wenn man satt ist. Dabei kommen sich eure langhaarigen Protestjünglinge noch edel vor, weil sie für die dritte Welt trommeln. Bei uns geht es um ganz andere Dinge. Die Hälfte unserer Studenten ist unterernährt und wohnt in schmutzigen Löchern ...«

RENU: »... man kann nicht Marxist sein, ohne Materialist zu sein, und das ist der Punkt, an dem ihr mir vorkommt wie Kinder ... Mir sagt Gandhi mehr als Marx ... Ich kämpfe gegen das Elend in dieser Welt, aber ich bin Spiritualist ...«

Renu lernte ich zufällig in einer muselmanischen Schule in Benares kennen. Mein Weg hatte mich öfter dort vorbei geführt. Eines Tages trat ich ein und bat den Schulleiter, einen würdigen Mullah, die Schule besichtigen zu dürfen. Sie war eine Stiftung reicher Kaufleute und wurde seit Jahren mit erheblichen Staatszuschüssen unterhalten. Die Unterrichtssprache für die dreihundertfünfzig Schüler war Urdu, die Sprache der indischen Muselmanen. Auch Hindi, die indische Staatssprache, wurde von Anfang an gelehrt und Englisch erschien auf dem Lehrplan der Oberklassen. Ein Lehrer zeigte mir einen Klassenraum, in dem etwa siebzig Schüler auf dem Boden saßen, drei Altersklassen in getrennten Gruppen. Nur fünf Prozent der Schüler waren Mädchen. Sie saßen in einer Ecke. »Die Tradition verbietet, daß sie nach Eintritt der Pubertät noch weiter in die Schule gehen«, erklärte mir der Lehrer. Diese Einstellung sei bei vielen Eltern noch ganz ungebrochen. Vorläufig reiche die

Schule nur für einen Teil der Jungen, dadurch kämen die Mädchen zu kurz.

In einem anderen Raum lernten sieben- und achtjährige Buben Koranstellen auswendig. In einem weiteren saßen bärtige, junge Männer über riesigen Büchern, künftige Mullahs, die arabisch lernten, um die heiligen Bücher im Originaltext lesen zu können. Ihr Lehrer war ein zarter, blasser, junger Mann mit einem edel geschnittenen Gesicht. Er hatte an einer berühmten Muslim-Universität studiert. Mein Begleiter erzählte mir: »Dieser Junge ist vom Geist des Propheten erfüllt und wird ein großer Gelehrter werden. Wir sind stolz auf ihn.«

Ehe ich die Schule verließ, bedankte ich mich bei dem Mullah. Ich sagte ihm, wie gut mir die Ordnung und Sauberkeit gefallen habe, nur eines enttäusche mich: der geringe Prozentsatz der Mädchen! Kaum hatte ich ausgesprochen, hörte ich eine Frauenstimme hinter mir triumphierend sagen: »Sehr gut, sehr gut! Reden Sie weiter!« Das war Renu, eine Dame in einem weißen Seidensari. Ich schätzte sie auf Anfang fünfzig. Ihr Haar begann grau zu werden, es fiel in Wellen auf die Schultern. Das Gesicht wirkte großzügig und intelligent, es strahlte Ruhe aus. Ruhe und eine gewisse solide Kraft lagen auch in ihrem Auftreten, als sie mich später in ein Wohnhaus desselben Stadtviertels führte. Sie erklärte mir, daß sie, unabhängig von einer Partei oder einer anderen Interessengruppe, für die Rechte der Frauen eintrete. Deshalb habe sie auch den Mullah besucht. »Aber diese alten Mullahs sind stockkonservativ, auch wenn sie es nicht zugeben wollen. Unter den Lehrern sind zwei fortschrittliche, junge Männer, ihnen habe ich meine Unterstützung zugesagt. Jeden Monat gehe ich einmal zu dem Präsidenten des Schulvereins, um weiterzubohren. Allmählich werden die Fortschrittlichen siegen!«

Während mir Renu von ihrer Arbeit erzählte, hatten wir einen dunklen Hof betreten. In dem zweistöckigen Haus lebten zehn Familien, die zu einer Sippe gehörten. Im Erdgeschoß waren sechs Webräume: dunkle Gelasse mit löchrigem Ze-

mentboden und zerbrochenen Lampen. Auf den Webstühlen spannten sich kostbare Seidensaris in leuchtenden Farben mit echten Goldfäden. Kleine Jungen saßen an einer Seite der Webstühle, um die Außenkanten der Stoffbahnen zu weben, während ein Erwachsener die ganze Breite webte. Diese Kinder kannten keine Schule. Sie arbeiteten neun bis zehn Stunden am Tag und bekamen dafür umgerechnet zwanzig bis dreißig DM Monatslohn. An einem Sari webte ein Erwachsener eine Woche. Dafür erhielt er vom Großhändler fünfzig bis sechzig DM. Die Hälfte etwa war sein Verdienst, das restliche Geld gab er für die Materialbeschaffung aus.

Die Gesichter der Leute waren gleichgültig, aber nicht unfreundlich. Auf meine Frage, ob diese Menschen mit ihrem Los zufrieden seien, sagte der Meister: »Sie arbeiten und beten, und sie sind froh, wenn sie in beidem nicht gestört werden. Der Kommunismus hat wenig Chancen bei ihnen, sie sind zu fromm, um sich für ihn zu erwärmen.«

Als wir auf die Hauptstraße zurückgingen, sagte Renu: »Was Sie hier gesehen haben, ist ein mittelständisches Wohnviertel. Diese Leute leben für Ihre Begriffe sicher armselig, für indische Begriffe leben sie bürgerlich.« Noch am selben Tage lud mich Renu in ihr Haus ein. Meine Besuche sollten sich des öfteren wiederholen. Das Haus lag am Rande der Stadt in einem Gartenviertel und war im offenen Rechteck gebaut. Im Hof gab es einen Brunnen, an dem der Diener morgens über offenem Feuer das Badewasser bereitete, einen zementierten Platz, wo die Wäsche und das Geschirr gewaschen wurden und ein paar Blumenbeete. Vor dem Haus war ein Rosengarten angelegt. »Rosenzucht war das Hobby meines Mannes«, erklärte mir Renu. »Wenn er nicht auf dem Gericht zu tun hatte, fand man ihn meistens hier.« In dem einen Seitenflügel des Hauses befanden sich zwei Baderäume, im anderen war die Küche; hier wurde noch traditionell gekocht: auf einem niederen Holzschemel sitzt man dabei vor dem offenen Feuer. Das Gemüse wurde am Boden geputzt.

Die Veranda nahm die ganze Länge des Hauptflügels ein und war zum Hof hin offen. Hier stand der Esstisch. Von der Veranda aus kam man in die Zimmer. Sie hatten die doppelte Höhe unserer modernen Räume. Die Wände waren weiß gekalkt oder holzgetäfelt, mit alten Familienbildern und englischen Stichen geschmückt. Die Möbel waren von geschmackvoller Einfachheit.

Renu wohnte im Erdgeschoß mit ihrer fast achtzigjährigen Schwiegermutter zusammen, einer stillen Frau, die gehbehindert war. Tagsüber kochte die alte Frau für die Familie, abends arbeitete sie im Rosengarten ihres Sohnes. »Wahrscheinlich betrachtet sie das als ein Vermächtnis«, sagte Renu, »ich würde gern einen Koch halten und den Garten verkleinern, aber so lange Mutter noch arbeiten kann, ist sie zufrieden.«

Die dritte Hausgenossin war eine vierundzwanzigjährige Studentin, verwitwet wie die beiden anderen Frauen. Sie war zwölf Jahre alt, als ihr Mann, selbst noch im kindlichen Alter, starb. Jetzt studierte sie Medizin. Sie kam aus einer konservativen, ländlichen Brahmanenfamilie, mit der sie brechen mußte, um ihren Weg in eine eigene Zukunft zu gehen. Renu hatte sie wie eine Tochter aufgenommen. »Dafür hilft sie mir bei meinen Schreibarbeiten und gibt mir Gelegenheit zu stürmischem Streitgesprächen.« Bonanis konservativer background habe bewirkt, daß sie sich nun vor Progressivität überschlage. Sie sei Kommunistin und erklärte Atheistin. Ihr derzeitiger Schwarm sei ein ehemaliger Collegedirektor, ein ausgemachter Wirrkopf, der seit geraumer Zeit halbnackt wie ein sadhu¹ herumziehe und für die freie Liebe unter Studenten plädiere. »Bonani ist sehr dafür«, erklärte Renu lachend, »aber für sich beansprucht sie eine Ausnahme: Ihren Freund möchte sie auf keinen Fall mit ihren Kommilitoninnen teilen.«

Renus Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, waren verheiratet. Die älteste Tochter lebte in derselben Stadt, arbeitete als

¹ Ein Mensch, der sich aus der Welt zurückzieht und sich Gott zuwendet.

Lehrerin und hatte zwei Kinder. »Ihre Kinder sind schuld daran, daß ich mich der Politik zugewandt habe«, sagte Renu. »Früher waren sie mehr hier als bei ihren Eltern, die beide berufstätig sind. Jetzt gehen sie in die Schule und ihre Großmutter muß sich um die Enkel anderer Großmütter kümmern, sonst würde das Leben zu langweilig.«

Kurz nach dem Tod ihres Mannes, vor acht Jahren, habe sie angefangen, sozial zu arbeiten. Einige Jahre lang sei sie Abgeordnete der Kongreß-Partei im Stadtparlament gewesen. »Aber das habe ich aufgegeben, um mich ganz auf die soziale Frauenarbeit konzentrieren zu können.« Zur Zeit versuche sie gerade, die Frauen eines muslimischen Armenviertels zu einer Wasserdemonstration aufzuwiegeln. In dieser Gegend gäbe es, abgesehen von der Regenzeit, täglich nur ein bis zwei Stunden Wasser. »Kein Wunder, daß die Leute im Schmutz verkommen und Krankheiten ein leichtes Spiel haben. Wenn das Wasser in der Hitze über zwanzig Stunden aufbewahrt wird, trinkt man sich Krankheiten an, selbst wenn man es abkocht. In den Vierteln der reichen Leute gibt es zu jeder Tag- und Nachtzeit Wasser. Wenn nicht genug Wasser zur Verfügung steht, muß es gerecht aufgeteilt werden. Ich wünschte, ich könnte die Frauen dazu überreden, eigene Initiative zu ergreifen. Das würde auch ihr Selbstbewußtsein stärken. Nichts haben sie nötiger!«

Als ich Renu fragte, wieso sie sich als Jaina² so intensiv um die Muslimfrauen bemühe, antwortete sie: »Sie leben noch rückständiger als unsere Frauen und die Hindufrauen. Man sieht sie kaum auf der Straße, und die meisten tragen noch die purdah³. Im übrigen interessiert mich die Religion eines Men-

² Der Jainismus ist eine um 500 v. Chr. entstandene antibrahmanische Reformbewegung, die heute noch etwa 1,5 Millionen Anhänger hat und im wesentlichen dem Hinduismus ähnlich ist.

³ Schleier, der den ganzen Körper bedeckt. Siehe auch Register am Ende des Buches. Indische Worte, die öfter vorkommen, werden dort angeführt.

schen, der meine Hilfe braucht, nicht. Bei meiner Arbeit helfen mir mehrere fortschrittliche Muslimfrauen.«

Renus zweites Sorgenkind war das städtische Hospital. »Die Stadtkasse ist immer leer. Wir haben nicht viel kräftige Steuerzahler⁴. Aber es gibt Dinge, auf die leichter verzichtet werden kann als auf ein modernes Krankenhaus: zum Beispiel auf den Neubau eines Stadthauses. Das alte ist zwar eine Höhle, aber sie tut es noch eine Weile. Es liegt nicht alles am Geld. Viel wäre schon erreicht, wenn es uns gelingen würde, mehr Sauberkeit durchzusetzen. Das ist eine Frage der Erziehung, die bei den Ärzten anfangen muß. Am wichtigsten wäre es, das Pflegepersonal dafür zu gewinnen.« Bonani habe ihr versprochen, einen studentischen Hilfsdienst zu organisieren. Sie sei gespannt, ob das klappen werde. »Im allgemeinen finden die jungen Leute aus besseren Familien, daß körperliche Arbeit unter ihrer Würde sei. Es wäre überraschend, wenn die Jungen und Mädchen mit dem Linkstrall eine Ausnahme machen würden. Aber vielleicht helfen sie uns beim Putzen!« Den Schwestern falle es selten ein, Besen oder Putztuch in die Hand zu nehmen. Das hänge mit den Kastenbestimmungen zusammen. Wenn der sweeper ausbleibe, würden die Toiletten eben nicht gereinigt. »Die jüngeren Schwestern finden es weniger schwierig, sich über die Kastenbestimmungen hinwegzusetzen, und in ein paar Jahren wird es diese Probleme nicht mehr geben.«

Als ich Renu das nächste Mal besuchte, bat sie mich, für ihre Wasseraktion ein Flugblatt zu entwerfen. Während wir überlegten, ob es ratsam sei, nur die Frauen oder auch ihre Männer anzureden, ertönte plötzlich ein Wutgeheul von der Veranda, das mich zusammenfahren ließ.

»Bonanis süßes Stimmchen!« sagte Renu trocken.

Fast gleichzeitig erschien eine elegante junge Dame an der

⁴ Obwohl Indien als das höchstbesteuerte Land der Welt gilt, ist das Steueraufkommen relativ gering. Auf Grund der allgemeinen Armut, zahlen nur etwa eine Million von etwa 550 Millionen Einwohnern Einkommensteuer.

Tür, deren Sari auffallend sexy geschlungen war. Die Anmutige warf eine Zeitung auf den Tisch, und alsbald sprudelte der schönste Unflat aus ihr hervor. Was sie so wild machte: Drei Männer hatten einen Dorftischler in der Nähe von Jaipur ermordet, um einen geheimnisvollen Schatz auszugraben, der von einer Schlange gehütet wurde. Aus der Kehle des Toten entnahmen sie ein paar Tropfen Blut, opferten es der Dorfgöttin Chandry-Mata, brachten das geopferte Blut zur Höhle der Schlange und begannen zu graben. Die Schlange schien den Ritus nicht zu respektieren und verjagte die Schatzgräber. Am nächsten Tag wurden drei Polizisten dorthin geschickt. Auch sie ergriffen die Flucht, weil »eine große, schwarze Schlange aus weiter Entfernung angeflogen kam«.

»Wolltest du vielleicht nach dem Schatz graben?« fragte Renu, »oder was macht dich so wild?« – »Die Polizisten!« antwortete das Mädchen, »stell' dir vor, diese Idioten glauben, daß es fliegende Schlangen gibt!«

»Bonani hat was gegen Polizisten«, sagte Renu, »aber das ist heutzutage eine internationale Studentenkrankheit. Dabei sind sie schlechtbezahlte und chronisch unterernährte Leute.« – »Wo gibt es noch Schatzgräber, Blutopfer für eine Dorfgöttin und fliegende Schlangen ...« »An den armen Tischler denkst du überhaupt nicht«, unterbrach Renu die Tiraden der jungen Dame, halb lachend, halb vorwurfsvoll. »Er ist kein Kapitalistenknecht wie die Polizisten!«

Am Nachmittag desselben Tages fuhr ich mit Renu in ein Dorf, das vierzig Kilometer entfernt am Ufer eines ausgetrockneten Flüßchens lag. Unterwegs gab sie mir eine Einführung in die bevölkerungspolitische Situation. In Indien werden in jeder Minute 22 Menschen geboren, das heißt 30 000 täglich und 12 Millionen im Jahr. Wenn es bei der jetzigen Zuwachsrate bleibe, werde sich das indische Volk, das heute etwa 550 Millionen zähle, in knapp dreißig Jahren verdoppelt haben. »In unserem Land gibt es schreckliche Probleme, aber das scheint mir das schrecklichste«, sagte Renu. »Wovon sollen

die Menschen leben?« Der family-plan sei ein Mißerfolg gewesen. Es habe sich herausgestellt, daß die propagierten und gelieferten Verhütungsmittel von vielen nicht angewandt worden sind. »Die Frauen in den Dörfern können größtenteils nicht lesen und brauchen eine gründliche Belehrung. Deshalb mache ich diese Ausflüge.«

»Obwohl du sagst, daß die Aktion fast sinnlos ist?«

Renu antwortete lange nicht auf diese Frage. Sie steuerte ihren Wagen gelassen und mit bewundernswerter Wendigkeit durch das Getümmel eines kleinstädtischen Basars. Nach einer Weile sagte sie: »Im Grunde seid ihr schuld daran mit eurer wissenschaftlichen Intelligenz, mit eurer Nächstenliebe und mit eurer Geschäftstüchtigkeit.«

Wir hielten, weil eine Frau mitten auf der Fahrbahn stehen blieb, um einen Kuhladen aufzulesen. »Sieh dir die Alte an! Vor ein paar Jahren sind die Leute im Durchschnitt nicht älter als sechsdreißig, siebenunddreißig Jahre geworden, heute werden sie über sechzig Jahre. Hat eine Frau zehn Kinder bekommen, sind sieben nicht groß geworden. Heute hat eine Familie im Durchschnitt sechs Kinder, die alle heranwachsen. Aber nur zwei Kinder könnte sie leidlich ernähren. Hättet ihr das Penizillin⁵ für euch behalten, wir hätten weniger Sorgen. Statt dessen schicken uns eure Wohlfahrtsinstitutionen zentnerweise das Zeug, das unsere hungrigen Mäuler am Leben hält. Manchmal hört man sagen: Das einzige, was uns wenigstens noch für zwei, drei Generationen retten könnte, wäre ein blutiger Krieg.«

»Wäre es menschlicher, die Lieferung von Medikamenten einzustellen?«

Renu lachte: »Für mich und meine Lieben bitte weiterliefern!

⁵ Entscheidend für das beängstigende Anwachsen der indischen Bevölkerung ist das Sinken der Sterberate, während die Geburtenrate in den letzten zwanzig Jahren fast gleichgeblieben ist. Ehe die westliche Hygiene und Medizin zur Auswirkung kam, wurde die Bevölkerung durch Säuglingssterblichkeit, Seuchen, Hungersnöte erheblich dezimiert.

Ich hoffe, du nimmst es nicht zu ernst, was ich gesagt habe. Diese Entwicklungen können nicht rückgängig gemacht werden, so wenig wie die Mondlandung und die Atomphysik. Doch wäre es kein Fehler, würden sich die Leute, die uns helfen wollen, mehr in unsere Probleme vertiefen. Dann hielten sie es nicht für Bosheit, daß wir trotz der gutgemeinten Hilfe noch immer nicht bei der Wohlstandsgesellschaft angelangt sind.«

Als wir das Dorf vor uns liegen sahen, sagte Renu: »Der family-plan hat noch nicht zu den gewünschten Resultaten geführt. Aber da ich keine bessere Lösung weiß, versuche ich, seine Fehler zu bekämpfen. Ein Frosch kann einen Elefanten töten, wenn er ihm in den Rüssel kriecht.«

Die Armseligkeit des Dorfes war erschreckend. Ein Drittel der Häuser waren Ruinen, von den Bewohnern verlassen. Die übrigen bestanden aus dürftigem Lehmgemäuer mit Strohdächern. Nur einige hatten feste Ziegelmauern und gedeckte Dächer. Die Kühe und Ziegen sahen so verhungert aus, daß man sich nicht vorstellen konnte, wie sie noch Milch geben sollten. Die Kinder liefen nackt um uns herum, manche mit aufgedunsenen Hungerbäuchen. Auf Bäumen und Büschen lag dicker Staub. Seit sieben Monaten war kein Tropfen Regen mehr gefallen, und das Wasser in den Brunnen sank unaufhaltsam. Die Frage war: Wird der Wasservorrat reichen, bis der neue Monsun die Flüsse, Seen und Brunnen wieder füllt?

Renu war nicht zum ersten Mal in diesem Dorf. Sie setzte ihren Rundgang bis zehn Uhr abends fort. Wo wir auftauchten, sammelten sich Frauen und Mädchen aus den umliegenden Häusern. Ich verstand zwar nicht, was gesprochen wurde, aber Renus Art gefiel mir. Sie brachte die Frauen zum Lachen und zum Reden. Sie sprach bedächtig, mit Pausen und beobachtete dabei ihre Zuhörerinnen. Manchmal stellte sie Fragen; zuerst an die alten, dann an die jüngeren Frauen. Meistens hielt sie ein Baby auf dem Arm.

Als wir aufbrechen wollten, lud uns ein Bauer in seinen Hof

zum Abendessen ein. Während wir auf dem Lehmboden saßen, Brotfladen und Gemüse von Blätter-Tellern aßen, diskutierte Renu mit unserem Gastgeber und den Nachbarsleuten, die sich im dunklen Hintergrund aufhielten. Mitten in diesem Gespräch, bei dem es zeitweise so heftig zuging, daß ich fürchtete, es könnte zum Streit kommen, zog Renu einen Zeitungsausschnitt aus der Tasche und bat den Bauern, ihn vorzulesen. Später erklärte sie mir, daß sie bei jeder Gelegenheit gegen die Unsitte der zu hohen Mitgift und der unsinnig pompösen Hochzeitsfeiern kämpfe. Die älteste Tochter unseres Wirtes werde im nächsten Monat heiraten, und er habe sich schon bei den Vorbereitungen so verschuldet, daß er nicht mehr daran denken könne, die Bewässerungsanlage seiner Felder in diesem Jahr auszubauen. »Und was war das für ein Zeitungsausschnitt?« – »Es war eine Meldung über einen südindischen Minister, der seinen Sohn verheiratete, ohne einen Pfennig Mitgift anzunehmen, und zur Hochzeit nur einundzwanzig Leute eingeladen hatte. Diese Bauern meinen, sie würden für Bettler gehalten, wenn sie nicht mehrere Tage lang Hunderte von Leuten bewirten. Ich erzähle ihnen jedesmal, daß mein Sohn auch keine Mitgift angenommen hat, aber ein Minister imponiert ihnen vielleicht mehr.«

Auf unserer Heimfahrt streikte der Wagen. Wir schoben ihn an den Straßenrand und rollten uns auf dem Vorder- und Rücksitz zusammen. Gegen Morgen wurde es so kalt, daß wir auf der Straße herumstampfen mußten, um wieder warm zu werden. Vor Sonnenaufgang hielt ein Bahnbeamter auf einem Motorrad an. Wir überredeten ihn, zurückzufahren und seinen Sohn zu rufen, der Automechaniker war. Der junge Mann konnte den Schaden in wenigen Minuten provisorisch beheben. Als wir uns im Schneckentempo der Stadt näherten, bot sich uns jenes Bild, daß den Indienreisenden immer von neuem vergrämt. Die Hindus sind von Kindheit auf daran gewöhnt, ihre Eingeweide vor dem morgendlichen Waschen zu entleeren. Zu Hunderten hocken sie dann an den Stadträndern, den was-

sergeföllten Becher neben sich, das zweite Gesicht unschuldig entblößt, und obliegen ihrer inneren Reinigung. Renu pfiff leise vor sich hin. »Sind wir nicht eine reinliche Nation?« sagte sie mit gerümpfter Nase und einer weitausholenden Handbewegung über die belebte Landschaft. »Als ich Stadtverordnete war, habe ich ein ganzes Jahr nur um Klos für dieses Randgebiet gekämpft. Es sind dann zwei Dutzend von diesen nützlichen Etablissements gebaut worden, fünf sogar mit Wasserspülung. Aber unsere feinen Klos wurden mit Verachtung gestraft. Eines Tages verriet mir ein altes Bäuerchen: Wenn ich den offenen Himmel nicht über mir sehe, kann ich einfach nicht! Das muß mit der metaphysischen Veranlagung zusammenhängen, die uns Indern nachgerühmt wird! Dann haben wir ein Experiment gemacht, obwohl es viel zu viel Geld gekostet hat. In sechs Klos ist das Dach abgerissen worden. Von Stund an wurden sie benutzt.«

Als wir heimkamen, überraschte Renu mich mit einer »Kulturtat«. Sie ließ einen großen Bottich ins Badezimmer tragen und mit warmem Wasser füllen: »Damit du europäisch baden kannst«, sagte sie.

Renus Schwiegermutter nahm an keiner unserer Mahlzeiten teil. Ich fragte Renu nach dem Grund. »Sie folgt den konservativen Vorschriften, wie eine Witwe zu leben hat«, antwortete Renu, »dazu gehört es, am Boden sitzend zu essen und alle Speisen zu meiden, die den Gaumen erfreuen. Reis isst sie nur dreimal in der Woche, und wie du bemerkt haben wirst, trägt sie nur weiße Baumwollsaris. Außerdem schläft sie auf dem Fußboden.«

»Und du denkst freier über das Witwenleben?«

»Wie du siehst. Ich esse alles, sitze dabei am Tisch, schlafe in einem Bett, gehe ins Kino und zu Parties. Außerdem trage ich weiße Seidensaris mit bunter Zierkante. Wenn wir allein sind, teile ich oft die Eßgewohnheiten meiner Schwiegermutter, freilich nur, um ihr einen Gefallen zu tun, nicht aus Sorge um mein Seelenheil.«

Am Abend dieses Tages erlebte ich Renu zum ersten Mal in explosiver Stimmung. Wir saßen beim Essen, als ihr Schwager kam, der jüngere Bruder ihres Mannes. Offenbar war er gekommen, um die eigenwillige Schwägerin einer Bemerkung wegen zur Rede zu stellen, die sie seinem Sohn gegenüber gemacht hatte. Nachdem er ein Weilchen wie die Katze um den heißen Brei gegangen war, sagte er plötzlich: »Hör mal, Renu, was hast du eigentlich gegen die RSS⁶ (Rashtriya Swayamsevak Sangh)? Sandeep behauptet, du hältst sie für eine faschistische Jugendorganisation!«

Renu reckte sich und bekam schmale Augen. »Das sind sie, bornierte und fanatische Faschisten, lieber Schwager, und falls du Sandeep zu ihnen gehen lässt, schicke ihn nicht mehr zu mir, sonst werde ich mein Bestes tun, ihn in Konflikte zu bringen. Für diese Hammelherde ist der Junge zu schade.«

Mein Tischnachbar sah mich mit einer säuerlichen Miene an. »In dem Punkt werden Renu und ich uns immer streiten«, sagte er ärgerlich. – »Sind Sie Mitglied der Jan-Sangh⁷?«

»Nicht nur Mitglied«, antwortete Renu statt seiner, »mein Schwager kandidiert für den Landtag.«

»Ja, weil ich für Ordnung und Sauberkeit im Staat bin und für die Bewahrung unserer großen Tradition.«

Renu hielt sich die Ohren zu. »Ich weiß, was jetzt kommt«, sagte sie, »der Säkularstaat ist ein Übel, wir brauchen einen reinen Hindustaat. Schließlich sind die Moslems doch nur Zwangskonvertiten aus der Zeit der islamischen Eroberer usw.

6 Die RSS gibt vor, eine rein kulturelle Organisation zu sein, die die traditionellen Werte der Hindu-Kultur pflegen will. In Wirklichkeit ist sie ein faschistischer Geheimbund mit militanter Jugendorganisation und bekämpft den modernen Säkularstaat.

7 Die Jana Sangh-Partei (Indische Volkspartei) ist eine Rechtspartei, die auf Hindu-Traditionalismus fußt und ihre Anhänger unter den Hindu-Flüchtlingen aus Ost- und Westpakistan und unter dem nordindischen Kleinbürgertum hat. Bei den Wahlen (1967) hatte sie mehr als 13 Millionen Wähler und war die stärkste Oppositionspartei im Kampf gegen die Kongreßpartei. Bei den Parlamentswahlen 1971 hatte sie starke Verluste.

usw.« Renu war während des Sprechens aufgestanden und an das Fenster getreten. »Verzeiht«, sagte sie, »eßt bitte weiter. Mir verschlagen diese Argumente den Appetit.« »Sie versteht das nicht«, sagte ihr Schwager mit einer forcierten Sanftmut, »von den Werten unserer geistigen Tradition hat sie nie viel gehalten.«

Renu lachte bitter: »Man darf diese geistigen Werte aber nicht mit Obskuranismus verwechseln! Erinnerst du dich an die primitive Propaganda gegen das Kuhschlachten, mit der die Jan Sangh das Rennen 1967 bei der Wahl machen wollte? In der ganzen Welt habt ihr uns lächerlich gemacht. Die Kuh als Wahlschlager! Paßte herrlich zu euch! Im Spätherbst 1966 hat es in Dehli bei einer Demonstration gegen das Kuhschlachten Tote gegeben. Splitterfasernackte sadhus marschierten für eure Parolen durch die Stadt.«

Ein paar Augenblicke war es still, dann erhob sich Renus Schwager und ging auf sie zu: »Du weißt genau, daß mir das Los der kleinen Leute am Herzen liegt, vor allem der Flüchtlinge aus Pakistan. Was können wir ihnen anderes geben als Selbstbewußtsein, und das geben wir ihnen, wenn wir an unsere große Tradition anknüpfen!«

»Zerbrich dir lieber den Kopf, wie du ihnen im praktischen Leben helfen kannst. Ihr füttert sie mit Ressentiments gegen die Muslims und gegen die winzige, angisierte Oberschicht, zu der du selbst gehörst. Jan Sangh ist durch und durch reaktionär. Ihr wollt die Kasten verewigen, die englische Sprache ausmerzen und die Religion zu Rate ziehen, wenn einer von euch niesen muß.« Renu öffnete die Tür, rief nach dem Diener und sagte zu ihrem Schwager: »Warum kommst du nie, solange es noch hell ist? Ich wollte dir schon lange meine neuen Rosenarten zeigen.«

Eines Tages nahm Renu mich in das muslimanische Stadtviertel mit, in dem sie mit ihrer Wasseraktion begonnen hatte. Es gab weder Felder noch Gärten, doch wirkte die Gegend dörflich-ländlich. Die Enge der Gassen und der altertümliche

Baustil mancher Häuser unterstrichen den Eindruck. Viele Häuser waren ein- oder zweistöckig, hatten weißgekalkte Ziegelmauern und waren mit Dachpfannen gedeckt. Hin und wieder sah man Lehmhütten mit Strohdächern. Im Zentrum des Viertels stand ein großer Baum, in seinem Schatten lag das Grab eines muslimischen Heiligen.

Es war Freitag, der Sonntag der Muselmanen. Männer und Frauen saßen in Gruppen und nach Geschlechtern getrennt auf den Treppen oder auf charpais⁸ vor ihren Häusern. Die Männer ließen Wasserpfeifen kreisen, die Frauen nähten und strickten. Zahllose Kinder und Schafe sprangen zwischen ihnen herum. Junge Burschen trieben Karawanen sandbeladener Esel durch die enge Gasse an Verkaufstischen vorbei, auf denen Gemüse feilgeboten wurde. Auf einer charpai hockte ein alter Mann, den Rosenkranz in der Hand; der Blick seiner aufgerissenen Augen starrte ins Leere.

Renu fühlte sich heimisch hier. Von allen Seiten kamen Kinder, um sie zu begrüßen. Männer und Frauen winkten ihr zu. Oft blieb sie stehen und wechselte ein paar Worte mit den Patriarchen, die rauchend und schwatzend beisammen saßen. Vier Stunden lang gingen wir in die Häuser, setzten uns zu den Frauen auf die Treppen oder hielten sie auf der Straße an, und meine Begleiterin versuchte, sie davon zu überzeugen, daß etwas geschehen müsse. »Es kommt jetzt auf die Frauen an«, sagte sie, »die Frauen leiden am meisten unter dem Wassermangel. Wir müssen uns verbünden. Wenn wir dreihundert, vierhundert oder gar fünfhundert sind, müssen sie uns anhören auf der Bürgermeisterei. Daß Männer demonstrieren, stört sie nicht in ihrem Büroschlaf, aber wenn fünfhundert Frauen kommen, werden sie aufwachen. Macht mit! Kommt in der purdah, wenn ihr euch dann sicherer fühlt. Wo ich wohne, gibt es vierundzwanzig Stunden am Tag Wasser; warum sollt ihr euch mit ein oder zwei Stunden zufrieden geben? Laßt euch nicht alles

⁸ Bett aus Binsen- oder Bandgeflecht.

gefallen. Wir Frauen müssen mitreden. Das Wasser muß gerecht verteilt werden. Die reichen Leute sprengen täglich stundenlang ihre Luxusgärten, und ihr habt nicht genug, um eure Kinder zu baden und die Wäsche zu waschen.«

Überall verteilten wir Renus Flugblatt. Viele Frauen nickten zustimmend, manche sprachen über ihre Nöte, über die allgemeine Teuerung, über Arbeitslosigkeit; trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, daß Renus Tätigkeit wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Diese Frauen waren noch nicht bereit, für ihre Forderungen auf die Straße zu gehen. Der Fatalismus, den ihre Religion lehrte, und die jahrhundertelange »Behütung« unter dem Schleier steckten ihnen zu tief im Blut. Außerdem waren sie Muslims, seit jeher mußten sie sich als kleine Minderheit dem Druck der Majorität fügen und die Rolle des Schwächeren annehmen. Sie hatten sich daran gewöhnt.

Wir waren unzählige Treppen hinaufgestiegen und kamen in Räume, die selbst am Tag stockdunkel waren. Wir sahen die Frauen am offenen Feuer kochen oder träge auf einem Haufen Lumpen liegen. Manche wuschen ihre Kinder oder nähten vor winzigen Fenstern. Die Frauen der besser gestellten Familien boten uns ihre Sitzteppiche an und schienen williger auf das einzugehen, was Renu ihnen mit der gleichen, freundlichen Eindringlichkeit vorhielt. Wieder beschlich mich das Gefühl: Sie werden nicht mitgehen. Sie sind zu höflich, um erkennen zu lassen, daß sie Renus Plan für utopisch halten.

Als Renu sich wieder ans Steuer ihres kleinen Wagens setzte, sah ihr Gesicht nachdenklich aus. »Wie beurteilst du meine Chancen«, fragte sie mich. »Nicht gut, Renu, und wie beurteilst du sie?« – »Vielleicht ist es doch noch zu früh für diese Pläne, aber ich gebe so schnell nicht auf! Ich hoffe, daß meine muselmanischen Freundinnen, die mehr von innen an den Frauen arbeiten können, erfolgreicher sind. Auf jeden Fall wird sich unsere Arbeit beim nächsten oder übernächsten Mal bezahlt machen.«

Dieser Optimismus gefiel mir an Renu. Bonani behauptete,

sie sei eine hoffnungslose Utopistin. Sie selbst wollte die Revolution, dann würde »von allein etwas Neues und Besseres wachsen«. Das waren Klänge, die mir von der deutschen APO her vertraut waren, aber in Indien klangen sie noch phantastischer.

»Wird ein Bettler reicher oder glücklicher, wenn er auch noch seine Elendshütte anzündet?« Es war Leichtsinn von mir, die Studentenrevolte in Deutschland zu erwähnen. Bonani fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen: »Was sagst du da? Ich kenne einige von diesen verwöhnten Sprößlingen eurer Wohlstandsgesellschaft, die es abenteuerlich finden, mit leerem Geldbeutel hier herumzuziehen, weil der Reichtum ihrer Väter sie langweilt. Ich habe mit ihnen diskutiert. Ihre Sorgen sind der reine Luxus: die große Verweigerung! Flucht aus der verwalteten Welt! Das kann man sich nur leisten, wenn man satt ist. Dabei kommen sich eure langhaarigen Protestjünglinge noch edel vor, weil sie nebenher für die dritte Welt trommeln. Bei uns geht es um ganz andere Dinge. Die Hälfte unserer Studenten ist unterernährt und wohnt in schmutzigen Löchern. Aber das ist nicht einmal das schlimmste. Ich kann mit knurrendem Magen studieren, wenn ich weiß: nach dem Examen wird alles besser. Aber was wartet auf unsere jungen Akademiker? Arbeitslosigkeit⁹, eine sinnlose Existenz und für viele der Hunger.« »Du hast recht. Mein Vergleich galt mit Einschränkung. Doch versteh ich nicht, warum eure Studenten, die am eigenen Leibe die Not erfahren, diese Millionenschäden anrichten. Was hilft es ihnen, wenn sie Bahnhöfe und Busse anstecken und Büchereien vernichten?«

»Sie machen ihrer Verzweiflung dadurch Luft. Die düsteren Zukunftsaussichten sind nicht das einzige Übel: Das Studium selbst ist miserabel organisiert und unsere Professoren haben zum Teil kein Niveau. Worin besteht denn unsere Vorberei-

⁹ 1968 wurden die Arbeitslosen auf zwanzig bis zweiundzwanzig Millionen und die Unterbeschäftigte auf fünfundsiebzig bis fünfundachtzig Millionen geschätzt. Für 1974 rechnet man mit einhunderttausend arbeitslosen, diplomierten Ingenieuren.

tung auf die wissenschaftliche Arbeit? Im Auswendigpauken. Das ist ein Erbe unserer herrlichen Tradition. Bisher lernten die Leute das Ramayana auswendig, 24000 Sanskrit-Strophen, jetzt paukt man die naturwissenschaftlichen Lehrbücher auswendig, und im Examen siegen die Papageien. Denken ist nicht gefragt.«

Manchmal traf ich die eine oder andere von Renus Mitarbeiterinnen. Obwohl Renu den Eindruck zu erwecken versuchte, als könne sie es mit keiner von ihnen aufnehmen, spürte ich bald, daß sie die aktivste der kleinen Gruppe war; nur eine der Frauen war ihr an Tatkraft, Intelligenz und organisatorischem Talent ebenbürtig: Farida, die zierliche, elegante Muselmanin aus vornehmer Familie, mit der wir oft, alle Politik vergessend, ins Philosophieren gerieten. Ich unterhielt mich gern mit ihr, weil sie zahllose Anekdoten aus Gandhis Leben zu erzählen wußte. Ihre Eltern waren eng mit ihm befreundet gewesen. Den siebenjährigen Sohn ließ sie mit fünf Sprachen aufwachsen. Akbar war zärt und nervös wie seine Mutter. Viermal in der Woche kam ein bärtiger Mullah und unterrichtete ihn in Urdu und Arabisch, »damit er unsere heiligen Bücher im Original lesen kann«. Der Junge ging in eine Schule, in der Englisch Unterrichtssprache und Hindi erste Fremdsprache war. Beide gelten als indische Staatssprachen. Vom dritten Schuljahr an lernt er Sanskrit und Französisch dazu. Mit den Dienern und Kindern auf der Straße sprach Akbar eine in Benares bodenständige Lokalsprache. Seine Eltern sprachen abwechselnd Urdu, Englisch und Hindi mit ihm, und sie achteten sorgfältig darauf, daß kein Esperanto daraus wurde. Eines Tages fragte ich Farida, warum sie den Buben so viele Sprachen lernen lasse. Sie nahm den Koran vom Bücherbrett und las mir eine Stelle vor, in der der Prophet seinen Anhängern befahl, die religiöse Auffassung jedes Andersgläubigen zu respektieren und die Menschen nach ihrer Wahrhaftigkeit und Güte zu urteilen, nicht nach ihrem religiösen Bekenntnis. »Wer sich nicht danach richtet, ist kein Muslim«, sagte Farida. »Unser

Sohn soll es lernen, die fremden Kulturen und Menschen zu respektieren. Ohne Verständnis ist das nicht möglich. Und verstehen kann ich nur den Menschen, mit dem ich sprechen kann.«

Bonani hing mit einer Art Haßliebe an der schönen Muselmanin, deren Eleganz und vielseitige Bildung sie bewunderte. Von Faridas politischer Engagiertheit hatte sie eine weniger hohe Meinung, und sobald der Name Gandhis fiel, lief sie davon, laut über unsere »Sentimentalität« schimpfend. Das Aristokratische, das in Faridas Wesen und Ansichten zum Ausdruck kam, war der Jüngeren ein Greuel und zugleich ein Gegenstand unbewußten Neides.

Eines Tages gestand sie mir, daß ihr Freund für Farida schwärme. Er wohne in derselben Straße wie unsere muselmanische Freundin und beobachte sie mit Ausdauer, wenn sie sich in ihrem Garten aufhalte. »Seitdem ich das weiß, möchte ich eigentlich dafür plädieren, daß die Muselmaninnen unter ihrer purdah bleiben«, sagte sie lachend.

Während dieser Unterhaltung schoben wir uns durch den überfüllten Stadtpark. Renu hatte uns ins Kino eingeladen und war vorgegangen, um Karten zu besorgen. Unterwegs kamen wir an einem kahlgeschorenen, dünnen Burschen vorbei, der auf dem versengten Rasen saß und bettelte. Er hatte Stirn, Brust und Arme kunstvoll in weißer Farbe mit dem Namen seines ista-devata »Ram« bemalt. Während wir an ihm vorübergingen, malte er gerade mit einem Stempel eine weiße Girlande um den Nabel herum. »Sister, brauchst du Geld?« rief er hinter mir her. »Nein«, antwortete ich, »aber ich vermute, du brauchst welches.« – »Ja, gib mir etwas!« – »Wozu?« – »Ich habe Hunger!« – »Gut, ich kaufe dir etwas zu essen und bringe es dir.« – »Nein, gib mir Geld.« – »Wenn du nichts zu essen haben willst, wozu brauchst du dann Geld?« – »Für meine Reisen« – »Welchem Zweck dienen deine Reisen?« – Stummes Grinsen. Ich gab ihm eine Rupie. »Schwester, gib mir zwei.« In diesem Augenblick riß Bonani das Geld aus der Hand des Bettlers und schrie ihn an, daß er erschrocken zurückfuhr. Als

sie einen Augenblick schwieg, bat ich sie, ihm die Rupie zurückzugeben. Aber sie hatte ihren zornigen Redeschwall nur unterbrochen, um Luft zu holen. Ich warf dem Bettler ein anderes Geldstück zu und zog das Mädchen mit mir fort. Als Renu mit den Kinokarten kam, war Bonani noch immer dabei, über die sentimental Ausländer herzuziehen, die »bei jedem Tagedieb hängen bleiben und das Betteln unterstützen«.

Auf dem Heimweg hielt Renu vor einer math, einem Heim für Hindustudenten. »Ich muß mit dem Leiter sprechen«, sagte sie, »einer der Studenten hatte einen Unfall und liegt im Krankenhaus. Wir wollen ihn zur Erholung ans Meer schicken. Mein älterer Schwager will ihn bei sich aufnehmen.«

»Renu hat überall Sorgenkinder«, sagte Bonani im Ton zärtlicher Bewunderung, dabei bückte sie sich blitzschnell und berührte Renus Füße. Renu versuchte vergeblich, sie daran zu hindern. »Komisches Gebaren für einen klassenbewußten Proletarier«, sagte sie spöttisch, zugleich legte sie ihre Arme um Bonanis und meine Schultern und schob uns in einen dunklen Torweg. Er mündete in einen geräumigen Hof mit alten Bäumen, in dem uns, so nahe der lärmenden Hauptstraße, eine überraschende Stille empfing. In der Mitte des Hofs stand eine zementierte Erhöhung mit Tafeln, auf denen die Namen prominenter Pilger eingemeißelt waren. Der übrige Platz auf dem Sockel war mit Hunderten kleiner lingams¹⁰ aus Ton übersät. Jeder sei von einem ehemaligen Schüler gestiftet worden, erklärte uns Renu.

Die Häuser, die den Hof umgaben, waren einstöckig mit einer Veranda im oberen Stock. Ein neunzehnjähriger Student führte Bonani und mich herum, während Renu mit dem Heimleiter verhandelte. Der junge Mann zeigte uns ein kunstloses Shrivatempelchen und eine düstere Halle, in der etwa fünfzig Sitzmatten am Boden lagen. »Hier essen wir«, sagte er, »wir bekommen zwei Mahlzeiten, mittags und abends. – Und für

¹⁰ Phallusförmiges Symbol des Gottes Shiva.

das Frühstück sorgt jeder selbst?« fragte ich. – »Zwei Mahlzeiten sind doch genug. Hier in diesem Flügel«, er deutete auf ein verwohntes Gebäude, »leben Mönche, die essen nur einmal am Tag.«

Außer dem Tempel und dem Eßsaal gab es keinen gemeinsamen Raum. Das Heim verfügte weder über ein Krankenzimmer noch über eine Bücherei. Die älteren Studenten hatten Einzelzimmer, die jüngeren schliefen zu viert. Bonani fragte den jungen Mann, ob wir sein Zimmer sehen dürften. Er zögerte keinen Augenblick. Die Treppe war düster und es stank wie in einem unsauberen WC. »Verzeihen Sie«, sagte der Student, weil Bonani sich die Nase zugehalten hatte, »unsere Wasserspülung funktioniert seit Monaten nicht. Sie ist so alt, daß sie nicht repariert werden kann. Wir haben eine Behelfsspülung, aber unser Brunnen gibt von Monat zu Monat weniger Wasser, und an der nächsten Zapfstelle müssen wir oft stundenlang für einen Eimer Wasser anstehen.« Als wir das Zimmer des Studenten betraten, hatte ich Mühe, mein Entsetzen zu verbergen. Es war eine dunkle, muffig riechende Höhle mit tiefen Löchern im Zementboden und mit Wänden, deren fleckiger Verputz überall abgeblättert war. Das Fenster war vergittert und hatte keine Verglasung. Unter dem Fenster standen ein wackliges Tischchen und ein lehnloser Hocker. Daneben war das Bett, ein rohgezimmerter Tisch auf niedrigen Beinen, mit einer Strohmatte und einer zerrissenen Decke.

Hinter dem Bett war eine Nische in die Wand eingelassen, dort lagen ein paar Bücher. In einer Ecke des Zimmers war eine Leine gespannt, auf der einige Kleidungsstücke hingen. Neben der Tür stand eine Petroleumlampe. Das alles wirkte so trostlos, daß ich den jungen Mann erschrocken ansah, aber sein Gesicht ließ nicht erkennen, daß er der Meinung war, schlecht untergebracht zu sein.

Bonani war an der Tür stehengeblieben. Sie blickte sich schweigend in dem Raum um. Ich fragte mich, was sie zu

so ungewöhnlicher Zurückhaltung veranlassen mochte. Während wir im Hof auf Renu warteten, erzählte uns der Student, daß die Heiminsassen um vier Uhr früh geweckt würden. »Bis sieben Uhr meditieren wir, danach ist ein puja¹¹, und dann gehen wir zum College oder zur Universität. Nach acht Uhr abends dürfen wir die math nicht mehr verlassen.«

Der junge Mann machte einen zufriedenen Eindruck. »Woher kommen Sie?« fragte ich ihn. »Aus einem Dorf in Gujerat¹². Mein Vater arbeitet als Koch bei einem Mühlenbesitzer in Ahmedabad. Wir sind neun Kinder zu Hause.« – »Und Sie sind Brahmane?« – »Alle Studenten hier sind Brahmanen. Das Heim ist nur für Studenten, die ein Stipendium haben.« – »Darf ich fragen, wer Ihnen das Stipendium gegeben hat?« – »Der Herr, bei dem mein Vater arbeitet. Mein Vater ist jetzt seit vierzehn Jahren in seinem Dienst.« – »Und was studieren Sie?« – »Ich bin in einem Sanskrit-College. Dort muß ich drei Jahre bleiben. Später will ich Medizin studieren.«

»Aber was für einen Sinn hat es, Sanskrit zu studieren, wenn Sie Arzt werden wollen?« – »Das war die Bedingung, unter der ich das Stipendium bekommen habe. Der Brotherr meines Vaters wollte eigentlich, daß ich Priester werde.«

»Muß man bei euch auch erst Theologie studieren, wenn man Arzt werden will, bloß weil so ein frommer Halsabschneider ...?« Ich unterbrach Bonani. »Dann werden Sie lange studieren müssen. Wie viele Jahre wird es dauern, bis Sie eine Familie gründen können?« – »Ich bin schon seit neun Jahren verheiratet«, sagte der Student lachend, »meine Frau wartet gerne. Sie lebt bei meiner Mutter auf dem Dorf und hilft ihr. Ich finde es gut, Sanskrit und Medizin zu studieren. Ein Arzt, der ein Pandit¹³ ist, kann ein besserer Arzt sein.« »Warum meinen Sie das?« – »Mein Vater hat es mir geschrieben. Er ist ein heiliger

¹¹ Ritus zur Verehrung der Gottheit.

¹² Provinz im nordwestlichen Indien.

¹³ Gelehrter im Sinne der Hindu-Tradition.

Mann.« – »Aber warum ist er nicht Priester, sondern Koch?« – »Weil er keinen Tempel gefunden hat, in dem er genug für die Familie verdienen konnte. Viele Brahmanen sind Köche bei reichen Kaufleuten.« – »Und warum meinen Sie, daß Ihr Vater ein heiliger Mann ist?« – »Er betet den ganzen Tag, er betet bei der Arbeit, und er betet in der Nacht, wenn er auf seinen Herrn warten muß. Deshalb hat ihm der Banyan¹⁴ das Stipendium für mich gegeben. Wenn mein Vater nicht heilig wäre, würde er darauf bestehen, daß ich ihm verdienen helfe. Das Leben ist teuer.«

Wir standen ein Weilchen schweigend nebeneinander, dann sagte der Student: »Ich bin sicher, Gott würde mir nicht erlauben, zu studieren, wenn mein Vater nicht ein so treuer bhakta wäre.«

Im Auto fragte ich Bonani, wie es zu erklären sei, daß dieser Junge von der revoltierenden Verzweiflung unberührt sei, die unter seinen armen Kollegen um sich griff. »Weil er so ein frommer Narr ist«, sagte Bonani bissig. Dann legte sie eine Hand auf Renus Arm. »Verzeih, du magst es nicht, wenn ich schimpfe. Ich hätte mir da drinnen beinahe die Zunge abgebissen, aber ich habe kein Wort gesagt. Nicht wahr?« Bonani sah sich fragend nach mir um. »Vor ein paar Wochen hatten Renu und ich einen schlimmen Streit«, fuhr sie fort, »den ersten wirklichen Streit, und das will etwas heißen, denn ich bin explosiv.« – »Um was habt ihr gestritten?« – »Wir waren bei einem gelähmten Musiker, der zu Renus ›lahmen Enten‹ gehört. Er unterrichtet die Leute im religiösen Gesang, aber meistens hat er keine Schüler und lebt wie ein Bettler. Als wir ihn besuchten, salbaderte er, daß mir schlecht wurde. Wie wunderbar Gott für ihn sorge, und all diesen Unsinn. Ich konnte mich nicht beherrschen. Ich sagte: ›Daß Gott so wunderbar für Sie sorgt, kann ich beim besten Willen nicht finden!« Renu hob die Rechte vom Steuer und sagte: »Unser Herzchen schimpft

¹⁴ Angehöriger der aus Gujerat stammenden Händler- und Geldleiherkaste.

manchmal wie die Fischweiber auf dem Markt. Den armen Mann hat sie angebrüllt, als ob ... « »Aber ich meinte ihn doch gar nicht damit.« – »So, wen denn sonst?« – »Die Leute, die ihm diesen religiösen Unsinn eingehämmert haben. Wenn Gott so wunderbar ist, verstehe ich nicht, warum die Hälfte aller Kinder in diesem Land geboren wird, um zu hungern.«

Als wir ausstiegen, umarmte Bonani Renu. »So viel Kummer mache ich dir. Aber du bist wenigstens wirklich wunderbar.«

»Was heißt wenigstens?«

»Na, wenn Gott schon nicht wunderbar ist!«

Renu gab dem Mädchen einen liebevollen Klaps, dann drehte sie sich nach mir um: »Damals, als wir von dem gelähmten Musiker kamen, hat Bonani mir versprochen, daß sie nicht mehr explodieren wollte, wenn sie jemand anderem ein Leid dadurch zufügen würde.«

Bonani nickte. »Ja, bei dem Gelähmten habe ich es sogar eingesehen. Es wäre menschlicher gewesen, wenn ich geschwiegen hätte. Bei diesem treuherzigen Dummkopf von Brahmanensohnchen war ich nicht so sicher.«

Später, als wir beim Abendessen saßen, sagte Bonani plötzlich: »Ich möchte so gern, daß Renu in unsere kommunistische Partei eintritt. Man kann überhaupt nicht sozialer fühlen und handeln als sie.«

Renu lachte: »Sozial, sozialer, am sozialsten, und am allersozialsten sind eure Parteibosse. Sie kaufen sich heimlich Häuser und Fabriken und treiben eine Vetternwirtschaft wie die Mogulfürsten. Aber auch wenn es diese Dinge nicht sooft bei euch gäbe: Man kann nicht Marxist sein, ohne Materialist zu sein, und das ist der Punkt, an dem du mir vorkommst wie ein Kind. Weil dein Schwiegervater dir mit seinem heuchlerischen Geschwätz auf die Nerven gegangen ist, wirfst du Gott zum Fenster hinaus wie ein Büschel ausgekämmter Haare. Auch ich gehe nicht in den Tempel, mache keine Pilgerfahrten und keine Opferzeremonien. Aber mir hat Gandhi mehr zu sagen als Marx. Nicht im Praktischen. Salzmärsche und Spinnrad, das

ist nicht wiederholbar. Aber der Geist, aus dem Gandhi gehandelt hat, war die stärkste Macht im Kampf um unsere Unabhängigkeit. Wenn sich genug Menschen tatkräftig zu ihm bekennen würden, würden wir auch unsere sozialen Probleme lösen können. Ihr leugnet den Geist, für euch gibt es nur Materie. Ich bin Spiritualist.«

T A R A

Von den Eltern verheiratet und glücklich

GOVIND: »Ich war überzeugt, daß meine Mutter mir die richtige Frau gesucht hatte. Nichts ist ihr wichtiger, als ihre Kinder glücklich zu sehen.«

TARA: »Liebesheiraten, wie sie in westlichen Filmen gezeigt werden, sind sehr schön, aber sie halten schlecht ... Ist es denn so wichtig, ob ich einen Mann heirate, in den ich schon verliebt bin, oder ob ich mich nach der Heirat in ihn verliebe?«

Als ich Govind nach dem Namen seiner Frau fragte, antwortete er: »Sie heißt Surya, unter diesem Namen wird die Sonne als Gottheit verehrt, aber ich nenne sie Chota Tara, Sternchen.«

Als ich Tara kennenlernte, gab ich Govind nachträglich recht: Sie war ein »Sternchen«, klein und zart, stupsnasig, flink wie eine Maus, bemerkenswert naiv und von ansteckender Munterkeit. Im Kino konnte sie wie ein kleines Kind schluchzen. Kitschromane und Süßigkeiten verschlang sie in gleich großen Mengen, wenn Govind außer Reichweite war.

Govind war bereits siebenundzwanzig Jahre, als seine Mutter beschloß, ihn zu verheiraten. Seit der Flucht aus Ostpakistan lebten seine Angehörigen im südlichen Kalkutta in ärmlichen Verhältnissen. Govind wohnte bei wohlhabenden Freunden in Bombay, er war mein Zimmernachbar.

Eines Tages kam er aus Kalkutta zurück und verkündete: »In diesem Jahr werde ich heiraten!« Seine Mutter habe ihm schon feste Angebote gemacht. Dabei zog er zwei Fotos aus seiner Brieftasche. Das erste Bild zeigte das Profil einer jungen, ernsten Schönheit. Dazu Govind: »Sie ist vierundzwanzig Jahre alt, wird Studienrätin für Geschichte und Englisch, hat genau meine Größe, ist sehr hübsch und bekommt eine gute Mit-

gift.« Das andere Bild zeigte Tara mit eindrucksvoller Stupsnase und keck lachenden Augen. Kommentar: »Neunzehn Jahre, mittlere Reife, ziemlich klein.« Seine Mutter habe nicht etwa einen Heiratsvermittler konsultiert, »diese Burschen sind unverschämt teuer«, sondern eifrig unter Freunden und Verwandten nachgeforscht. Es »stimme« alles bei den beiden Mädchen. Wie Govind stammten sie aus der zweiten Unterkaste der Kshatryas, der bengalischen Kriegerkaste. Dazu sagte mir Tara später: »Es ist sehr wichtig, daß Mann und Frau aus derselben Unterkaste sind. Viele Schwierigkeiten werden damit aus dem Wege geräumt, Man hat das Gefühl, in die eigene Familie zu heiraten. So ist Govind für mich wie ein Vetter. Sicher hast du schon bemerkt, daß wir unsere Vettern mit ›Bruder‹ anreden. Alle Sitten in Govinds Familie entsprechen den Sitten unserer Familie. Wir haben die gleichen Erziehungsprinzipien, die gleichen Anreden und Gewohnheiten, wir sprechen denselben Familienjargon und kochen und essen gleich. Alle Angehörigen einer Unterkaste betrachten sich als Verwandte, auch wenn keine Blutsverwandtschaft vorhanden ist.«

Weiter erfuhr ich, daß die Horoskope beider Mädchen mit seinem Horoskop zusammenstimmt: »Das ist für meine Mutter von großer Bedeutung.« Und schließlich kamen sie aus angesehenen Familien. Da beide Familien inoffiziell erklärt hatten, an einer Verbindung interessiert zu sein, lag es jetzt allein an ihm, zu entscheiden, mit welcher Familie man offiziellen Kontakt aufnehmen sollte.

Drei Wochen lang bewahrte Govind die Fotos der beiden Mädchen in seiner Brusttasche, dann schrieb er seiner Mutter: Ich nehme Tara. »Warum nicht die andere?« frage ich ihn. »Ihre Haut ist zu dunkel.«

Das indische Schönheitsideal ist die helle Hautfarbe. Ein Mädchen kann noch so schön sein, mit dunkler Hautfarbe ist es häßlich. Govind ließ sich die helle Hautfarbe seiner zukünftigen Frau etwas kosten. Er wußte, daß Tara keine Mitgift in die Ehe bringen würde. Sie besaß wohl ein paar dünne, goldene Arm-

reifen und Ohrgehänge, ansonsten war sie ein armes Mädchen im Gegensatz zu ihrer Rivalin, die mit zwanzigtausend Rupien Mitgift und wertvollem Schmuck eine gute Partie darstellte.

Ich versuchte herauszubekommen, warum Govinds Wahl auf Tara fiel. Ließ ihn die geistige Überlegenheit der Studienrätin zurückschrecken? Dieser Verdacht war unbegründet. Govind überraschte mich immer wieder mit einer guten Allgemeinbildung. Das Abitur hatte er an einer berühmten amerikanischen Missionsschule gemacht; er war belesen und sehr redegewandt. Leider mußte er sein Chemiestudium aus wirtschaftlichen Gründen abbrechen. Von Natur aus gutherzig und hilfsbereit, war er für den harten Kampf im Berufsleben nicht geschaffen und daher wenig erfolgreich. Heute unterhält er seine Familie als Rattenbekämpfer. Seine Arbeit ist für die Ernährungssituation des Landes wichtig. Jährlich werden sechs Millionen Tonnen Getreide von Ratten und anderen Nagetieren aufgefressen: Das entspricht dem jährlichen Getreidebedarf der indischen Bevölkerung.

Bei meinem ersten Besuch versuchte ich, das Thema auf ihre Heirat zu bringen. »Wie war das, als du Govind zum ersten Mal sahst?« – »Er kam mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder zu unseren Verwandten. Die beiden Familien saßen sich am Tisch gegenüber: Meine Eltern und ich auf der einen Seite, Govinds Familie auf der anderen. Vorher hatte seine Mutter durch eine Verwandte bei uns vorfühlen lassen. Dann hatten beide Mütter sich getroffen. Eigentlich war dabei schon alles geregelt worden. Erst dann kam das Familientreffen. Wir tranken Tee zusammen und redeten die meiste Zeit über einen russischen Film, der damals in Kalkutta lief. Govind und ich sagten kein Wort. Der Zweck des Treffens war, daß wir beide uns sehen sollten.«

»Habt ihr euch auch betrachtet?«

»Ich habe zwei- oder dreimal schnell zu ihm hingesehen. Ich mochte ihn gleich.«

»Geredet habt ihr nichts miteinander?«

»Nein, er war so scheu wie ich.«

»Und ihr wolltet euch nicht einmal allein treffen, ehe ihr euch füreinander entscheiden würdet?«

»Das ist nicht üblich. Wäre er mir unsympathisch gewesen, hätte ich meine Eltern gebeten, mir einen anderen Mann zu suchen. Govind hätte das gleiche getan. Wir wären nicht zur Heirat gezwungen worden.«

Kürzlich erzählte mir ein alter Bekannter von dem Kummer, den er wegen der Verheiratung seiner Tochter hatte. Ich will es hier einfügen, weil es das Problem der arranged marriage auf eine zusätzliche Weise beleuchtet: Mein Bekannter war Physiker, als Kapazität in seinem Fach wurde er oft zu internationalen Konferenzen ins Ausland geschickt. Seine Tochter war durch Familienkontrakt einem jungen Ingenieur versprochen, der einige Jahre in den USA gearbeitet hatte. Die Heirat sollte stattfinden, sobald das Mädchen den Collegeabschluß hatte. Etwa ein Jahr vorher rief der junge Mann bei seinem künftigen Schwiegervater an und fragte, ob er einen gemeinsamen Kinobesuch mit seiner Tochter erlauben würde. Die jungen Leute hatten sich als Kinder zum letzten Mal gesehen. Mein Bekannter erzählte weiter: »Ich sagte: nein, das kann ich nicht erlauben. Der junge Mann rief nach ein paar Monaten zum zweiten Mal mit der gleichen Bitte an, wieder lehnte ich sein Ansinnen ab. Danach hatte ich mehrere schlaflose Nächte, in denen ich viel betete. Ich durfte die Sache nicht leicht nehmen, es ging dabei um die Zukunft meines geliebten Kindes. An einem der folgenden Tage teilte ich der Familie des jungen Mannes mit, daß ich die Verlobung als aufgelöst betrachte.« »Was sagte Ihre Tochter dazu? War dieser radikale Schritt wirklich nötig? In ein oder zwei Generationen wird es selbstverständlich sein, daß die Verlobten miteinander ausgehen.«

Mein Bekannter nickte nachdenklich. »Wahrscheinlich haben Sie recht. Gita hatte damals noch keine persönliche Einstellung ihrem zukünftigen Mann gegenüber. Inzwischen ist sie mit einem jungen Bankkaufmann verlobt, der die gleichen

konservativen Ansichten hat wie wir. Allerdings ist es keine so gute Partie wie die erste Verlobung. Sehen Sie, wir haben das Mädchen so erzogen, daß die Eheschließung ein Akt höchster religiöser Weihe und Bedeutung ist, und sie nimmt diese Dinge sehr ernst. Nach unserer Sitte sehen sich die jungen Leute zum ersten Mal während des feierlichen Ritus der Eheschließung. Natürlich möchte ich dem früheren Verlobten seiner liberalen Auffassung wegen keine Vorwürfe machen, aber er respektierte unsere Sitten nicht. In den orthodoxen Brahmanenfamilien unserer Unterkaste ist es auch nicht üblich, daß das junge Paar während des ersten Jahres der Ehe intime Beziehungen hat. Wir glauben, daß darin ein guter Sinn liegt. Durch die Übung der Enthaltsamkeit gelingt es den Seelen, zum Einklang zu kommen, ehe die physische Vereinigung vollzogen wird.«

Auch Govind bestätigte mir, daß er keinerlei Bedürfnis hatte, seine künftige Frau vor der Eheschließung allein zu sehen. »Ich war überzeugt, daß meine Mutter mir die richtige Frau gesucht hatte«, erklärte er mir. »Sie ist eine erfahrene Ehefrau und Mutter, und nichts ist ihr wichtiger, als daß ihre Kinder glücklich in ihren Ehen werden. Tatsächlich halte ich sie für geeigneter, mir die richtige Partnerin zu suchen.« Sternchen dachte genauso: »Ich wäre viel zu aufgeregt, um den Richtigen zu finden. Außerdem habe ich keine Menschenkenntnis. Wer weiß, auf wen ich hereingefallen wäre? Unsere Eltern prüfen alle Fragen viel vernünftiger, als wir es je tun könnten. Liebesheiraten, wie sie in westlichen Filmen gezeigt werden, sind sehr schön, aber sie halten schlecht. Kürzlich las ich in einer Zeitschrift, daß fast die Hälfte der jungen Ehen in den USA wieder platzen. Das finde ich ganz natürlich. Bei uns sorgen die Eltern dafür, daß wir zueinander passen. Das Risiko ist längst nicht so groß. Außerdem, ist es denn so wichtig, ob ich einen Mann heirate, in den ich schon verliebt bin, oder ob ich mich nach der Heirat in ihn verliebe?«

»Und wenn du dich nicht in ihn verliebst, oder er sich nicht in dich?« Tara lachte mich aus. »Daß wir uns gegenseitig

sympathisch waren, stand vor der Heirat fest. Wenn man in unserem Alter zusammen lebt, kann man es gar nicht verhindern, daß man sich ineinander verliebt.«

Tara sagte die Wahrheit. Als ich sie in Kalkutta zum ersten Mal besuchte, waren sie kaum einen Monat verheiratet. Die Atmosphäre knisterte von der erotischen Hochspannung der jungen Leute. Aber ich sah sie niemals Zärtlichkeiten und verliebte Blicke tauschen. In diesem Land vermeiden junge Paare jegliche Gefühlsäußerungen, solange ein Dritter dabei ist. »Verzeih meinen Wissensdurst, Tara; zunächst wart ihr doch nicht verliebt. Seid ihr trotzdem gleich zusammen ins Bett gegangen?« »Govind war unerfahren wie ich«, lachte Tara. »In den ersten Wochen sorgten die Hochzeitsgäste dafür, daß wir keine Minute allein waren, weder bei Tag noch bei Nacht. Das war ganz gut! Man konnte sich aneinander gewöhnen, ohne in schwierige Situationen zu kommen. Nach zwei Wochen fuhren wir mit meinem Schwager aufs Land. Dort lebten wir in einem winzigen Sommerhaus: Wieder konnten wir nicht allein sein. Mir war das ganz recht, und ich glaube, Govind war auch zufrieden. Erst im zweiten Monat unserer Ehe zogen wir in unsere Wohnung und dann ergab sich alles ganz natürlich.«

An ihre Hochzeit dachten Govind und Tara mit gemischten Gefühlen zurück. »Was sich bei diesem Fest in unseren Familien tut, grenzt an Wahnsinn«, sagte Govind unumwunden, und Tara versicherte mir seufzend: »Wenn ich nochmal heiraten müßte, würde ich vorher nach dem Westen auswandern.« Der religiöse Ritus allein habe fast sieben Stunden gedauert. Sie sei in ihrem Sari aus schwerer Brokatseide in der Gluthitze des Apriltages beinahe gestorben. »Wir mußten stundenlang dicht vor dem heiligen Feuer sitzen. Die pujaris¹ ziehen diese Dinge unnötig in die Länge, weil sie sich wichtig tun müssen.« Vom rechtlichen und religiösen Standpunkt aus genüge es, wenn das junge Paar, mit zusammengeknoteten Gewändern, siebenmal

¹ Priester.

um das heilige Feuer schreite. »Saptapadi² – dann gilt die Ehe als geschlossen«, sagte Govind. »Der Rest ist die reine Schikane einer Gesellschaft, die sich jahrtausendelang von ihrer Priesterkaste hat tyrannisieren lassen.« Aus ihm sprach der Ärger eines jungen Mannes, dessen Familie sich in beträchtliche Schulden hatte stürzen müssen, um zehn Tage lang gefräßige Verwandte mit teuren Leckerbissen zu füttern.

Die Hochzeit habe fünf Tage gedauert, aber viele Gäste seien zehn Tage geblieben. Für zweihundert Gäste habe Unterkunft beschafft werden müssen, mehr als das Doppelte seien täglich zwei- bis dreimal durchgefüttert worden. Govinds Mutter habe drei leerstehende Häuser in der Nachbarschaft gemietet, dort hätten die meisten Logiergäste gewohnt. »Für die älteren Leute besorgte meine Mutter charpais, die übrigen rollten ihre beddings am Boden aus.« In Indien reist man mit bedding. In einer Hülle aus Zeltstoff trägt man sein aufgerolltes Bettzeug einschließlich der dünnen Matratze bei sich.

»Die zahllosen Basen und Vettern hatten uns versprochen, jeden Tag Gemüse zu putzen, aber die meisten drückten sich.« Im Garten sei ein großer Küchenschuppen aufgestellt worden, und dort hätten drei brahmanische Köche³ in riesigen Kesseln Tag und Nacht Essen zubereitet. Vor drei Uhr nachts seien sie nie mit der Arbeit fertig gewesen und drei Stunden später hätten sie mit den Vorbereitungen für das Frühstück begonnen.

»Gab es damals nicht ein Gesetz, daß die Bewirtung von mehr als fünfzig Menschen bei solchen Festen verbot?«

»Wir haben an den beiden Haupttagen eintausend Leute bewirtet, aber niemals mehr als fünfzig auf einmal. Es wurde achtzehn Stunden am Tag ohne Unterbrechung gegessen. Als die letzten ihr Frühstück bekommen hatten, begannen die ersten mit dem Mittagessen. Die Speisen wurden in Schalen

² Siebenschritt.

³ Die Brahmanen haben strenge rituelle Reinlichkeitsvorschriften beim Kochen und Anbieten der Speisen. Fromme Hindus beschäftigen daher, wenn sie es sich leisten können, vorzugsweise brahmanische Köche.

gereicht und von Tellern gegessen, die aus Blättern geflochten waren. Getrunken wurde aus irdenen Bechern, die nach einmaliger Benutzung fortgeworfen wurden. Natürlich aßen wir im traditionellen Stil, das heißt mit der Hand, so brauchten wir keine Bestecke. Sobald eine Schicht fertig war, wurde das ganze »Geschirr« auf einen Haufen geworfen. Dreimal am Tag fuhr der sweeper den Unrat zum Müllabladeplatz. Wer will kontrollieren, wie viele Menschen bei uns gegessen haben?«

»Es hat zweimal am Tag Reis gegeben«, sagte Tara, »obwohl er rationiert war und nur an die Gäste ausgegeben werden durfte, die ihre eigenen Rationen mitgebracht hatten. Kein Mensch hat daran gedacht, auch nur ein einziges Reiskorn mitzubringen, doch wären sie beleidigt gewesen, wenn wir sie nicht mit Reis bewirtet hätten. Eine bengalische Hochzeit ohne Reis ist so unvorstellbar wie eine Hochzeit ohne Braut. »Geht doch auf den Schwarzen Markt«, hätten sie gesagt, »da bekommt ihr soviel Reis wie ihr braucht!« Geld spielt bei unseren Hochzeiten keine Rolle. Man kann es sich leihen.«

»Hättet ihr diesen unsinnigen Aufwand nicht einschränken können? Hunderttausende sind unterernährt! Ich frage mich, wie eure Regierung jemals Ordnung und Gerechtigkeit durchsetzen will, wenn selbst einsichtige Leute so unvernünftig handeln.«

»Wenn mein Vater noch am Leben gewesen wäre, hätte ich es auf einen Kampf ankommen lassen«, sagte Govind etwas kleinlaut, »ich wäre der erste gewesen, der auf diese Übertreibung verzichtet hätte.«

Tara blickte ihn liebevoll und ein wenig spöttisch an. »Er ist so ein großer Kämpfer, weißt du!« sagte sie und fuchtelte dabei wild mit ihren geballten Fäustchen. »Seiner Mutter wäre das Herz gebrochen, wenn wir auch nur einen von unseren unzähligen, lieben Verwandten nicht gemästet hätten. Und meine Eltern hätten auch nicht darauf verzichten wollen. Die ganze ältere Generation wäre gegen uns Sturm gelaufen. Man verliert sein Gesicht, wenn man die Hochzeit nicht großartig auf-

zieht. Das gleiche gilt für Flüchtlinge. In Ostbengalen, das heute zu Pakistan gehört, waren unsere beiden Familien Großgrundbesitzer. Dort wären die Bewohner mehrerer Dörfer unsere Gäste gewesen. Damals waren wir reich genug, solche Feste ohne Schulden zu feiern. Jetzt leben wir wie schäbige Kleinbürger, aber bei unserer Hochzeit mußten wir noch einmal so tun, als wären wir Großgrundbesitzer.«

Der Familienbesitz in Ostbengalen muß beträchtlich gewesen sein. Tara zeigte mir Fotos von dem Gutshaus, dem Familientempel, einer Gärtnerei und einem Park mit Teichen und chinesischen Brückchen. In dem Tempel befand sich eine dreißig Zentimeter hohe Statue der Göttin Durga aus massivem Gold, die später von Einbrechern geraubt wurde.

Nach der Teilung des ehemaligen indischen Gebietes in die zwei Staaten Indische-Union und Pakistan begannen die Muslims, Blutbäder unter den Hindus anzurichten. Hunderttausende von Hindus flüchteten aus ihrer Heimat, darunter auch Taras Eltern. Was sie mitnehmen konnten, waren ein paar Handtaschen und einige Kleidungsstücke. Bei Verwandten in Kalkutta fanden sie Unterschlupf. Der Vater suchte sich Büroarbeit. Heute ist er Steuerberater und verdient damit knapp den Lebensunterhalt für seine große Familie mit fünf Kindern.

Im Laufe der Jahre sind noch weitere unzählige Hindu-Flüchtlinge nach Kalkutta gekommen. Der Staat kann es sich nicht leisten, den Flüchtlingen eine Entschädigung zu geben. So leben sie in Slums oder hausen auf der Straße. Auf dem Pflaster liegend bekommen sie ihre Kinder oder sterben. Inzwischen ist Kalkutta durch den jahrelang anhaltenden Zustrom der Flüchtlinge mit seinen siebeneinhalb Millionen Einwohnern zur vollsten Stadt der Welt geworden. In ihr herrschen grauenhaftes Elend und gefährliche soziale Unruhe.

Govind und Tara lebten in der Großfamilie mit allen Familienangehörigen zusammen. Zu der »joint family« gehörten Govinds Mutter, die Familie seines älteren Bruders mit vier Kindern und seine zwei unverheirateten Schwestern, von denen

die eine Lehrerin, die andere Kindergärtnerin war.

Tara arbeitete halbtags als Telefonistin in einem Großbetrieb. »Solange wir noch keine Kinder haben, möchte ich Govind verdienen helfen. Unsere Hochzeit war sehr teuer!« Die Schulden der Hochzeit waren sicher der eine Grund. Der andere Grund: Tara hatte keine Mitgift in die Ehe gebracht. Govinds Mutter dachte darüber großzügig: »Tara stammt wie wir aus einer Flüchtlingsfamilie, wir haben deshalb auf die Mitgift verzichtet. Ich könnte meinen beiden Töchtern, falls sie heiraten wollen, auch keine Mitgift geben.«

Das Haus war klein, verwohnt, hatte hohe, dunkle Räume und einen kleinen dunklen Innenhof. Im Winter war es dort feuchtkalt und muffig, im Sommer angenehm kühl. Auf der überdachten Terrasse, die zum Hof hin offen war, wurde gegessen. Wir saßen dabei auf Strohmatten am Boden. Abends aßen die Ehepaare für sich. Die Küche war eine separate Hütte, in der ein schwachsinniger Brahmanenjunge am offenen Feuer kochte. Govinds Bruder hatte im oberen Stock drei kleine Zimmer. Seine Frau kochte gesondert. Für alle anderen sorgte Govinds Mutter, zur Hilfe hatte sie den Brahmanen. Govind und Tara besaßen vorläufig ein Zimmer. Es war der einzige helle und luftige Raum des Hauses; Tara hatte ihn mit wenigen Möbeln hübsch eingerichtet. Govinds Schwestern bewohnten gemeinsam ein Zimmer, das einen Balkon hatte, der auf das Dach hinausführte. Dort spielte sich den ganzen Sommer über ihr Leben ab. Verglichen mit unseren Ansprüchen wirkte das Haus trotz seiner Ordnung und Sauberkeit ärmlich, doch spürte man, daß seine Bewohner Kultur hatten. Govinds Mutter stand jeden Morgen um fünf Uhr auf und ging in den pujaraum⁴, ein fensterloses Zimmerchen, auf dessen Fußboden eine Art Hausaltar mit Bildern der Familiengottheit Durga eingerichtet war. Eine Stunde lang hörte man sie leise psalmodieren.

⁴ Gebetsraum.

Um sechs weckte sie ihre Kinder und bereitete das Frühstück vor. Dabei betete sie halblaut weiter. Bis sieben Uhr wurde im Haus geschwiegen. Wer etwas sagen mußte, flüsterte. Zwischen sechs und sieben beteten, außer den Kindern, alle im Haus, die meisten während sie sich wuschen und ankleideten. Wer Zeit hatte, setzte sich dazu auf seinen Pujaplatz. Nur der Koch betete laut und gebärdreich, wenn er im Hof unter dem fließenden Wasser hockte; ein kümmerlicher Ersatz für das Morgenbad im Tempelteich, das jedem Brahmanen vorgeschrieben ist.

Drei Tage in der Woche hatte Tara Nachmittagsdienst. An diesen Tagen ging sie vormittags einkaufen und beaufsichtigte das Kochen. »Eigentlich lerne ich erst jetzt kochen«, erzählte sie mir, »meine Schwiegermutter ist groß darin, und Govind will, daß ich alles so kuche, wie er es gewöhnt ist.« Sie vertrug sich ausgezeichnet mit der alten Dame, die sehr gütig schien. Die Behauptung, daß Schwiegermütter und Schwägerinnen den jungen Ehefrauen das Eingewöhnen in die neue Familie so schwer wie möglich machen, traf in diesem Hause nicht zu. Tara gestand mir: »Davor hatte ich Angst. Eine meiner Schwestern hat sehr viel durchgemacht. Ihre Schwägerinnen haben alles an ihr bekrittelt. Die Art, wie sie die Füße auf den Boden setzt, wie sie die Hände beim Essen hält, wie sie die Augen auf- und niederschlägt ...« Govind und Tara verbrachten viele Abende mit der Familie des älteren Bruders. Seine Frau war eine bekannte Radiosängerin, bevor sie die Kinder bekam. Die beiden unverheirateten Schwestern schlossen sich oft an.

Das älteste Kind seines Bruders war ein sechsjähriger Bub, das jüngste ein knapp zweijähriges Mädchen, dazwischen kamen ein fünfjähriges Mädchen und ein vierjähriger Junge. Die Kinder schliefen im Zimmer der Eltern, das jüngste im Bett der Mutter. Manchmal durfte Tara eines der Kinder mit ins Bett nehmen.

»Ich habe gehört, daß eure Kinder nicht mit der Mutter im selben Zimmer schlafen«, sagte sie, »das kann ich mir nicht

vorstellen. Bei uns behält die Mutter ihre Kinder bis zum fünften Lebensjahr bei sich, wenn sie ihnen keinen seelischen Schaden zufügen will.«

Govind war ein Kindernarr, wie die meisten indischen Männer. Er wollte fünf Kinder haben. »Wenn es geht, auch einen Sohn, aber ich freue mich genauso über Mädchen.« – »Fünf Mädchen würden dich langweilen, mein Lieber«, widersprach Tara. Sie traute diesem Gleichmut nicht ganz. »Und sie würden uns selbst dann ruinieren, wenn wir Schwiegersöhne finden, die so edelmütig wie du auf Mitgift verzichten. Nein, ich möchte nur drei Kinder haben und zumindest einen Sohn. Danach wird familiengeplant.«

»Wie findest du unsere Art, mit kleinen Kindern umzugehen?« fragte mich Tara eines Abends, nachdem ich ihren Neffen einen kleinen Teufel genannt hatte.

»Ich habe den Eindruck, daß eure sogenannte Erziehung in konsequenter Passivität besteht. Ihr laßt eure Kinder offenbar alles tun!«

»Stimmt«, lachte Tara, »wir betrachten unsere Kinder bis zu ihrem sechsten Geburtstag als kleine Götter. Man kann Gott weder schlagen, noch ihm einen Wunsch unerfüllt lassen, man kann ihm nur dienen.«

»Und plötzlich wird aus dem Gott ein kleiner Mensch?«

»Davon sind wir fest überzeugt!«

Eines Tages kamen wir auf das Problem der Scheidung zu sprechen. »Bei uns ist eine Scheidung beinahe unmöglich. Wenn bei uns geheiratet wird, ist das nicht allein die Angelegenheit zweier Menschen. Dahinter stehen zwei Familien, die einen Vertrag miteinander schließen. Hinter dem Ja der Väter steht auf jeder Seite eine ganze Sippe, die sofort bereit ist, mit Rat und Tat einzuspringen, falls Probleme auftauchen. Wenn wir heiraten, wissen wir, die Männer genauso wie die Frauen, daß der Partner, auch wenn wir ihn noch nicht kennen, voll und ganz akzeptiert werden muß, gleich, welche Fehler später zum Vorschein kommen.«

»Und wenn ein Ehegatte darauf besteht, sich scheiden zu lassen?«

»Dann werden beide Familien bemüht sein, die Ehe wieder in Ordnung zu bringen. Sich scheiden zu lassen, führt in den meisten Fällen zum vollständigen Bruch mit der eigenen Familie und der Familie des Ehepartners. Diesen Entschluß können die wenigsten Menschen bei uns wagen. Wir sind seit unzähligen Generationen daran gewöhnt, als Familienmitglieder zu leben, allein sind wir Schiffbrüchige; das gilt für den Mann und für die Frau.«

NIRMALA

Die Lady-Doctor singt bei der Operation

»Moment«, sagte Nirmala, »ich muß eben noch eine Herzuntersuchung machen.« Hinter dem Vorhang wurde es still. Ich hörte die tiefen Atemzüge des Patienten. Plötzlich brach Nirmala in lautes Singen aus: »Hari bol¹, Hari bol, Hari bol!«

»Hörst du die Herztöne beim Singen besser?« fragte ich sie.

»Allerdings!«

Nachdem ich einige Wochen mit ihr gelebt hatte, sah ich, daß es die Wahrheit war.

Zum ersten Mal begegnete ich Nirmala in einem Konzert. Ein Mann hatte mir durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er wissen wolle, wie spät es sei. Ich reichte ihm meine Armbanduhr. Als ich sie zurückforderte, war die Feder gesprungen. Nach Ende des Konzertes sprach mich eine Dame an, die den Vorgang wohl beobachtet haben mußte: »Gib mir die Uhr. Ich lasse sie reparieren. Und sei dem Mann nicht böse. Er hatte wahrscheinlich noch nie eine Uhr in der Hand und mußte ein bißchen damit spielen.« So lernte ich Nirmala kennen.

Zwei Jahre später sah ich sie bei Freunden wieder. Ich erfuhr, daß sie Ärztin in einem muslimischen Armenviertel einer westindischen Industriestadt sei. An drei Wochentagen arbeite sie in einem Flüchtlingshospital für Hindus, die aus Ostpakistan stammen. Außerdem habe sie eine Krankenstation mit sechs Betten in ihrem Haus. »Wovon sie eigentlich lebt und ihre Praxis unterhält, ist uns ein Rätsel«, sagten meine Freunde. »Wenn man dort ist, kommen immer nur arme Leute, und in dem Flüchtlingskrankenhaus arbeitet sie auch nur für ein Trinkgeld. Wenn sie die Wahl hat, eines ihrer Betten an einen

¹ »Lobe Gott ...«

armen oder einen reichen Patienten zu geben, nimmt sie immer den armen.«

Nachdem ich ein paar Tage bei Nirmala zu Besuch war, konnte ich die Frage: »Wovon lebst du eigentlich?« nicht mehr unterdrücken. Sie lachte aus vollem Halse: »Das möchtest ihr alle gern wissen, nicht wahr? Ich lebe davon, daß ich meine Millionen niemals nachzähle, außer wenn ich die letzte Rupie in der Hand halte. Sicher, ich habe ein paar reiche Patienten, die Wert auf meinen ärztlichen Rat legen, obwohl sie es sich leisten könnten, zu einer Kapazität nach London oder Zürich zu fliegen. Aber diesen Leuten schicke ich genauso wenig eine Rechnung, wie ich sie den Armen schicke. Die Armen geben mir so gut wie nichts, manchmal lassen sie drei Mangos oder ein Pfund Reis hier. Was die Reichen mir bringen, langt für die Armen mit. Der Mittelstand bezahlt mich nach den üblichen Sätzen. Aber auch da mache ich Unterschiede: In Härtefällen verlange ich nichts für die Behandlung, wenn sich jedoch herausstellt, daß der Patient ein Geizkragen ist, fordere ich die zweifache Summe.«

Als ich Nirmalas Haus zum ersten Mal betrat, verschwand sie gerade hinter einem Wandschirm und sagte: »Moment, ich muß eben noch eine Herzuntersuchung machen.« Hinter dem Vorhang wurde es still. Ich hörte die tiefen Atemzüge des Patienten. Plötzlich brach Nirmala in lautes Singen aus: »Hari bol, Hari bol, Hari bol!« – »Hörst du die Herztöne beim Singen besser?« fragte ich sie. »Allerdings!« Nachdem ich einige Wochen mit ihr gelebt hatte, mußte ich einsehen, daß es die Wahrheit war.

Nirmala war ein Vulkan voller Leben. Alles an ihr war ursprünglich, natürlich und von überraschender Unmittelbarkeit: Ihr Lachen war so leidenschaftlich wie ihr Zorn, ihre Gesprächigkeit so gewaltig wie ihr Schweigen. Das Alter schätzte ich auf Anfang vierzig. Von Gestalt war sie mittelgroß und rundlich. Die Haut hatte die Farbe einer dunklen Bitterschokolade. Die Augen, unter langen Wimpern, spiegelten oft in

schnellem Wechsel Klugheit, Schalk und Melancholie, Zorn und Zärtlichkeit wider. Die Stimme hatte eine Variationsbreite zwischen dem Piano eines melodischen Mezzosoprans und dem schrillen Fortissimo der Marktweiber.

Nirmalas Haus hatte keine Türen, außer der Haustür, die auf die Straße führte. Es war eingekleilt zwischen anderen ärmlichen Häusern und lag in einer Straße, die so eng war, daß selbst zwei kleine Autos nicht aneinander vorbeifahren konnten. Im Erdgeschoß befanden sich vier kleine Zimmer, zwei davon standen den Patienten zur Verfügung. Im ersten Stock gab es weitere vier Zimmer und im zweiten Stock lag der große Dachgarten. Ich erhielt ein Zimmer im ersten Stock mit zwei Türöffnungen, und als ich morgens aufwachte, lag eine schlafende Frau unter meinem Bett. Sie war nachts aus Nirmalas Dorf in Südindien gekommen, weil sie mit ihrem Mann Streit hatte. Jetzt wollte sie bei Nirmala arbeiten: nicht gegen Bezahlung, gegen Freundschaft. Nirmala hatte ihr gesagt: »Geh nach oben und leg dich irgendwo hin.« Gleich am ersten Tag gab die Lady-Doctor ihr einen neuen Namen. »Wir nennen dich Mukta«, das heißt die Befreite. »Mukta muß von allerhand Übeln befreit werden. Wir fangen mit pan² an. Sie bekommt jeden Tag ein bestimmtes Quantum von mir, damit sie die Abhängigkeit davon langsam überwindet.« Zu Muktas Verpflichtungen gehörte es, morgens meinen Körper mit Senföl zu massieren. Ich stank gräßlich dabei, aber Mukta tat es mit Begeisterung, und so übte ich mich in Langmut.

Kirti war Nirmalas Hauptstütze: siebzehnjährig, gescheit bis gerissen, hübsch und unermüdlich fleißig. Nirmala hatte sie vor neun Jahren zu sich genommen und als Köchin und Krankenschwester ausgebildet. Jetzt sollte sie noch eine reguläre Krankenpflegeausbildung absolvieren. »Wenn sie danach heiraten möchte, werde ich sie verheiraten. Ich kaufe ihr jedes Jahr etwas Goldschmuck, damit sie einen ordentlichen Mann heira-

² Eine Nuß, die wie Kautabak verwendet wird.

ten kann und nicht mit einem Bettler vorlieb nehmen muß.« Kirti bekam auch keinen Lohn, dafür gab Nirmala ihrer Mutter, die in Not lebte, monatlich einen kleinen Betrag.

Nirmala sagte immer »my helpers«, nie »my servants«. Devi war die dritte Helferin, eine ältere Frau, der sie vor einigen Jahren dreitausend Rupien geliehen hatte. Nirmala hat nie einen Paissa davon zurückbekommen.

Devi erschien täglich und half für sechzig Rupien im Monat. Zu Nirmalas Haushalt gehörten noch eine Frau, die nachts zum Schlafen kam, und zwei Männer. Der eine war Muslim und stammte aus Nirmalas Heimatdorf. Seinen Unterhalt verdiente er als Chauffeur bei einem Notar. Der andere war Christ, ein älterer Mann, bei dem es im Kopf nicht ganz stimmte. Tagsüber saß er in einer Ecke auf der Treppe und beobachtete das Geschehen auf der Straße. Nachts musizierte er manchmal bei Hochzeiten. Alle diese Leute, auch ihre »helpers«, hatten keine Betten, sondern legten sich nachts irgendwo zum Schlafen hin. Die meisten erhielten ihr Essen von Nirmala, und alle zapften das kostbare Wasser aus ihrem Tank. Fast Tag und Nacht kamen noch andere Leute in das Häuschen: Freunde, Nachbarn, Patienten, Leute aus Nirmalas Dorf. Sie bewegten sich wie in ihrem eigenen Haus. Die Kastenzugehörigkeit schien hier nicht beachtet zu werden. Kirti war Brahmanin, Mukta gehörte der untersten Kaste an. Beide durften kochen, und sie aßen auch zusammen³, was bei orthodoxen Hindus undenkbar wäre. Auch Orthodoxe betraten das Haus, aber sie handhabten ihre Regeln so elegant, daß es nicht störte.

Eines Tages fragte ich Nirmala, die sehr fromm war: »Wie kommt es, daß du dich von den orthodoxen Vorschriften freimachen konntest?« – »Mit sechzehn Jahren hatte ich ein entscheidendes Erlebnis«, antwortete sie. »Meine Familie war streng orthodox. Wir pilgerten jedes Jahr zu einem Tempel in Goa,

³ In orthodoxen Familien wird keine Speise angerührt, die ein Angehöriger einer niedrigeren Kaste bereitet hat, auch würde man nie mit einem Angehörigen einer anderen Kaste zusammen essen.

der das religiöse Zentrum unserer brahmanischen Unterkaste ist. Unterwegs bekam ich die mensis. Eigentlich hätte ich es während dieser Tage nicht wagen dürfen, mich dem Tempel zu nähern. Aber ich liebte unsere Shanta-Durga⁴ so sehr, daß ich untröstlich gewesen wäre, hätte ich nicht zu ihr gehen können. Also betete ich: »Du hast mir diesen Körper gegeben, erlaube mir, daß ich so zu dir komme, wie ich bin.« Zitternd betrat ich den Tempel, aber ich fühlte sofort, daß Durga-mata⁵ mir ihre besondere Gnade zugewandt hatte.

Ehe die Pilger heimkehrten, vollzogen die Priester einen Abschieds-Ritus, bei dem sie die Göttin für jeden ihrer Anbeter fragten: »Hast du seine Gebete und Opfer angenommen?« Ich schnitt am besten ab. Mein Vater war bei Durga in Ungnade gefallen, und meine Mutter bat mich, für ihn zu beten. Schließlich erhielt auch er noch ihr prasad⁶. Damals dachte ich: Einen besseren Beweis, daß diese orthodoxen Regeln nicht das geringste mit Gottes Gnade zu tun haben, kann mir keiner geben. Seitdem beachte ich sie nur noch, falls ich jemandem durch ihre Nichtbeachtung eine Kränkung zufügen würde.«

Nirmala hatte drei Jahre lang in einem Hospital in den USA gearbeitet, um sich als Frauenärztin weiterzubilden. Sie hatte sich mit einem indischen Kollegen verlobt, der zwei Jahre später als sie nach Indien zurückkehrte. Danach war die Hochzeit geplant. »Ich war wie ein Lämmchen.« – »Das soll ich glauben?« – »Völlige Ergebenheit in den Willen der Männer liegt uns indischen Frauen seit Jahrtausenden im Blut. Wir haben gelernt, in ihnen eine Verkörperung des Göttlichen zu sehen, wie auch die Männer in uns eine Verkörperung der devi erblicken. Das ist einer der Gründe, warum die Ehen bei uns besser gehen als bei euch.« – »Aber du hast doch nicht geheiratet?« – »Nein, es stellte sich heraus, daß mein Verlobter ganz amerikanisiert

⁴ Shanti heißt Frieden, Friedens-Durga. Sie wird mit segnender Gebärde dargestellt.

⁵ Mutter Durga.

⁶ Geweihte Nahrung.

nach Hause kam und diesen Stil hier beibehalten wollte. Das hätte ich nicht gekonnt. Außerdem war er Atheist geworden. Ich liebe ihn noch, aber ohne jeden Anspruch, und ich entbehre ihn nicht.«

Eines Tages gab es in einem der Nachbarhäuser ein wütendes Geschrei. »Hörst du«, sagte Nirmala, »das sind Anglo-Inden. Da wird die moderne, christliche Ehe praktiziert. Er brennt heimlich Schnaps, und wenn er betrunken ist, holt er sich ein Mädchen ins Haus. Gleich kommt seine Frau, paß auf.« Die Frau stand schon in der Tür, blaß und mit wilder Lockenmähne. »Komm schnell, Lady-Doc«, sagte sie, »er will mich aus dem Haus jagen. Er wirft schon Bettys Sachen zum Fenster 'raus.« Betty war die Tochter, von der Nirmala behauptete, daß sie auch keine eiserne Moral habe. Die Lady-Doc stand ruhig auf, zog den Sari über den Kopf und nickte mir zu: »Bis gleich. Du kannst inzwischen für die Leute beten.« Dies tat ich mitnichten, vielmehr wollte ich mir eine so aufschlußreiche Szene nicht entgehen lassen und begab mich auf das Dach, um besser zuschauen zu können. Nirmala konnte noch lauter schreien als der Nachbar. Ich verstand sie nicht, aber das Wort Polizei kam oft vor. Plötzlich sah ich etwas aus der Haustür fliegen und hörte Scherben klirren. Nirmala hatte die schwarze, kostbare Destillationsanlage auf den Hof geworfen. Dann war es einen Augenblick mäuschenstill, und ich hörte Nirmala auf Englisch sagen: »Wenn Sie wollen, sorge ich dafür, daß Betty eine Freistelle in einer Conventschule bekommt, Mr. Drover, und lassen Sie uns gute Nachbarn bleiben. Aber wenn Sie Ihre Frau schlagen, kriegen Sie Ärger mit uns allen.«

Als Nirmala zurückkehrte, sprühten ihre Augen Feuer. »Ich bin nicht immer für ahimsa⁷,« sagte sie, »manchmal hilft nur Gewalt.« Wir setzten uns wieder auf ihr Bett. Unser Tee war inzwischen kalt geworden. »Weißt du«, sagte sie nach einer Weile, halb lachend, halb wütend, »diese Leute sind ein übles

⁷ Gewaltverzicht. Eine der grundlegenden Methoden Gandhis im Kampf um die indische Unabhängigkeit.

Pack. Wenn sie mich nicht brauchen, sehen sie auf mich herab. Nur weil sie beide einen englischen Elternteil haben und Christen sind, bilden sie sich ein, einer höheren Kulturstufe anzugehören. Das haben viele Christen in unserem Land so an sich. Eure Missionare haben es ihnen lange genug eingebleut: Die Christen haben die Wahrheit für sich gepachtet, und wir sind primitive Heiden. Sie sind der festen Überzeugung, daß sie ausgewählt sind, in unserem Land die Fahne der westlichen Kultur hochzuhalten.

Wenn sie mich brauchen, rufen sie mich. Im letzten Monat war ich fast jede Nacht bei einer anderen christlichen Familie hier in der Straße. Aber es wäre das erste Mal, daß einer von diesen Leuten auf die Idee käme, mir etwas zu bezahlen. Wenn sie im Sonntagsstaat in ihre Kirche gehen, sehen sie mich nicht. Die Christen⁸ sind hochmütige Heuchler!«

Das war eine von Nirmalas klassischen Feststellungen. Eine halbe Stunde später kam eine junge Kollegin zu Besuch, eine Fachärztin aus einem anderen Stadtteil, Nirmalas »beste Freundin«. Man unterhielt sich herrlich, und als sie fortging, sagte Nirmala: »Nimm Melita doch am Sonntag mit in die Kirche!« – und zu mir: »Sie ist nämlich Christin.« Am Sonntag kam etwas dazwischen: Nirmala hatte beschlossen, für die Patienten eines Leprahospitals, das von Nonnen geleitet wurde, zu kochen. Sie machte das gelegentlich. Dann wurde ein halbes Dutzend Frauen zusammengetrommelt und man kochte von morgens bis abends Leckerbissen. »Die Kranken bekommen wohl jeden Tag ihr Essen, aber die Nonnen können sie nicht verwöhnen«, erklärte mir Nirmala, »dazu haben sie kein Geld.«

Abends brachten wir die Sachen mit dem Auto in das Krankenhaus. Als wir vor dem Tor standen, sagte Nirmala mit einem komisch verzweifelten Lächeln: »Ich bewundere die Nonnen sehr, und ich mag sie wirklich, aber sie umarmen und küssen mich immer, wenn ich komme. Das ist so, als ob sie mir

⁸ Es gibt etwa zehn Millionen Christen in Indien – von fünfhundert-fünfzig Millionen Gesamtbevölkerung.

die Haut lebendig abziehen. Wir Hindus sind auf Nicht-Berühren eingeschworen. Wenn du siehst, daß eine die Arme ausbreitet, könntest du dich statt meiner an ihre Brust werfen?« Ich versprach, mein möglichstes zu tun, und wir betraten lachend das Zimmer der Oberin.

Mit den Muslims hatte Nirmala theoretisch genausowenig im Sinn. Hier lautete ihr Urteil: »Sie sind allesamt dreckig!« Fast jeder Hindu findet fast jeden Nicht-Hindu schmutzig, das ist ein instinktives Vorurteil und hängt mit den strengen Reinlichkeitsvorschriften der orthodoxen Brahmanen zusammen. Sie müssen sich zum Beispiel nach jeder Entleerung ihrer Eingeide baden und ganz frisch anziehen. Doch ist der Wassermangel oft so groß, daß diese Regeln nicht immer eingehalten werden können. Das hindert keinen Hindu daran, auf die Leute herabzusehen, deren Religion weniger anspruchsvolle Reinlichkeitsvorschriften anordnet. So schimpfte Nirmala munter über die »ungewaschenen Muslimfrauen«, unter deren meist schwarzem und bis zum Boden reichendem Schleier es manchmal abscheulich rieche. Im übrigen pflegte sie stürmische Freundschaft mit Muslims und setzte mir lang und breit auseinander, was für wunderbare Menschen sie seien.

Als ich ihr klarmachte, daß sie sich in der Theorie der Psychologie wie ein Tor und in der Praxis, dort wo sie ihrem Herzen folge, wie ein Weiser verhielte, war sie verblüfft. Am nächsten Morgen sagte sie lachend: »Gib mir immer einen Rippenstoß, wenn ich solche Vorurteile verkünde.«

Diese Vorurteile waren Ausdruck ihrer Spontaneität. Sie tat das, was sie im Augenblick dachte und fühlte, und es störte sie nicht, wenn sie sich bei einer ihrer temperamentvollen Inkonsistenzen ertappte. Dank ihrer Offenheit wußte man immer, woran man war. Auch ihre Patienten konnten ein Lied davon singen. Als ich eines Tages mit ihr in das Haus eines kleinen Ladenbesitzers gehen wollte, dessen Frau krank war, machte sie plötzlich auf der Schwelle kehrt, stieg wortlos ins Auto und fuhr davon. Der Ladenbesitzer hatte gerade eine Mahlzeit aus

Reis und mehreren Gemüsesorten auf einem Bananenblatt vor seine Haustür gelegt. »Damit ein Hund das Zeug fräßt, das von seiner Frau berührt worden ist, und ihre Krankheit mit sich fortträgt.« Später kam der Mann und wurde abgekanzelt: »Wenn ihr an solche Torheiten glaubt, braucht ihr mich nicht. Du wirst sehen, daß deine Frau morgen gesund ist. Wenn ein Bettler an eure Tür kommt, erhält er jemals so eine anständige Mahlzeit?«

Oder die beiden älteren Mädchen aus der Nachbarschaft, die Tag und Nacht betend am Lager ihres sterbenden Hundes saßen. Als er dann gestorben war, mieteten sie für hundert Rupien ein Taxi, um ihn in einem heiligen Fluß zu versenken.

»Helft lieber armen Leuten mit dem Geld. Das wäre gut für eure Seelen. Wenn der Hund eine Seele hat, wird sich Gott um sie kümmern.«

Die Lady-Doc sagte allen Leuten gleich unverblümmt ihre Meinung, egal ob sie reich oder arm waren: Manchmal besuchten sie Mitglieder einer der reichsten indischen Familien, Leute, die sich ihr Haus von Le Corbusier bauen ließen. Im Umgang mit ihnen war Nirmala noch eindeutiger. Gelegentlich sagte sie mir: »Diese Leute tun mir leid. Sie haben unvorstellbare Reichtümer. Das ist der Grund, warum ihnen niemand in diesem armen Land die Wahrheit sagt. Ich glaube, sie kommen nur zu mir, weil es für sie eine Sensation ist, mit jemandem zu sprechen, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Im Grunde sind ihre Sorgen lächerlich, verglichen mit den Sorgen der Hungernden. Aber man muß diese Luxus-Sorgen ernst nehmen, sonst kann man den Leuten nicht helfen.« Auch darin tat Nirmala ihr Bestes, obwohl sie gelegentlich aufstöhnte: »Diese Reichen sind mir ein Greuel, aber sobald sie kamen, liebte sie sie aufrichtig wie die Christen, die sie hochmütig, oder wie die Muslims, die sie dreckig fand.

Hinsichtlich ihrer Zukunftspläne hatte sie die gleiche Inkonssequenz. Wenn sie sah, wie nötig ihre Arbeit im Flüchtlingshospital oder unter den Armen des Stadtviertels war, sagte

sie: »Ich werde mich irgendwo mitten in einen Slum setzen und nur noch für die Allerärmsten arbeiten.« Ein wenig später konnte es ihr einfallen, mich zu fragen: »Was denkst du, wohin ich gehen soll? Ich möchte das Haus hier verkaufen und mir irgendwo in der Einsamkeit ein Hütchen bauen und nur noch meditieren und beten.« Die traditionelle Vorstellung des Hinduismus geht davon aus, daß Dienst am Mitmenschen als Gottesdienst betrachtet wird und eine wichtige Vorstufe auf dem Weg zur Erleuchtung ist. Wenn man einen bestimmten Grad spiritueller Reife erlangt hat, darf man sich ganz seiner geistigen Berufung widmen.

Der zentrale Punkt in Nirmalas Leben war die Religion. In der Mitte ihrer Wohnung gab es ein Zimmer mit einem kleinen Hausaltar. Er war das räumliche Zentrum in ihrem Leben. In einem holzgeschnitzten Tempelchen stand ein Foto der bengalischen Heiligen Ma-Anandamayi, darüber brannte ständig ein Licht. Mataji war seit Jahren ihre geistliche Führerin. Ihr guru war der 1950 verstorbene Heilige Ramana-Maharshi. Nirmala hatte ihn niemals persönlich gesehen, im Traum hatte sie von ihm diksha bekommen. Viele Hindus sind überzeugt, daß sie die erste spirituelle Inspiration im Traum empfangen haben. Das dritte Foto zeigte Shanta-Durga, die göttliche Patronin der brahmanischen Unterkaste, zu der Nirmala gehörte. Sie saß frühmorgens und abends vor diesen Bildern in Meditation versunken, und wenn sie das Haus für längere Zeit verließ, verneigte sie sich vor Matajis Bild. Gaben Patienten ihr Geld, legte sie es hinter das Bild. »In jedem Kranken, der zu mir kommt, kommt Mataji zu mir«, erklärte sie. »Alles Geld, das ich einnehme, gibt sie mir, und ich bringe es ihr zurück. Später, wenn ich es brauche, bitte ich sie darum.«

War das Mittagessen gekocht, wurde von allen Gerichten ein wenig vor Matajis Bild gestellt, und alle Hausbewohner sangen ein Danklied. Die Speise galt nun als prasad: Sie war Mataji geopfert und von ihr geweiht worden. Erst nach dieser Zeremonie wurde gegessen.

In der Abenddämmerung rief Nirmala wieder alle vor ihrem Pujaplatz zusammen, um kirtan⁹ mit ihnen zu singen. Es gab zur Begleitung ein paar Zimbeln, eine Trommel und manchmal spielte jemand auf einem tragbaren Harmonium. Wer von den Nachbarn gerade Lust und Zeit hatte, sang mit. Dabei ging es fröhlich zu, nie feierlich. Oft begann Nirmala vor Begeisterung zu tanzen, und soweit der Platz ausreichte, tanzten die Leute mit.

Immer kamen Freunde oder Nachbarn vorbei und setzten sich vor ihr Hausaltärchen, um zu meditieren.

»Es ist eine gute Atmosphäre hier«, behaupteten sie, »man kann sich besser konzentrieren als bei uns zu Hause.« Das galt auch für einige Leute, die in Privathäusern mit dreißig und mehr Zimmern lebten. Kein Mensch nahm Rücksicht auf die Meditierenden. Das geräuschvolle Leben einer ärztlichen Praxis brandete unvermindert um sie herum. Ich bewunderte ihre Fähigkeit, sich nicht stören zu lassen. Nirmala selbst war ein Genie im Abschalten. Wenn sie während des Tages plötzlich Lust zum Meditieren bekam, setzte sie sich vor ihren Pujaplatz und war im Handumdrehen in der tiefsten Kontemplation. Hinter ihrem Rücken ging es zu wie auf einem Marktplatz. Die Patienten hatten nichts dagegen, eine halbe Stunde zu warten.

Nirmala wußte herrliche Geschichten von Göttern, Heiligen und Narren zu erzählen. Über die geradezu niederträchtige Parteilichkeit des Gottes Krishna konnte sie sich nicht genug freuen: Krishna hielt die Sonne kurz vor dem Untergang für einen Augenblick am Horizont fest, damit sein Favorit Arjuna den Gegner, der sich seiner Waffen bereits entledigt hatte, noch »vor Sonnenuntergang« töten konnte. Nach dem geltenden Recht mußte der Kampf eingestellt werden, sobald die Sonne untergegangen war.

»Ist das nicht herrlich?«

»Nein, das ist abscheulich, wie kann Gott so ungerecht sein?«

»Gott wird der Sklave seines bhaktas. Wenn du Gott auf-

⁹ Religiöser Gesang.

richtig liebst, tut er alles für dich.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Wie ich nicht verstehen kann, daß Christus seinen Freund Judas zum Mörder werden läßt.« Christus war »ein großer Meisteryogi« für Nirmala. Wenn sie auf dem Dachgarten meditierte, setzte sie sich so, daß sie die Christusgestalt auf dem nächsten Kirchendach sehen konnte. Über ihrem Bett hing ein Gethsemane-Bild.

Nachdem ich sie eine Zeitlang kannte, gestand sie mir, daß sie täglich und an manchen Tagen mehrfach Visionen habe. Früher habe sie Shanta-Durga und Mataji in einem weißleuchtenden Licht gesehen, oft so deutlich, daß sie die Borte an Shanta-Durgas Sari hätte zeichnen können. Zuweilen sehe sie während der Meditation nur Matajis Hände oder Füße. »Aber das ist tamasha¹⁰, ich weiß es und bin froh, daß es allmählich weniger wird.« – »Es muß keineswegs tamasha sein, Nirmala! Es gibt Berichte von christlichen Mystikern, die ihre Visionen kritisch beobachtet und darüber geschrieben haben.« – »Ja, bei uns gibt es auch solche Berichte. Doch finden wir, daß das Stadium der Visionen und Auditionen für den sadhak gefährlich ist. Er kann sich in seine Visionen so verlieben, daß er sich schließlich für einen Heiligen hält. Rama-Krishna sagt: Man muß einen Dorn nehmen, um sich damit einen anderen herauszuziehen, und dann beide fortwerfen.«

»Was soll das heißen, Nirmala?«

»Visionen sollen den Menschen von den äußeren Sinneseindrücken ablenken. Aber sie sind nur die Vorstufe auf dem Wege des Ichs zur Vereinigung mit dem Ewigen Geist, dem brahman.«

Seit diesem Gespräch erzählte sie mir öfter, was sie erlebt hatte und fragte mich ständig: »Hast du etwas darüber gelesen ...?« In der folgenden Zeit sah sie bei ihren Visionen nichts mehr, weder mit dem inneren noch mit dem äußeren Auge,

¹⁰ Unwichtiges Zeug.

dennoch erklärte sie, Mataji sei in anderer Weise gegenwärtig. Sie fühle ihre Gegenwart mit einer Sicherheit, die stärker sei, als die Gewißheit der direkten sinnlichen Wahrnehmung. Zuweilen stöhnte sie mitten in einem Gespräch auf: »Ma¹¹!« schloß die Augen und bekam einen schmerhaft seligen Ausdruck. Wenn sie die Augen wieder öffnete, war ihr Blick leer und abwesend; sie bewegte sich dann wie ein Blinder in seinem vertrauten Milieu, sicher und doch merkwürdig taustend. Sie tat zwar, was der Augenblick von ihr forderte, aber man sah, daß sie »woanders« war. Als sie in dieser Verfassung zu einer Operation gehen wollte, packte ich sie bei den Schultern und schüttelte sie: »Wach auf, Nirmala, du könntest Unsinn machen, wenn du ...« Sie lächelte mich unter halb geschlossenen Lidern an und sagte leise, als wolle sie sich selbst nicht wecken: »Im Gegenteil, nie geht es besser.« Dann hörte ich sie mitten bei der Operation singen. Der Arzt, der die Narkose gemacht hatte, trat lachend aus dem Raum: »Unsere Lady-Doctor ist ein Genie«, sagte er, »das geht bei ihr wie das Kartoffelschälen.«

Eines Abends saßen wir beim Essen. Nirmala wollte anschließend operieren. Plötzlich blieb ihre Hand, die den Löffel zum Mund führen sollte, auf halber Strecke stehen. Nirmalas Gesicht schien leer und ausdruckslos. Sie saß vornübergebeugt und rührte sich nicht. Langsam sank die Hand auf den Tisch zurück. Nach einer Weile hob sich die Hand wieder, zögerte und sank zum zweiten Mal zurück. Das wiederholte sich ein drittes Mal. In Nirmalas Gesicht trat ein so schmerzhafter Ausdruck, daß ich dachte: Gleich bricht sie in Tränen aus. Aber nichts geschah. Sie seufzte tief auf und begann zu essen, mechanisch, fast widerwillig. Bis zum Ende der Mahlzeit verständigte sie sich nur mit Zeichen, als habe sie die Sprache verloren. Vermutlich wehrte sie sich wegen der bevorstehenden Operation gegen eine Trance. Die ganze Zeit hatte ich mich

II Mutter.

mit den zwei anderen Tischgenossen laut unterhalten. Plötzlich machte Kirti einen Scherz. Unser lautes Gelächter riß Nirmala vollends aus den Fängen ihrer Verzauberung. Auch sie lachte und ging unbeschwert zu ihrer Operation. Danach überfiel sie mich mit einem Vulkanausbruch von Sanskrit-Versen, die sie mir übersetzte. Die Schönheit der Worte riß sie in eine Ekstase. Zwei Stunden lang konnte ich mich ihr nicht entwinden, obwohl ich schlafen gehen wollte. Der Tag war entsetzlich heiß gewesen.

Manchmal war Nirmala von Stummheit geschlagen. Keiner konnte dem Sog dieses mächtigen Schweigens widerstehen. Eines Tages beschwerte ich mich: »In deinen spirituellen Anwandlungen bist du ein Tyrann. Wenn du wolltest, könntest du dieses Schweigen kontrollieren, vor allem, wenn du merkst, daß ich mit dir sprechen möchte.«

Es gab einen heftigen Wortwechsel, und ich sagte Nirmala zu meiner eigenen Überraschung eine massive Grobheit.

Nirmala hielt den Wagen an und drehte sich nach mir um. Ihr Gesichtsausdruck ließ mich nichts Gutes ahnen. Aber sie gab wieder Gas und sagte: »Bedanke dich bei Mataji. Sie stand eben zwischen dir und mir. Hätte sie nicht dagestanden, wärest du jetzt ein Häufchen Elend.« Nirmalas vitale Kraft in Rechnung gestellt, war das sicher die Wahrheit.

Wir stritten uns öfter, aber zum Glück waren wir beide nicht nachtragend. Eines unserer Streitobjekte war ihre Freundin Laxmi. Laxmi war Landtagsabgeordnete und hatte einen scharfen Linksdrall. »Ich beobachte seit Jahren, wie sie sich von der Politik auffressen läßt. Politik ist ein schmutziges Geschäft. Es gibt außer ihr keinen Abgeordneten, der nicht korrupt ist.« Nirmala übertrieb wieder. »Wenn es wirklich so korrupt zugeht, wäre es um so nötiger, daß Leute wie Laxmi diese mißlichen Zustände ändern.« – »Das ist aussichtslos! Sie zerreibt sich und setzt ihre spirituelle Entwicklung aufs Spiel. Man kann nicht nach Macht in der Politik und gleichzeitig nach Gott-

Realisation streben.« Ich nannte Gandhi, Aurobindo¹², Hamsaskjöl, um ihr das Gegenteil zu beweisen. Aber sie ließ sich nicht überzeugen! Als ich mich müde gekämpft hatte, zwang sie mich, auf ihrem asan¹³ zu sitzen: »Schließe jetzt die Augen und stell' dir vor, du seist am Meer. Das Wasser ist kühl, ruhig und tiefblau.« Mir war der Streit an die Nieren gegangen. Ich liebe Indien und halte es für verhängnisvoll, wenn Leute wie Nirmala das politische Engagement ablehnen. Vor lauter Erschöpfung schloß ich die Augen. Nach ein, zwei Minuten öffnete ich sie wieder. Nirmala beobachtete mich mit so liebevoll besorgtem Ausdruck, daß ich laut auflachen mußte.

Am Nachmittag dieses Tages hatte Nirmala keine ärztlichen Verpflichtungen. Es war sehr heiß, wir lagen auf dem kühlen Fußboden, dösten und unterhielten uns. Mein schlechtes Gewissen regte sich, weil um uns herum die »helpers« arbeiteten. Nirmala beruhigte mich: »Das ist ganz unangebracht. Diese Leute wissen, daß dein karma¹⁴ dir erlaubt, ein von physischer Arbeit weitgehend freies Leben zu führen. Sie sind überzeugt, daß es ihnen in einem ihrer nächsten Leben genauso gut gehen kann, wenn sie in diesem Leben ihre täglichen Pflichten erfüllen.« Tatsächlich hatte ich nie das Gefühl, daß die Helfer ein Ressentiment hegten. Nirmala redete und lachte viel mit ihnen. Hatte sie Zeit, kochte sie mit ihnen am Küchenboden hockend. Allen gab sie das Bewußtsein, in einer Familie zu leben. Bekam Kirti gelegentlich eine Ohrfeige, weil Nirmala fand: »Das gehört zur Erziehung«, wurde das familiäre Klima nicht gestört. Die Helfer hatten weder geregelte Freizeit noch einen Stundentag, aber wenn sie ihre Angehörigen besuchen wollten, bekamen sie frei. Gab es einen guten Film, schickte Nirmala alle ins Kino, und war Mela¹⁵, ging sie mit

¹² Aurobindo war Philosoph, spiritueller Führer und großer Politiker der indischen Unabhängigkeitsbewegung. Er starb 1950.

¹³ Sitzmatte.

¹⁴ Hier: Deine Situation, insofern sie das Resultat deines Verhaltens in deinem früheren Leben ist.

¹⁵ Eine Art »Kirchweih« der Hindus.

ihnen gemeinsam dorthin. Jeder erhielt dann eine Rupie für sich selbst und eine Rupie in fünf Paissamünzen für die Bettler.

In der Praxis ging es einfach zu. Das Instrumentarium für die gynäkologischen Eingriffe war veraltet, aber erfüllte seinen Zweck. Der berühmte Stuhl war ein breites Bügelbrett mit zwei verstellbaren Verlängerungen. Nirmalas stationäre Patientinnen waren häufig Mädchen, die ein Kind bekamen. Sie machte niemals Abtreibungen, aber sie hatte großes Verständnis für die Unglücklichen, die oft von ihren Familien verstoßen wurden. Ihre unsentimentale, sachlich intelligente und humorvolle Mütterlichkeit gab den Schützlingen ein Gefühl der Sicherheit.

Nirmalas Vater war vor einiger Zeit in Südindien gestorben. Ihr Bruder hatte nach der Sitte das Verbrennungsritual vorgenommen und seiner Schwester ein paar verkohlte Knochenreste in einer Silberdose gebracht. Diese Reste wollte Nirmala in die Narmada versenken, an derselben Stelle, wo sie vor Jahren sterbliche Überreste ihrer Mutter versenkt hatte. Auf der Fahrt zu dem heiligen Fluß blieben wir abends mit dem Wagen in einer Sanddüne hängen, und es wurde Morgen, bis Männer aus dem nächsten Dorf uns wieder flott machen konnten. Unser Ziel war der ashram, wo ein Freund Nirmalas lebte. Als wir ankamen, hatte Yogibhai¹⁶ die bandara¹⁷ längst verteilt. Yogibhai war Ende dreißig, leicht rundlich, mit langem, welligem Haar und einem Prachtexemplar von Bart. Sein Gesicht wirkte eher weich als asketisch. Er hatte eine liebenswürdige, heitere Art, und Nirmala behauptete, er sei ungewöhnlich gescheit. Den ashram bewohnte er zusammen mit einem vierundneunzigjährigen Yogi. Die zwei kleinen Häuser und der Shrivatempel lagen in einem alten Mangogarten, in dem Pfauen lustwandelten.

Der Fluß zog sich breit und in Schleifen durchs Land. Das

¹⁶ Bruder-Yogi.

¹⁷ Speise, die anlässlich einer religiösen Feier zubereitet und an Pilger und Bettler verteilt wird.

diesseitige Ufer war hügelig, zum Teil steil, das jenseitige flach und sandig. Seit fünfzehn Jahren lebte Yogibhai an dem Fluß, er liebte ihn wie ein Kind seine Mutter. »Narmada ist eine Verkörperung der göttlichen Mutter des Universums«, erklärte er mir, dabei breitete er die Arme aus: »Sieh, ist sie nicht schön und friedlich und stark?« Während wir später auf dem Fluß fuhren, wiederholte er die Gebärde. Sie hatte etwas Rührendes und Komisches. Nirmala erzählte mir, Yogibhai habe in den ersten Jahren viele Gebetsstunden im Strom stehend zugebracht. Diese Dinge sind schwer begreiflich für uns. Man muß den verklärten Ausdruck gesehen haben, mit dem sich Pilger in den Ganges sinken lassen, an die entsühnende Kraft der Mata-Ganga, der göttlichen Mutter, glaubend. Yogibhai erzählte mir, sein Fluß sei eine Tochter des Gottes Shiva, aus dem Schweiße seiner Brust entsprungen. »Sie ist Adi-Shakti«, sagte er stolz, »die Urmacht des Göttlichen.« Zwei mächtige Götter hätten sie zur Frau begehrt, aber Shiva habe nur geantwortet: »Fangt sie euch selbst. Wer sie fängt, kann sie heiraten.« Aber die Narmada sei ihnen mühelos entkommen. Als der Fluß später Abschied von seinem göttlichen Vater nahm, habe Shiva gesagt: »Traure nicht, meine Tochter, ich bleibe immer in dir. Jeder Stein auf deinem Grund ist ein shivalingam. Und auch dein Bruder Ganesh wird immer bei dir bleiben. In jedem roten Stein auf deinem Grund wird er seine Wohnung haben.«

Im Inneren des ashramtempels war es kühl und dämmrig. Er war Shiva geweiht. Der Gott saß, in Kontemplation versunken, auf dem ausgestreckten Leib seiner Gattin Parvati. Dazu erzählte mir Nirmala eine hübsche Geschichte:

Es waren einmal drei rishis, weise Seelen, die einen guru suchten; mit seiner Hilfe wollten sie auf dem Pfade zur Wahrheit voranschreiten. Zuerst gingen sie zu dem Gott Brahma. Er lauschte gerade verzückt auf das Saitenspiel seiner Gattin, der Göttin Saraswati. »Das ist nicht der rechte guru für uns«, sagten die drei rishis. Er ist zu sehr von den Künsten der Welt eingenommen. Sie gingen zu Vishnu, er war mit seiner Gattin

Laxmi in ein Gespräch vertieft. Schließlich sagten sie: »Laßt uns zu Shiva gehen, dem Meister aller Asketen.« Aber siehe da: Shiva hatte seine Gemahlin Parvati auf dem Schoß. Enttäuscht verließen sie auch ihn. Als Shiva ihre Ratlosigkeit sah, hatte er Mitleid und sagte zu seiner Gemahlin: »Ich bitte dich, lege dich hier unter diesen Peepalbaum, und ich will mich auf deinen Rücken setzen, als wärst du mein asan.« Als die drei rishis an dem Baum vorbeikamen, sagten sie: »Das ist unser guru! Er hat alle Versuchungen der Welt so bezwungen, daß sie ihm nun als Sitzmatte dienen.« Shiva erklärte sich bereit, sie als Schüler anzunehmen, aber er sagte lachend: »Ihr irrt euch, wenn ihr meint, daß Brahma, Vishnu oder Shiva nur allein und ohne ihre Gefährtinnen eure rechten Meister wären. Wahrhaft göttliche Macht hat Brahma durch Sarasvati, Vishnu durch Laxmi und Shiva durch Parvati. Ohne ihre Gefährtinnen sind sie wie ein Baum ohne Wurzel oder ein Fluß ohne Fische oder ein Mensch ohne Herz.«

Yogibhai hatte ein Boot für uns gemietet, einen breiten Kahn mit eingerollten Segeln. Zwei Männer stakten uns flußaufwärts. Nach Stunden legten wir an einer Halbinsel an. Es war still hier. Beide Ufer waren hügelig, und der Dschungel schob sich bis ans Wasser vor. Ein paar schwarze Büffel lagen träge im Fluß. Nur ihre archaischen Häupter ragten aus der Flut. Ein großer, weißer Vogel kreiste über uns. Nirmala und der Mönch gingen langsam ins Wasser, bis es ihnen zur Hüfte reichte. Lange hörte ich sie die uralten Sanskritgebete sprechen, dann schüttete Nirmala den Inhalt der silbernen Dose aus und warf eine Kokosnuss in die Strömung als symbolische Opfergabe.

Bei der Rückfahrt schien Nirmala gelöst und heiter wie eh und je. Sie sang die ganze Zeit. Alle sangen mit, auch die Bootsleute. »Ich fühle keine Trauer«, sagte sie, als sie wieder ins Boot stieg, »mein Vater hatte ein erfülltes Leben. Wo auch immer seine Seele jetzt sein mag, sie ist näher bei Gott, als sie jemals war, denn sie ist niemals einen Schritt zurückgegangen.«

In Yogibhais ashram erwartete uns ein junges Lehrerehe-

paar, das mit ihm befreundet war: liebenswürdige, bescheidene Leute, denen man ansah, daß sie sich von den einhundert-fünfzig Rupien, die der junge Mann verdiente, nicht immer sattessen konnten. Nirmala lud sie ein, mit uns zu kommen. Etwas später erschien Beladi, eine sanyasini¹⁸, die in der Nähe lebte und seit Jahren zu Nirmalas Freunden gehörte. Ich schätzte sie auf fünfzig. Sie hatte ein ernstes, verschlossenes Gesicht und sprach kein Wort.

Am Nachmittag fuhren wir mit dem Boot zu einem swami, der flußabwärts am jenseitigen Steilufer in einem einsamen Häuschen wohnte, einem alten Yogi, dessen nackter Körper jugendlich drahtig und gestählt wirkte. Er hatte unter seinem Haus eine guffa, einen Keller, dort zog er sich zur Meditation zurück. Nirmala bat ihn, für eine Stunde dorthin gehen zu dürfen. Nach indischer Auffassung sammelt sich an Orten der Meditation eine mit geistigen Schwingungen aufgeladene Atmosphäre, die eine gute Konzentration ermöglicht. Später gab es eine lebhafte Unterhaltung zwischen dem Yogi und meinen Freunden. Ich blickte indes vom Steilufer über die Narmada, die friedlich talwärts zog. Unter mir wimmelte das Wasser von springenden Fischen, und über mir in den Baumkronen kreischte eine vielköpfige Affenfamilie: Große Burschen mit schwarzen Gesichtern, langen Schwänzen und einem seidiggrauen Fell fraßen die Früchte des Baumes.

Am späten Abend zogen wir mit unserem Gepäck auf das Boot. Es war geräumig, so daß wir unsere Bettrollen bequem nebeneinander ausbreiten konnten. Die Bootsleute hatten zwei große Dreieckssegel gesetzt, und wir trieben unter Wind schnell stromabwärts. Die Narmada plätscherte friedlich, die Segeltaue knarrten, aus fernen Seitentälern hörte man Trommeln. Die Sterne funkelten so nah, als hingen sie im Top unserer Masten. Gegen vier Uhr setzte das Boot knirschend auf Sand. Bräunliche Dämmerung hing über der hügeligen Insel, auf der es ein

¹⁸ Trägerin der höchsten mönchischen Weihe.

paar Tempel gab. Als wir die höchste Erhebung erreicht hatten, vergoldete die Morgensonnen die Baumkronen. Jenseits im Tal tanzte eine Herde von Pfauen, Nirmala zählte zweiunddreißig. Die meisten Tempel lagen in Trümmern. In der letzten Regenzeit hatte sich unsere freundliche Narmada in ein reißendes Meer verwandelt und die ganze Insel überspült.

Meine Freunde setzten sich zur Meditation in einen der Tempel, ich streifte zwischen den Trümmern umher. Als wir wieder zum Boot zurückkehrten, hatten die Männer Tee für uns bereitet. Auf der Weiterfahrt wurde es schnell warm. Wir kamen durch eine Gegend, die bewohnt war. Immer wieder sah man Rinderherden im seichten Uferwasser stehen. Frauen schöpften Wasser in kupferne Bottiche und trugen sie, oft drei übereinander, auf den Köpfen ins Hinterland. Nackte Kinder winkten uns zu. Gegen Mittag brannte die Sonne unbarmherzig, und wir waren froh, ans Ziel zu gelangen: Das Boot landete unter einem Baum unter dessen mächtig ausgereckten Ästen ein ganzes Dorf Platz gefunden hätte. Ein weißes Shiva-tempelchen mit einer Kuppel lockte Nirmala. Wir setzten uns in einen Kreis und sangen ein om¹⁹, das uns vielstimmig umbrauste wie Orgelmusik, in der Kuppel leise nachhallend, als wir schon lange schwiegen. Einige Meilen tiefer im Land war ein berühmter Shrivatempel mit einer kleinen Pilgerherberge. Nirmala hatte ihren Wagen kommen lassen, und wir fuhren zu diesem Tempel. Hier wollten wir übernachten. Yogibhai stellte das Essen auf: Reis und Gemüse. Nirmala saß schon nach den ersten Minuten unter einem Baum, um zu meditieren. Rings um den Tempel blühte roter und weißer Oleander, und der Duft eines kleinblütigen Krautes überschüttete uns mit heftiger Süße. Die sanyasini bat Nirmala, sich unter einen anderen Baum zu setzen. Nirmala gehorchte. »Warum ziehst du um?« fragte ich sie. »Weil Beladi sagt, daß die Unsichtbaren auf diesen

¹⁹ Die Silbe om gilt als mystischer Klang, in dem die Gottheit in der Gestalt des Lautes anwesend ist.
Bäumen rasten.«

Gegen Abend fuhren wir mit dem Boot an den Ort, wo Anusuia gelebt hatte. Von ihr erzählte mir Nirmala: »Anusuia war die Frau des rishis Arti. Sie war so berühmt ihres vorbildlichen Charakters wegen, daß die Frauen der drei Götter Brahma, Vishnu und Shiva²⁰ eifersüchtig wurden und ihre Männer überredeten, ihre Keuschheit auf die Probe zu stellen. Die drei Götter nahmen die Gestalt von Bettelmönchen an und erschienen bei Anusuia, als ihr Mann ausgegangen war. ›Gib uns Milch!‹ sagten sie zu der Frau, die ihren Säugling auf dem Arm trug. Die Frau brachte jedem eine Schale mit Milch, aber die Götter wiesen sie zurück und sagten: ›Wir wollen deine Milch.‹ Anusuia war so entrüstet, daß sie einen Eimer voll Wasser über die drei frechen Mönche ausschüttete. Im selben Augenblick verwandelten sie sich in drei Babies. Als sie vor Hunger schrien, gab ihnen Anusuia die Brust. Von da an blieben sie bei Anusuia. Die Frauen der Götter warteten vergeblich auf ihre Rückkehr. Schließlich machten sie sich auf den Weg zu Anusuia. Aber die drei Bübchen klammerten sich ängstlich an ihre Pflegemutter, so wenig Lust verspürten sie, zu ihren Frauen heimzukehren. Die Göttinnen bettelten so lange, bis Anusuia Wasser über die Kinder schüttete. Alsbald verwandelten sie sich wieder in die Bettelmönche.«

Es war schon dunkel, als wir zu dem Tempelchen kamen, in dem Anusuia als eine der unzähligen Verkörperungen der göttlichen Mutter des Universums verehrt wurde. Ein trübes Öllicht beleuchtete die plumpen Gestalt des murtis²¹. Meine Freunde hielten sich ein Weilchen auf. Ich ging zum Boot zurück und nahm ein Bad in der Narmada: nackt, Anusuia zum Trotz.

Auf dem Heimweg sang die junge Lehrersfrau Lieder von Tagore. Sie waren von fremdartiger Traurigkeit. In der Nacht

²⁰ Die Götter Brahma, Vishnu und Shiva stehen an prominenter Stelle unter den Gottheiten des Hinduismus. Brahma gilt als der Erschaffer, Vishnu als der Erhalter und Shiva als der Zerstörer der Welt.

²¹ Bildnis der Gottheit.

schliefen wir in dem Shivatempel. Wir rollten unsere Betten um den braven Nandistier²² aus. Der Tempel war in offenen Arkaden gebaut, von allen Seiten konnte die Nachluft uns kühlen. Mehrmals wachte ich auf, weil ein Tier in der Nähe schrie, und jedesmal sah ich die sanyasini meditierend auf ihrem Bett sitzen.

Am Morgen kam der Priester des Tempels, legte der sanyasini eine Blumengirlande über die Schultern und warf sich vor ihr zu Boden. Ihr Gesicht verriet, daß sie augenblicklich in eine tiefe Trance gehen wollte. Nirmala griff nach ihren Händen und zwang sie, aufzustehen. »Bleib hier, Bela!« sagte sie laut, fast barsch. »Hörst du, das geht jetzt nicht, du mußt hierbleiben.« Im Körper der sanyasini war eine Bewegung, als zöge er sich in schneidendem Schmerz zusammen. Dann streckte sie sich und öffnete die Augen. Ihr Blick kam von weit her. »Segne mich, Beladi!« sagte Nirmala, »und verzeih mir, aber ich kann dir jetzt nicht erlauben, in samadhi zu gehen.« Mit einem leisen, noch immer schmerhaften Lächeln legte Beladi ihre Hand auf Nirmalas Kopf. »Sei gesegnet!«

Später erzählte mir Nirmala, daß Beladi vor zwei Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit in einen samadhi versank, aus dem sie für vierundzwanzig Stunden nicht zu wecken war. »Und das konnten wir jetzt nicht brauchen. Ich muß nach Hause, meine Kranken warten auf mich.«

²² Shivas Reittier.

LALITA

Das Dorfmädchen, dessen Mann in Deutschland studiert hat

Lalita führte mich durch die Wohnung wie durch ein Museum, in dem die Lebensgewohnheiten westlicher »Eingeborener« veranschaulicht wurden ... Dann zeigte sie mir die Betten, und sie erwartete, daß ich über jeden Teil der Matratzen in begeistertes Staunen ausbrechen würde. Zum Schluß legte sie sich in ihr Bett, deckte sich bis zur Nasenspitze zu, und ich mußte sie bewundern. Als sie aufstand, sagte sie: »Aber schlafen kann ich nicht in diesem Bett, es ist so weich.«

Mit Lalitas Schwiegervater hatte ich verabredet, daß wir gemeinsam mit dem Zug von Bombay nach Lucknow fahren wollten. Aber am Bahnhof in Bombay wartete ich vergeblich auf ihn ...

Ich hatte mir einen Platz im Third-Sleeper¹ reservieren lassen.

Third-Sleeper ist eine gute Einrichtung: Man bekommt ein Liegebett, auf dem man sein bedding bequem ausrollen kann. Tagsüber sitzen die Fahrgäste auf dem untersten Brett.

Meine Reisegefährten waren Frauen, Kinder und alte Männer aus einem nordindischen Dorf. Sie hatten Angehörige besucht, die in Bombay arbeiteten, und es hatte einen tränenreichen Abschied gegeben. Not zwang diese Familien, ständig getrennt zu leben. Im Dorf hatten sie keine Arbeit. Also gingen die Männer in die Stadt, lebten unter elenden Bedingungen und schickten ihren Verdienst nach Hause.

Auf dieser Fahrt hatte ich Pech: Die Fensterscheibe neben meinem Platz war eingeschlagen, und Tag und Nacht brauste der Wind über mich dahin. Unaufhaltsam legte sich eine dichte

¹ Liegewagen III. Klasse.

Staubdecke über alles. Seit der Regenzeit waren fünf Monate vergangen. Die tropische Sonne brannte auf die Erde nieder und verwandelte ihre Oberfläche in Staub. In der ersten Nacht konnte ich die Lampe über mir nicht ausknipsen, weil der Schalter aus der Wand gerissen war. In der nächsten Nacht gab es dafür überhaupt kein Licht, und wir mußten unser Gepäck im Dunkeln packen.

Mit mehrstündiger Verspätung kamen wir um Mitternacht in Lucknow an. Ich ließ mein Gepäck von einem Kuli in den ladies-waiting-room first class bringen, obwohl ich mit meiner Dritter-Klasse-Fahrkarte kein Recht hatte, ihn zu benutzen. Er war leer. Nur eine aja² lag mit einem Baby im Arm schlafend auf dem Fußboden. Ich zog es vor, in den gentlemen's waiting-room zu gehen. Dort würde mein Gepäck sorgfältig bewacht werden, wenn ich dem Aufpasser eine Rupie gab. Für ein paar Stunden schlief ich auf einer viel zu kurzen Polsterbank, von zwanzig oder dreißig schnarchenden Männern umgeben. Gegen fünf Uhr kamen die Frisöre, um die Fahrgäste zu rasieren. Es kamen die Manikürer, die Stiefelputzer und die Männer, die das heiße Wasser fürs Morgenbad eimerweise verkaufen. Zuletzt kamen die Händler mit den Morgenzeitungen und die Kellner, um Frühstücksbestellungen entgegenzunehmen.

Zu dieser Tageszeit haben die Wartesäle erster Klasse eine Familienatmosphäre, in der ich mich homely fühle. In allen Ecken schälen sich die Schläfer aus ihren beddings. Während des Frühstücks unterhält man sich, die Frisöre und Stiefelputzer gehen ihrer Arbeit nach, und die frommen Hindus und Muselmanen verrichten ihre Morgengebete.

Ich hatte vergeblich gehofft, Lalitas Schwiegervater hier zu treffen. Schließlich nahm ich einen Personenzug nach N. Diesmal löste ich erster Klasse. Der Zug stand über eine Stunde im Bahnhof. In dieser Zeit hatten Dutzende von Bettlern, Hausiern und Reisenden die zu meinem Wagen gehörenden Toilet-

² Kindermädchen.

ten benutzt und in einen Zustand versetzt, der sie unbrauchbar machte. Ehe wir losfuhren, warnte mich der Zugbegleiter: »Schließen Sie Ihr Abteil gut ab. Außer Ihnen reist niemand erster Klasse.« Der Bahnbeamte war übertrieben ängstlich. Ich habe Tausende von Kilometern in Indien mit der Bahn zurückgelegt und dabei nie eine bedrohliche Situation erlebt.

Als wir in N. ankamen, war der einzige Bus, der am Tag nach M. verkehrte, abgefahren. Ich hatte die Wahl, entweder über Nacht in dem winzigen und unbewachten Wartesaal zu bleiben oder nach einem Taxi zu fahnden. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß der ladies waiting-room nicht von innen abgeschlossen werden konnte, versuchte ich, ein Taxi zu bekommen. »Wir haben hier in N. nur eins«, sagte der Stationsvorsteher, »und das ist seit einigen Wochen außer Betrieb.« Schließlich gab er mir einen Rat: »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, sechs oder sieben Stunden auf einem Ochsenkarren zu sitzen, kann ich Ihnen helfen.« Nach einer Stunde hielt ein Bäuerlein mit seinem zweirädrigen Karren vor dem Bahnhof. Er hatte Gemüse zum Markt gebracht. Jetzt lud er mein Gepäck auf. Gegen Abend würden wir in M. sein, versicherte er.

Wir waren etwas mehr als sechs Stunden unterwegs. Die beiden Ochsen zogen gemächlich ihren Trott unter der brütenden Sonne. Es war nicht einfach, Schritt mit ihnen zu halten, denn man mußte sein natürliches Tempo beim Gehen ständig bremsen. Hin und wieder setzte ich mich auf mein Gepäck und döste unter dem Schirm, der die Sonne nur unzureichend abhielt. Auch der Bauer schließt zeitweise, den Zügel lose in der Hand. Das Land wirkte trostlos: flach, auf weiten Strecken Wüste, nirgends ein Baum, dann gelbverbrannte Steppe und hier und da ein karges Feld. Manchmal sauste ein Auto vorbei und hüllte uns für Minuten in dichten, gelben Staub. Als wir in die Nähe des Dorfes kamen, wurde die Gegend fruchtbarer. Das Haus, in dem Lalita wohnte, lag am Dorfrand in einer flachen Senke, ganz versteckt hinter einer Baumgruppe.

Während der Bauer mein Gepäck ablud, sah ich aufgeregte

Bewegungen hinter den offenen Fenstern. Dann erschien Lalmani. Ich hatte sein Foto oft gesehen und erkannte ihn sofort: ein alter, leicht gebeugt gehender Mann mit kurzem Bart und dicken Augengläsern. Er kam zögernd auf mich zu und faltete die zitternden Hände zum Gruß. Ich beugte mich nieder, berührte seine Schuhe und sagte lachend: »Namaste, pitaji³! Wie geht es dir? Dein Bruder Krishna war nicht in dem Zug. Wir wollten zusammen kommen.« Der alte Mann zog ein Telegramm aus seiner Tasche und gab es mir. Es lautete: »Komme nächste Woche – Krishna.«

Krishna war der Vater meines Freundes Gopal. Gopal hatte sieben Jahre lang in München studiert. Mit dem Besuch in seinem Geburtshaus wollte ich ein Versprechen einlösen, das ich ihm in Deutschland gegeben hatte: Auf meiner nächsten Indienreise seine Familie und vor allem seine Frau zu besuchen. Gopals Vater lebte mit den meisten Männern der Großfamilie in Bombay, wo er ein Taxi fuhr. Die Frauen, sein ältester Onkel Lalmani und der jüngste Onkel Shakti lebten noch im Dorf.

Gopals Frau war Lalita. Sie hatte Gopal mit zwölf Jahren geheiratet. Er war damals vierzehn. Ein Jahr später war sie in das Haus ihres Schwiegervaters gekommen, und hatte wie eine Schwester mit ihrem Mann gelebt, bis Gopal, achtzehnjährig, nach Deutschland ging. In all den Jahren hatte er nie ein direktes Zeichen von seiner Frau erhalten. Er stand nur mit seinem Vater in Briefwechsel. Als ich ihn fragte: »Warum schreibst du nie direkt an deine Frau?« antwortete er: »Das würde meinen Vater kränken. Er würde denken, ich hätte Zweifel, daß Lalita in seiner Obhut gut aufgehoben sei.« Er erzählte mir, daß seine Mutter und Lalita sich gut verstanden und einen Halt aneinander hätten in all den großen und kleinen Schwierigkeiten des dörflichen Lebens. »Wenn viele Menschen in beengten und wirtschaftlich bedrängten Verhältnissen zusammen leben müssen, gibt es täglich Konflikte.«

³ Ich grüße Dich, verehrter Vater!

Als ich auf meiner Reise den Vater in Bombay besuchte, berichtete er mir unter Tränen, daß seine Frau schon vor Jahren gestorben sei und daß er nicht das Herz gehabt habe, es Gopal zu schreiben. Gopal habe an seiner Mutter sehr gehangen. Diese Nachricht bekümmerte mich.

Geleitet von dem freundlichen, alten Mann, trat ich in den Hof; dort hatten sich inzwischen alle Frauen versammelt. Keines der Gesichter kam mir bekannt vor, obwohl ich sie von Gopals Fotos hätte kennen müssen. Schließlich ging ich auf eine junge Frau zu, die den Sari in die Stirn gezogen hatte, wie es Schwiegertöchter zu tun pflegten, hob den Sari vorsichtig in die Höhe und fragte lachend: »Bist du Lalita?« Eine Stimme hauchte: »Ja, Memsaib«, und aus einem schmalen pockennarbigen Gesicht traf mich ein scheu fragender Blick.

Es dauerte lange, bis die Frauen ihre Zurückhaltung ablegten. Doch dann betasteten sie meine Kleidung, mein Gepäck, und als ich auspackte, saßen sie alle um mich herum, die älteren vorne, die jüngeren hinten. Es war Kino für sie. Manchmal erschienen Lalmani oder sein Bruder Shakti für einige Sekunden am Fenster, aber sie verschwanden blitzartig, sobald sie sich von mir beobachtet fühlten. Die Kinder saßen auf den Schößen ihrer Mütter. Ich bat Lalita, mir meine Sachen verstauen zu helfen. Damit wollte ich demonstrieren, daß ich vor allem ihretwegen gekommen sei. Seitdem ich wußte, daß Gopals Mutter tot war, befürchtete ich, daß sie sich vereinsamt fühlte.

Ich war drei Tage auf dem Hof. Während dieser Zeit wich Lalita keinen Schritt von mir. Sie legte ihre Schlafmatte neben mein Bett, sie brachte mir heißes Wasser für das Bad, sie wusch meine Kleidung und massierte abends meine Beine. Sie bediente mich, wenn ich mit den beiden Männern auf der Veranda aß. Leider sprach sie kein Englisch, und ihr Hindi hatte eine so starke Dialektfärbung, daß ich sie kaum verstand. Obwohl sie versuchte, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen, gelang es mir nicht, ihre Scheu zu überwinden. Die anderen jungen Frauen hielten sich zurück, solange die älteren Frauen an-

wesend waren. Nach dem Mittagessen, wenn die Männer und die älteren Frauen schliefen, kamen sie in mein Zimmer, und dann ging es lebhafter zu. Immer wieder betrachteten sie die Fotos, die Gopal mir mitgegeben hatte, und alle wollten die kleine Armbanduhr tragen, die er seiner Frau durch mich mitbringen ließ.

Am Abend brachte mich Lalmani zu seinen Freunden ins Dorf. Wir besuchten mehrere Häuser. Gopals Onkel war sichtlich stolz, mich herumzeigen zu können. Ich versuchte nicht, mich an der Unterhaltung zu beteiligen, sondern saß lächelnd da und ließ mich betrachten. Später kam das halbe Dorf zu uns auf den Hof, und die Unterhaltungen wurden bis Mitternacht fortgesetzt. Glücklicherweise war unter den Dorfbewohnern ein Dolmetscher. Er hatte bei der englischen Militärverwaltung gearbeitet und konnte leidlich übersetzen. Ich zeigte die Fotos herum, beantwortete unzählige Fragen und lauschte den Sängern des Dorfes. Als ich wieder abreiste, hatte ich einen gründlich verdorbenen Magen. Meine Energie hatte nicht gereicht, die mir ständig aufgenötigten Speisen abzulehnen. Meine liebenswürdigen Gastgeber hatten mich weit über ihre Verhältnisse bewirkt.

Alle Familienmitglieder hausten in zwei kleinen Häusern. Die Räume standen so gut wie leer: Das einzige Mobiliar bestand aus zwei schäbigen, alten Truhen, zwei Teppichen und einigen charpais. Die ältere Generation schlief auf den charpais, die jüngere auf Strohmatten. Alle Frauen und Kinder, es mußten ungefähr dreißig sein, schliefen in zwei Zimmern. Die beiden Männer, die offenbar miteinander verfeindet waren, hatten ihre eigenen Schlafräume. Das Essen wurde in der Küche und im Hof an offenen Feuern gekocht. In zwei anderen Räumen lagen Früchte, Kräuter, Reis und Getreide. Die Vorräte schienen mir, gemessen an der Zahl der hungrigen Münster, beängstigend gering.

Als ich abreiste, brachten mich die beiden Brüder an die Bus-Haltestelle. Nachdem ich ausdrücklich darum gebeten

hatte, erhielt Lalita die Erlaubnis, mitzukommen. Beim Abschied schluchzte sie wie ein Kind.

In Bombay traf ich Krishna in seiner Wohnung an. Er erzählte mir eine lange Geschichte, warum er die Reise habe absagen müssen. Vermutlich war sie ihm zu teuer. Aus seinen vorsichtigen Fragen konnte ich entnehmen, daß die Feindschaft zwischen seinen beiden Brüdern verheerende Ausmaße angenommen haben mußte.

Etwa ein Jahr später, als ich wieder in Deutschland war, kam Gopal niedergeschlagen mit einem Brief seines Vaters zu mir. Der Vater schrieb ihm, daß alle Ernte- und Saatvorräte abgebrannt seien, und daß man nicht wisse, wovon man leben solle. Am Rand des Briefes stand: »Alle behaupten, es sei Brandstiftung gewesen. Die beiden feindlichen Brüder verdächtigen sich gegenseitig.«

Abermals zwei Jahre später traf ich Gopal in Bombay wieder, einen Tag nach seiner Ankunft. Er besuchte mich bei meinen Freunden. Als er auf mich zukam, glaubte ich, er sei schwer krank. Unter der bräunlichen Haut war er fahlgrau, und ich hatte den Eindruck, daß er schwankte. Lalita ging hinter ihm. Sie hatte den Sari wie ein Dorfädchen ins Gesicht gezogen. Nach zehn Jahren Deutschland wirkte Bombay auf Gopal wie ein Inferno. Er war offensichtlich in einer Panik zu mir geflüchtet. Ich repräsentierte für ihn Deutschland, das Land, das er als Symbol für seinen sozialen Aufstieg liebte. In den letzten Jahren war es ihm glänzend gegangen. Er hatte eine gutbezahlte Arbeit bei einer international angesehenen Firma. Mit einer gewissen Sorge hatte ich geschen, wie er allen Komfort, den seine wirtschaftliche Lage ihm bot, ausnutzte. Er hatte sich eine elegante Wohnung eingerichtet, er besaß ein Auto, ein Fernsehgerät, mehrere Kameras, Tonbandgeräte usw. Eines Tages hörte ich ihn zu einem indischen Studenten sagen: »Später gehen wir ja doch in den Dschungel!« Jetzt sah ich, daß meine vorsichtigen Bemühungen, ihn auf die Umstellung vorzubereiten, wenig genutzt hatten. Von einem Münchener Villen-

vorort zu einem slumartigen Armenquartier im nördlichen Bombay! Er hatte die Ankunft seines Schiffes niemandem mitgeteilt. Als er sich durch das ohrenbetäubende und schlecht riechende Getümmel des Arme-Leute-Basars zur Wohnung seines Vaters schlich, kämpfte er mit einer Ohnmacht. Das Haus war vierstöckig, verkommen, unvorstellbar überfüllt, und der Eingang stank wie ein Pissoir. Auf den Treppenabsätzen häufte sich der Dreck und durch die Wohnungstüren sah er schmutzige Kleidung, die über Seile gehängt war. Niemand hatte einen Schrank. An der Tür seines Vaters begegnete ihm ein jüngerer Vetter in einem zerrissenen Monteurkittel. Dann sah er seinen Vater, einen alten Mann mit wirrem, gelblichen Haar und krankhaftem Zucken der Augenlider. Was dann geschah, wußte er nicht mehr.

Seine Frau weinte die ganze Zeit leise in sich hinein. Für ihn war sie ein fremdes, junges Mädchen mit den linkischen Manieren der nordindischen Dörfler. Das erste, was er ihr zur Begrüßung sagte: »Warum hast du kein Englisch gelernt in all den Jahren? Ich habe es dir oft genug durch Vater ausrichten lassen.« Lalita hatte nie eine Schule besuchen dürfen. Vor einem halben Jahr war sie in die Stadt gekommen, um für ihren Schwiegervater zu kochen und auf ihren Mann zu warten. Als ich sie jetzt wiedersah, wirkte sie noch scheuer. Sie hatte tiefe, schwarze Ringe unter den Augen und die Pockennarben traten auf dem blassen Gesicht noch deutlicher hervor.

Die beiden blieben bei meinen Freunden über Nacht, und allmählich kamen sie zu einer gewissen Entspannung. Gopal sah, daß er so schnell wie möglich eine eigene Wohnung beschaffen mußte. Er hatte einen günstigen Anstellungsvertrag mit einer indischen Firma in der Tasche, die mit seiner deutschen Firma in Verbindung stand. Aber er fürchtete sich vor dem Neid und vor den Ansprüchen seiner Familie. »Sobald einer besser verdient, kommen alle anderen schmarotzen. Oft gibt ein Mann seinen Job auf, weil das Gehalt seines Bruders aufgebessert wurde. Niemand findet etwas dabei. Sie werden

mir die letzte Rupie aus der Tasche ziehen, und ich werde dauernd ein schlechtes Gewissen haben, wenn ich sie nicht hergebe; über jeden Topf und jedes Bettlaken, das ich kaufe, werden sie sich die Mäuler zerreißen.« Wir sprachen die halbe Nacht miteinander. Als wir uns verabschiedeten, hatte ich Gopal davon überzeugt, daß es nur eine Rettung gab: sich so schnell wie möglich in eine andere Stadt versetzen zu lassen.

Einige Tage später besuchte er mich wieder mit seiner Frau. Die Versetzung nach Delhi hatte geklappt. Ich konnte durchs Fenster sehen, daß die beiden in einem Taxi kamen. Gopal hatte sich von seinem Vater zu mir bringen lassen. Es ärgerte mich, daß er den alten Mann draußen im Wagen gelassen hatte, und plötzlich erinnerte ich mich, daß der »Taxifahrer« ausgestiegen war und die Tür für Lalita öffnete. »Wir können es nicht ändern«, verteidigte sich Gopal, »überall benimmt er sich so. Er sagt: ›Ich bin euer Taxifahrer, laßt mich ruhig warten. Das macht einen guten Eindruck. Die Leute denken dann, ihr braucht nicht jeden Pfennig umzudrehen.««

Ich konnte Gopals Vater überreden, ins Haus zu kommen. Er hatte eine saubere, wenn auch zerrissene Uniform an und sah viel jünger aus als vor Jahren.

Drei Monate später besuchte ich das junge Paar in Delhi. Ich kam unangemeldet, und es dauerte lange, bis Lalita mir die Tür öffnete. Als sie mich sah, stieß sie einen Freudenschrei aus. Dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich durch die drei Zimmer, noch ehe ich meine Jacke ausziehen konnte. Gopal hatte seine eleganten Möbel nach Indien mitgenommen. Allerdings sahen die Zimmer so aus, als würden sie nicht benutzt. Lalita gestand mir, daß sie sich tagsüber in der Küche aufhalte, wenn es auf dem Balkon zu heiß sei. Die Küche war mit allen Geräten ausgestattet, die eine moderne Hausfrau bei uns hat. Lalita war dabei, zu kochen. Während ich mich umsah, hob sie einen Vorhang in die Höhe. Dahinter stand der Petroleumkocher, den sie aus dem Dorf mitgebracht hatte. Curryfleisch brutzelte auf der Flamme. Lalita deutete auf den Elektro-

herd und machte eine Gebärde, aus der ich entnehmen sollte, daß sie zu dumm sei, ihn zu bedienen. Wenn Gopal nicht da sei, kuche sie am Boden hockend auf dem Petroleumöfchen wie zu Hause. »Den Elektroherd benutze ich nur, um abends das Essen aufzuwärmen«, sagte sie in einem komischen Gemisch von Hindi und Englisch. Auf dem Boden lag noch die englische Sprachlehre, in der sie gelesen hatte, als ich klingelte. »Gopal schimpft, wenn ich mich auf den Boden setze«, sagte sie, »aber ich finde es viel bequemer.«

Lalita führte mich durch die Wohnung wie durch ein Museum, in dem die Lebensgewohnheiten westlicher »Eingeborener« veranschaulicht wurden. Offenbar war sie noch nicht heimisch in ihrer neuen Welt, aber sie war stolz auf die fremde Pracht. Als wir im Schlafzimmer waren, zeigte sie mir die Betten in allen Einzelheiten, und sie erwartete, daß ich über jeden Teil der Matratzen in begeistertes Staunen ausbrechen würde. Ich tat ihr lachend den Gefallen. Zum Schluß legte sie sich in ihr Bett, deckte sich bis zur Nasenspitze zu, und ich mußte sie bewundern. Als sie aufstand, sagte sie: »Aber schlafen kann ich nicht in diesem Bett. Es ist so weich.«

Als wir später auf dem Balkon saßen, verschwand sie plötzlich und kehrte in einem rosa Nachthemd zurück. Wieder mußte ich mit ins Schlafzimmer gehen und sie im Bett bewundern. Ihre Zutraulichkeit war nicht wiederzuerkennen. Im Badezimmer führte sie mir die Dusche vor und verabreichte mir dabei ungewollt eine kräftige Erfrischung. Dann zeigte sie mir Gopals Rasierapparat und bat mich, ihr zu helfen: Sie wolle sich die Arm- und Beinhaare abrasieren, weil sie das in einer Illustrierten gesehen hatte. Ich versuchte ihr klarzumachen, daß sie sich bald Zöpfchen an Armen und Beinen würde flechten können, wenn sie ständig die Haare dort entferne; aber ich bezweifelte, daß sie meine Warnung überzeugend fand.

Am Abend gestand sie mir, daß sie sich in der »fremden« Wohnung schrecklich langweile. Wenn Gopal spät nach Hause komme, lausche sie zitternd vor Angst auf die Geräusche in der

Umgebung. »Wenn ich große Angst habe, bete ich«, sagte sie mit Tränen in den Augen. Sie öffnete dabei ihren Kleiderschrank. Im obersten Fach hatte sie sich einen pujaplatz zurechtgemacht. Dort stand eine Holzfigur des flöteblasenden Krishna und an der Wand lehnte ein Bild des elefantenhäuptigen Gottes Ganesh. Auf einem kleinen Teller lag eine Handvoll Reis. Ein Strauß roter Hybiskusblüten füllte das ganze Fach. »Gopal hat mir verboten, das irgendeinem Menschen zu zeigen«, sagte sie lächelnd, »aber du bist unser Freund.«

Am späten Abend führte Gopal mich noch einmal durch seine Wohnung. Ich hatte den Eindruck, daß er Heimweh nach München hatte. »In ein paar Jahren vererbe ich das alles meinen Brüdern«, sagte er, »und gehe zurück nach München.« Zuerst wolle er aber seinen beiden Brüdern auf die Beine helfen. Der Jüngste war viermal durch das Examen gefallen. »Wunderst du dich darüber? Er hat jeden Nachmittag in der Garage bei dem Chef meines Vaters gearbeitet. Wie sollte er in dem stinkenden und überfüllten Loch von Wohnung Schularbeiten machen? Meistens ist er mit seinen Büchern und Heften zum ViTi⁴ gegangen und hat unter einer Laterne auf der Straße oder im Bahnhofsgelände gearbeitet. In drei Wochen kommt er zu uns, und dann soll er sein Glück noch einmal versuchen. Er möchte Ingenieur werden, und ich will ihm dabei helfen.« Am meisten freute sich offensichtlich Lalita darauf, ihn im Haus zu haben.

Gopals älterer Bruder arbeitete in einem Büro. Auch für ihn hatte Gopal Pläne: »Ich werde ihn jeden Abend in Deutsch unterrichten, dann kann er in einem Jahr einen gut bezahlten Job im deutschen Konsulat oder bei einer deutschen Firmenvertretung annehmen.«

»Und dann soll er bald seine Frau holen«, sagte Lalita, »sie ist ein nettes Mädchen aus dem Nachbardorf, er kann mit ihr im Eßzimmer wohnen.«

»Und was für Pläne hat dein Vater, Gopal?«

⁴ Victoria-terminus, einer der Fernbahnhöfe in Bombay.

»Mein Vater traut dem Frieden nicht. Als er letzte Woche hier war, kam er sich vor wie in einem englischen Film. Er denkt: Morgen oder übermorgen ist der Film plötzlich zu Ende, und dann beginnt wieder die Wirklichkeit mit dem Elend. Und für diesen Fall möchte er doch lieber in Bombay bleiben, in dieser schrecklichen Wohnung hinter dem Güterbahnhof von Dadarstation. Aber eines Tages wird er zu uns ziehen, hoffen wir.«

S H A N T A

Biographie einer Bettelmönchin, die einen
wohlhabenden Mann und vier Kinder hat

SHANTA: »Als meine Kinder den swami baten, daß er mir erlauben möge, einen Teil meines Schmuckes weiter zu tragen, sagte er lächelnd: ›Shanta-Devi ist eure Mutter und sie soll es auch als Einsiedlerin bleiben. Die Leute sollen durch sie das Göttliche sehen und nicht ein verwahrlostes Bettelmönchsweib.«

In der Pilgerherberge am Weg zwischen Hardwar und M. wurde ich abgewiesen. Allein reisende Frauen seien hier nicht erwünscht. Als ich wieder auf die tonga¹ stieg, gab es einen plötzlichen Wolkenbruch, und ich wurde bis auf die Haut durchnäßt. Es war früh am Morgen, die Sonnenwärme war noch schwach, und vom Himalaya wehte es kühl. »Fahr weiter!« rief ich dem tongawalla² zu, nachdem ich dem Herbergswirt eine mäßige Grobheit gesagt hatte. Der Mann war unter einem riesigen, schwarzen Schirm hinter mir hergelaufen, um mir die gedruckte Hausordnung zu zeigen.

Mein Ziel war ein Komplex von Tempeln an einem Nebenarm des Ganges. Als wir das Gelände erreicht hatten, war es menschenleer. Nur ein paar Bettler hockten um ein qualmendes Feuer, unter dem Bretterdach eines Verkaufsstandes. Vor dem Haupttempel hielt der Kutscher den Wagen an; ich wollte den Priester des Tempels fragen, ob er eine Unterkunft für mich wüßte. Da kam eine sanyasini³ aus dem Tor. Sie wechselte ein paar Worte mit dem tongawalla, warf mir einen prüfenden Blick zu und forderte den Kutscher auf, ihr zu folgen. Kurz danach verschwand sie in einem Haus. Der Kutscher

¹ Zweirädriger Kutschwagen.

² Kutscher.

³ Trägerin der höchsten mönchischen Weihe.

hielt den Wagen an, und wir warteten. Das Haus gehörte zu einem ashram und sein Verwalter war ein junger brahmachari⁴. Er war bereit, mir einen Raum zu überlassen. Das quadratische, leere Zimmer war gerade so groß, daß ich meine Luftmatratze an der Wand ausrollen konnte. Die Tür mündete auf einen kleinen Hof, wo es einen Brunnen gab. Als ich den Reiserbesen aus meinem Gepäck zog und meinen Eimer am Brunnen füllte, um den Raum zu reinigen, nickte der junge Mann anerkennend. Etwas später brachte er mir einen Zimmerschlüssel; dann sah ich ihn für den Rest des Tages nicht mehr. Ich hatte mich mit solcher Energie an die Herrichtung des Raumes gemacht, daß ich vergaß, mich bei der sanyasini zu bedanken.

Zwei Tage später traf ich sie wieder. Ich war eine Stunde längs des Ufers gegangen, weil Hunderte von Pilgern durch das Tempelgebäude fluteten und einen Lärm vollführten, der mich in die Flucht schlug.

Ich sah die sanyasini lesend vor einem winzigen Haus sitzen, das in einer Baumgruppe versteckt lag. Als ich näher kam, blickte sie von ihrem Buch auf und nickte mir lächelnd zu. Ich begrüßte sie und entschuldigte mich, daß ich mich gestern nicht bei ihr bedankt hatte. Mit einer Handbewegung vor dem Mund, machte sie mir deutlich, daß ihre Lippen verschlossen seien. Ich wußte, daß Einsiedler zeitweise an ein Schweigegebot gebunden sind. So setzte ich mich unter einen Baum und hoffte, daß sie nach dem Lesen reden würde. Aber nachdem sie ihr Buch zugeklappt hatte, wiederholte sie die Geste und verschwand in der Hütte. Ich hatte indes genug Muße gehabt, sie zu betrachten. Sie war groß, schlank und an den Schläfen ergraut. Ihr Haar hing offen über die Schultern herunter und umrahmte ein volles, freundliches Gesicht. Die Backenknochen waren breit und hochgestellt, die Augen verschwanden dahinter, wenn sie lächelte. Sie mußte aus dem indisch-chinesischen Grenzraum stammen. Während des Le-

⁴ Ein Mann, der aus religiösen Gründen ehelos bleibt.

sens trug sie eine elegante Hornbrille. Für eine Einsiedlerin war das zumindest merkwürdig.

Nachdem ich eine halbe Stunde vergeblich gewartet hatte, ging ich weiter. Am folgenden Nachmittag machte ich mich von neuem auf den Weg und nahm eine Blumengirlande und eine Papaiafrucht⁵ mit. Ich begegnete der sanyasini unterwegs. Offenbar hatte sie sich bei einem Bauern in der Umgebung Milch geholt. Sie winkte mir zu, in ihre Hütte mitzukommen. Der Raum hatte einen Zementboden und ein vergittertes Fenster. An der hinteren Wand stand das Bett, ein niederer Tisch, mit einer Strohmatte darauf. Über dem Bett war eine Nische in die Wand eingelassen, die mit Büchern vollgestellt war. Links neben dem Fenster stand ein Blechkoffer, rechts war der pujaplatz: ein Tischchen mit einer Bronzefigur des flöteblasenden Krishna und einer Kali aus schwarzem Holz. Mehrere Fotos waren an die Wand gelehnt. Krishna und Kali waren mit Hibiskusblüten geschmückt, hinter jeder Fotografie steckte eine jener kleinen, süß duftenden Schlinggewächsblüten, die wie weiße Sterne aussehen und einen rötlichen Fleck in der Mitte haben.

Die sanyasini nahm meine Girlande entgegen, verneigte sich leicht und hing sie über die Krishnastatue. Dann legte sie die papaia auf den Pujatisch. Nachdem sie eine Matte unter ihrem Bett hervorgezogen hatte, forderte sie mich mit einer Handbewegung zum Sitzen auf. Danach verließ sie den Raum, und ich hörte sie längere Zeit mit Geschirr klappern. Schließlich kam sie mit einem Becher heißer Milch zurück. Ich fragte sie, ob ihr Haus nicht juta⁶ werde, wenn ich die Milch hier tränke. Sie warf mir einen überraschten Blick zu, lachte und gab mir zu verstehen, daß ich unbesorgt trinken könne. Während ich die Milch trank, setzte sie sich auf die Matte vor ihrem Pujaplatz und begann zu meditieren. Wieder wartete ich vergeb-

5 Einekürbisartige Frucht.

6 Unrein im rituellen Sinne.

lich und verließ die Hütte, ohne mit der Einsiedlerin gesprochen zu haben.

Vom Priester des Haupttempels erfuhr ich, daß die sanyasini nur bis Sonnenuntergang schweige und daß sie sonntags kein Schweigegebot habe. Danach müsse ich mich richten. Am Tag ging es in dem Tempelbezirk wie in einem Ameisenhaufen zu, nach Einbruch der Dämmerung war er wie ausgestorben. In dem großen Gelände lebten nur sechs Priester, einige mit ihren Familien, und der junge brahmachari. Außerhalb des Tempelbezirkes hatten sich Bettler in zerfallenem Gemäuer Unterschlupf gesucht. Tagsüber saßen sie zu beiden Seiten des Weges, der zum Tempel führte: Männer, Frauen, Kinder, darunter Leprakranke und Krüppel. Den heiligen Bezirk durften sie nicht betreten. Jeden Tag ging ich mehrmals an diesen Leuten vorbei, und immer riefen sie mir Scherze zu. Ich hatte ihr Zutrauen gewonnen, weil ich die eiternde Fußwunde eines Kindes mit meinem Verbandszeug behandelt hatte.

Unter den Bettlern gab es einen Boß: einen skelettartig abgemagerten Burschen, der sich das Gesicht quittiegelb puderte und die Augenhöhlen schwarz anmalte. Den ganzen Tag stand er gebeugt und lehnte mit den Armen auf einer Schaukel, die an einen Baumast festgebunden war. Während er sachte hin- und herschaukelte, las er den Pilgern ihr Schicksal aus den Händen.

Auf der anderen Seite des Tores hauste ein junger Mann, in Lumpen gehüllt unter einem Dach aus Lumpen. Ständig hockten Pilger bei ihm und rauchten aus einer kurzen Pfeife, die im Kreis herumwanderte. Vermutlich war Haschisch in dem Tabak; ihre Gesichter, anfangs gierig und voller Aufmerksamkeit, entspannten sich langsam und wurden schlafbrig.

Der brahmachari bat mich, nach Dunkelwerden nicht mehr draußen herumzustreifen. Er zeigte in die Richtung der Bettler. »Das sind alles Räuber«, sagte er, »nimm dich vor ihnen in acht.« Es ist eine der Kuriositäten in diesem Land, daß man als Fremder, und besonders als Frau, auf Schritt und Tritt vor Gefahren gewarnt wird, die nach meiner Erfahrung gering sind. So

nahm ich meine Windlaterne und wanderte ein drittes Mal zu der Einsiedlerin. Als ich mich ihrer Hütte näherte, öffnete sich die Tür, und ich sah ihre Umrisse gegen das Licht. »Wer ist da?« fragte sie.

»Ihr Gast von heute morgen. Ich wollte sehen, ob Sie jetzt mit mir reden.«

Ihr Lachen klang erleichtert. Seitdem habe ich sie ungezählte Male lachen hören. Anfangs glaubte ich, daß sich eine gewisse Unsicherheit dahinter verberge. Aber das war ein Irrtum. Dieses Lachen gehörte zu ihrem Wesen. Manches Mal habe ich sie lachen sehen, wenn Leute schluchzend vor ihr standen, »Gott kommt in der Verkleidung von Schmerzen zu uns, wenn er in der Verkleidung der Freude nicht ernst genommen wird«, sagte sie. »Kummer ist nur die äußere Hülle für Freude. Wie soll ich da nicht lachen?«

In jener ersten Nacht unserer Bekanntschaft vermieden wir persönliche Fragen. Nur eines machte mich neugierig: Ihre goldenen Ohrringe. »Noch nie habe ich eine sanyasini gesehen, die sich schmückt. Ich denke, ihr habt allem Irdischen abgeschworen?«

Sie schüttelte den Kopf, so daß die Ohrringe klimperten: »Hiermit bringe ich meinen Kindern ein Opfer. Als ich die sanyas-Weihe bekam, baten sie meinen guru, er möge mir erlauben, diesen Schmuck auch künftig zu tragen.«

»Wollen Sie es auch?«

»Im Gegenteil. Die Leute denken oft, ich spiele nur sanyasini. Das führt zu den albernsten Mißverständnissen. Aber vielleicht hilft es mir, nicht hochmütig zu werden. Wenn man nicht ernst genommen wird, nimmt man sich selbst auch nicht zu ernst.«

Zwei Tage später sah ich Shanta morgens unter den Bettlern vor dem Tor sitzen, in eine zerrissene Wolldecke gehüllt und ohne Schmuck. Sie hatte den Sari in die Stirn gezogen, so daß ich sie erst erkannte, als sie mir den Blechteller entgegenstreckte, auf dem eine Handvoll Reis und zwei kleine Münzen

lagen. Das Lachen saß deutlich in den äußersten Augenwinkeln. Ich zog das Futter meiner Hosentaschen nach außen und sagte auf Hindi: »Keinen Pfennig habe ich bei mir.« Auf Englisch fügte ich leise hinzu: »Wenn deine Kinder dich jetzt sehen würden ...« Dann machte ich mich aus dem Staub. Hinter mir hörte ich die Bettler lachen.

Ich war auf dem Weg zu einem kranken, alten Mann, der am Flußufer lag. Seit zwei Tagen sah ich ihn dort. Hunderte von Pilgern gingen an ihm vorbei, um im Ganges zu baden und setzten sich nach dem Bad in seiner Nähe zum Picknick nieder; aber niemand kümmerte sich um ihn.

Gegen Mittag riß der Strom der Pilger ab, weil es regnete. Ich hatte inzwischen Haferbrei gekocht und ging damit zu dem Kranken. Als niemand sonst am Flußufer war, bot ich ihm den Brei an. Der Mann weigerte sich, etwas davon zu essen. Schließlich stürzte sich ein Hund darauf.

Am Abend ging ich in den Tempel. Ich wollte den Priester fragen, ob man den Mann während der Nacht nicht in einen Raum bringen könnte. Dabei traf ich auf ein älteres Ehepaar. Ich erzählte ihnen von dem alten Mann und fragte sie um Rat. Ihre Antwort war verblüffend: »Lassen Sie ihn in Ruhe dort sterben, wo er liegt«, sagte der Mann. »Als mein Vater starb, hätte man ihn auch für einen Bettler halten können«, erzählte die Frau, »er hatte sich zu Fuß von Allahabad nach Benares geschleppt. Und als er merkte, daß es zu Ende ging, legte er sich in das Wasser des Ganges. Er war ein Brahmane aus angesehener Familie. Viele alten Leute kommen an den Ganges, um zu sterben, und kein Mensch weiß, ob sie früher Bettler oder Minister waren.«

Ich erinnerte mich eines ähnlichen Gespräches, das ich vor einigen Jahren mit einer älteren Universitätsprofessorin führte. Wir sprachen über den scheinbaren Mangel an karitativer Ge- sinnung in Indien, über den sich Leute aus dem Westen oft beklagen. Die sonst sehr liebenswürdige Dame sagte, beinahe barsch: »Vieles von dem, was ihr Nächstenliebe nennt, ist im

Gründe nur voreiliges Einmischen in ein fremdes Schicksal. Alles Leiden ist die Folge vergangener Verfehlungen. Ein schlechtes karma⁷ kann nur durch Geduld und demütiges Leiden in ein gutes verwandelt werden.«

Ich fragte die Einsiedlerin, wie ich mich verhalten sollte. »Wenn du fühlst, daß du diesen Mann in ein Krankenhaus bringen mußt, so tue es«, war die Antwort, »bringe ihn in das Krankenhaus der Ramakrishna-Mission in Hardwar. Dort werden vor allem Arme aufgenommen.«

Am nächsten Morgen traf ich einen Polizeioffizier, der mir Hilfe versprach, und nach einer Stunde hatte eine Ambulanz den Kranken ins Hospital gebracht. Tags darauf fuhr ich nach Hardwar, um ihn zu besuchen. Als ich vor seinem Bett stand, lag er mit geschorenem Haar und grauem Gesicht in den Laken und blickte mich ausdruckslos an. Plötzlich schien er mich zu erkennen; langsam drehte er den Kopf zur Wand. In diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich ihn am Ganges hätte sterben lassen sollen. Als ich Shanta am Abend davon erzählte, meinte sie: »Der alte Mann stirbt auch im Bett seinen guten Tod. Wenn du ihn wirklich aus Mitleid ins Krankenhaus gebracht hast, hast du gut daran getan.« Sie schwieg eine Weile: »Du mußt dich prüfen! Vielleicht war es auch nur Wichtigtuerei oder Gewohnheit, weil die Leute bei euch im Bett sterben? Überleg dir, was das Wichtigste ist vor der letzten Abreise: die Morphiumspritze und das weiße Bettzeug?«

Wir saßen vor der Hütte und blickten auf den letzten Schimmer des Tages, der sich in mattgoldenen Flecken auf dem Fluß spiegelte. »Wir glauben nicht, daß Schmerzen sinnlos sind oder von ungefähr kommen. Die Gnade kann unsere Schmerzen abkürzen, das ist wahr. Und sie könnte als Morphiuminjektion kommen, natürlich. Aber wer will das entscheiden? Mein Vater war Internist. Als er starb, lehnte er alle Spritzen ab, obwohl er sehr litt. Er muß gefühlt haben, daß er die Schmerzen

⁷ Gesetz der Vergeltungskausalität, die das menschliche Schicksal bestimmt.

noch brauchte. Zuletzt, wenn man nicht mehr denken oder beten kann, liegt vielleicht darin erlösende Kraft, daß man die Schmerzen aushält und nicht begehrt, daß es anderes sei, als es ist.«

»Aber alle karitativen Bemühungen wollen dem leidenden Menschen helfen. Ist das alles »voreiliges Einmischen« in ein fremdes Schicksal?«

»Wie soll ich das beurteilen können?« Shanta war aufgestanden. »Komm, wir zünden deine Lampe an, und ich bringe dich nach Hause.«

Unterwegs zwang ich sie, das Gespräch wieder aufzunehmen. »Es ist sicher falsch«, sagte sie, »zu erklären, daß alles Leiden vom Übel ist und ausgetilgt werden muß. Jedes Helfen, das nicht in der Gesinnung geschieht: ich möchte dir als Instrument der göttlichen Barmherzigkeit dienen, ist voreiliges Einmischen. Es kann beiden Seiten schaden. Dem einen, weil es seinen Hochmut stärkt, und dem anderen, weil ihm die Möglichkeit genommen wird, sein Leiden in gehorsame Liebe zu verwandeln.«

»War es richtig oder falsch, den Mann ins Krankenhaus zu bringen? Du hast mir geraten, es zu tun.«

»Ja, deinetwegen.«

»Meinetwegen?«

»Für den Mann fürchtete ich nichts. Wie sollte ihm die Morphiumspritze von der göttlichen Gnade verübelt werden? Aber für dich war es nötig, gründlicher über diese Dinge nachzudenken. Es war wichtig, ihn in dem Krankenhaus liegen zu sehen und plötzlich zu fühlen: Er ist hier unglücklich.«

Nach dieser Unterhaltung beschloß ich, bis zum Sonntag zu bleiben. Ich war neugierig auf die sanyasini geworden, von der ich bisher nur wußte, daß sie die Tochter eines Facharztes und Mutter mehrerer Kinder war. Am Wochenende werde ihr ältester Sohn kommen, hatte sie mir mitgeteilt, und sie erwarte ihre Schüler aus der Umgebung. Sie bat mich, ihrem Sohn nicht zu sagen, daß sie betteln gehe.

»Warum gehst du betteln?«

»Weil ich es lernen möchte. Eines Tages werde ich für immer die Bettelschale nehmen.«

»Und bettelnd durchs Land ziehen?«

Shanta lachte, als sie mein Erschrecken sah. Dann glitt das Lachen in ihre Augenwinkel, und sie seufzte: »Schwierig wird das nur meiner Familie wegen. Ich muß sie langsam an den Gedanken gewöhnen.«

»Wie lange ist es her, daß du dich von ihnen getrennt hast?«

»Es werden neun Jahre.«

»Und wann ...« Sie unterbrach mich mit einer Handbewegung.

»Ich bin nicht neugierig, Dinge wissen zu wollen, die nur Gott weiß.«

Als ich am Sonntagmorgen zu der Einsiedelei kam, stand ein PKW auf dem Weg, und unter den Bäumen lehnten viele Räder. Zwei Ochsenkarren waren ausgespannt, die Zugtiere weideten am Ufer. Als ich mich dem Haus näherte, hörte ich hinter der Gartenhecke ein Geräusch, das jeder kennt, der in einer indischen Pilgerherberge übernachtet hat. Orthodoxe Brahmanen reinigen morgens den Kanal zwischen Mund und Magen durch ein Würgen, bei dem sie sich manchmal übergaben. Ich flüchtete zurück auf den Weg.

Als ich etwas später den Hof betrat, war Shanta dabei, sich einen fingerdicken Plastikschnuller in den Mund zu schieben wie ein Messerschlucker. Sie lachte, als sie mich sah, obwohl ihr die Tränen über das Gesicht liefen. »Komm, übe mit. Es geht ganz leicht«, forderte sie mich auf. Vor ihr standen mehrere Männer, die ebenfalls damit beschäftigt waren, Schnuller zu schlucken. Shanta erklärte mir später, das Schnullerschlucken sei nicht nur heilsam bei Magenbeschwerden, sondern eine Hilfe für die Meditation. Da der Magen dadurch gründlich mit Wasser ausgespült werde, bekomme man im ganzen Körper ein Gefühl angenehmer Leichtigkeit und Reinheit. Man könnte sich viel leichter konzentrieren. Nichts schien mir im Augen-

blick weniger wünschenswert, als an dieser Prozedur teilzunehmen, und so verzog ich mich schnell ins Haus. In Shantas Zimmer saßen mehrere Männer und Frauen vor dem Pujaplatz und meditierten. Ein dreijähriges Bürschchen, es hatte Shantas hochgestellte Backenknochen, saß in vollendetem Lotoshaltung auf dem Schoß seines Vaters und schlief.

Shantas Schüler waren einfache Leute: kleine Händler, Bauern, zwei Lehrer mit ihren Frauen und ein Postbeamter. Sie kamen zu Shanta, um Meditation zu lernen, Kirtan zu singen und ihre Sorgen zu besprechen. Jeder brachte etwas Gemüse, Reis oder Gewürze mit. Eine junge Bäuerin kochte.

Zur gemeinsamen Meditation setzte Shanta sich auf das Bett. Alle knieten einzeln vor ihr nieder und berührten den Boden mit der Stirn. Ich beobachtete Shantas Gesicht. Es war bewegungslos, und in ihren Augen war eine Leere wie in den Augen von Blinden. Man spürte, sie hatte sich aus sich selbst zurückgezogen, ihre körperliche Anwesenheit war nur eine Art Vor-Wand. Was sich dahinter abspielte, blieb mir verborgen. Ein wenig später schloß sie die Augen: das Zeichen für alle, ebenfalls die Augen zu schließen und sich zu versenken. Nach einiger Zeit hörte ich ein leises Geräusch. Als ich die Augen öffnete, hielt Shanta das schlafende Enkelkind in den Armen und strahlte mich an.

Nach der Meditation knieten die Leute abermals vor der Sanyasini nieder. »Gopal⁸ segne dich«, sagte sie und gab jedem Knienden mit der kleinen Hand des Buben einen leichten Schlag auf den Kopf.

Während des Mittagessens bediente sie uns alle. Danach führte sie mit einigen Schülern Zwiegespräche, während die übrigen im Schatten schliefen oder sich unterhielten. Später

⁸ Vishnu, der Erhalter der Welt, sendet immer dann eine Inkarnation auf die Welt, wenn die Menschen ihre religiösen Bestimmung vergessen. Krishna ist eine der letzten Inkarnationen. Er wird oft in seiner Gestalt als göttliches Kind verehrt. In dieser Gestalt heißt er Gopal. Hier erblickt die Einsiedlerin in ihrem eigenen Enkelkind Gopal, den göttlichen Knaben.

wurde gesungen und wieder meditiert. Beim Abschied berührten die Schüler Shantas Füße mit den Händen, und jedesmal beugte sich die sanyasini mit anmutiger Gebärde nieder, als wollte sie sie aufrichten.

Bevor ich ging, fragte ich Shanta, ob sie glaube, daß der guru für seine Schüler Gott repräsentiere. Sie antwortete: »Der Schüler ist Gott, wie der guru Gott ist. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der guru durch unmittelbare Erfahrung schon realisiert hat, was der Schüler vorläufig nur glauben kann: daß alles brahman ist.«

Es dauerte fast ein halbes Jahr, bis ich zurückkam, um Shanta zu treffen. Inzwischen hatte ich außer dem ältesten Sohn die Töchter und ihren Mann kennengelernt. Die ganze Familie war stolz auf die Einsiedler-Mutter. Ihr Foto hing in jedem Zimmer, stand auf jedem Pujaaltar, und die fünfjährige Enkelin wurde angehalten, sich an jedem Abend vor dem Bild der sanyasini-Großmutter zu verneigen und ein kleines Gebet zu sprechen. Stundenlang erzählten die Töchter und Schwieger-töchter mir, was für eine gute, kluge und humorvolle Mutter Shanta gewesen sei. »Wenn unsere Männer nichts dagegen hätten, würden wir in jedem Jahr ein paar Monate bei ihr leben wollen.« Eine Tochter war Lehrerin an einer Highschool, die Schwiegertochter hatte Architektur studiert. Der Sohn arbeitete mit dem Vater in der eigenen Textilfirma. Alle lebten in demselben Haus. Nichts unterschied diese Familie von vielen anderen Familien des indischen Großstadtbürgertums, die ich kennengelernt hatte: Ihre Haltung war konservativ, jedoch nicht orthodox-rückständig. Shantas Mann schien ein stiller, scheuer Mensch zu sein. Er hatte Physik studiert und las gern »Wissenschaftliches oder Religionsphilosophisches«. Sprach er von seiner Frau, nannte er sie nur Shanta-Devi⁹. Als ich ihn fragte, ob er eine Veränderung in ihrem Wesen festge-

⁹ Devi heißt Göttin. Es wird häufig an den Namen brahmanischer Frauen gehängt und soll daran erinnern, daß in jeder Frau eine Verkörperung der Mutter des Universums zu erblicken ist.

stellte habe, seit sie die Familie verlassen hatte, lächelte er verschmitzt: »Sie sollten ihre Jugendfreundinnen fragen. Sie war temperamentvoll und eigensinnig. Wenn sie in Zorn geriet, warf sie mit Nähbeuteln, Büchern und Geschirr um sich. Den Frieden, den sie jetzt ausstrahlt, besitzt sie erst, seit sie sich aus unserer Welt zurückgezogen hat.«

»Warum gehen Sie nicht mit Shanta-Devi an den Ganges? Werden Sie in der Firma noch gebraucht?«

»Mein Sohn würde gut allein fertig werden. Nein, das ist es nicht. Aber ...« Er blickte zum Fenster hinaus. »Ich habe das Gefühl, an eine noch nicht zur Spiritualität gereiften geistigen Entwicklungsstufe gefesselt zu sein. Wie oft werde ich noch wiedergeboren werden müssen, um dahin zu gelangen, wo Shanta-Devi heute steht? Ich bin hungrig, und ich sehe das Brot, aber ich kann es noch nicht greifen.«

Als ich Shanta wiedersah, hatte ihr Mann ein zweites Zimmerchen an die Hütte anbauen lassen, in dem ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl standen.

»Einsiedelei mit Gästezimmer«, sagte sie, »das gibt es nicht alle Tage.«

»Ja, und eine sanyasini mit Ohrringen.«

Wir lachten uns an. Plötzlich wurde ihr Gesicht ernst. »Ich denke darüber nach, ob ich nicht doch fortgehen sollte. Vielleicht in den Süden. Es ist nicht gut für einen Einsiedler, wenn die Familie zu nahe lebt. Meine Angehörigen müssen lernen, ganz ohne mich auszukommen.«

Drei Tage blieb ich bei Shanta. Ich wohnte in dem Gästzimmerchen. Während dieser Zeit erzählte sie mir ihr Leben.

»Als ich vier, fünf Jahre alt war, hatte ich einen wunderbaren Spielgefährten: Gopal¹⁰! Er besuchte mich jeden Tag und neckte mich oft: Er ließ mich nicht schlafen oder nahm mir mein Spielzeug fort.«

»Wie sah er aus?«

¹⁰ Sie meinte den göttlichen Krishna-Knaben Gopal.

»Er hatte langes, schönes Haar und trug einen kleinen Lendenschurz. Manchmal stritten wir uns. Dann ging ich weinend zu meiner Mutter und beklagte mich über ihn.«

»Eines Tages nahm mich mein Vater zu einem Gehirnspezialisten mit. Meine Eltern fürchteten, ich könnte geistig nicht ganz normal sein. Aber der Arzt lachte sie aus. Irgendwie ahnte ich damals, was ihnen Sorgen machte und fortan spielte ich heimlich mit Gopal.

Als ich acht Jahre alt war, starb mein Vater an Leberzirrhose. Auf dem Sterbebett sagte er zu meiner Mutter: »Verheirate sie nicht. In ihrem Horoskop steht, daß sie sanyasini wird.« Mit neun Jahren nahm mich eine Tante zu einem sehr berühmten Yogi mit. Mitten in seinem Vortrag deutete er auf mich und sagte: »Komm nachher zu mir!« Meine Tante brachte mich zu ihm. Er nahm mich mit in sein Zimmer und gab mir diksha¹¹: Dabei drückte er mit dem Finger gegen meine Stirn. Ein elektrischer Schlag durchzuckte mich! Dann gab er mir ein mantra¹² und befahl mir, es den ganzen Tag zu beten. Aber ich vergaß es bald wieder.

Im Alter von dreizehn Jahren verheiratete mich meine Mutter, obwohl mein Vater abgeraten hatte. Sie bat mich: »Es wäre eine große Entlastung für mich, wenn du heiraten würdest.« Da antwortete ich: »Dann will ich heiraten.«

In der Familie meines Schwiegervaters hatte ich es vom ersten Tage an gut. Merkwürdig war, daß ich damals in den Ruf geriet, Atheist zu sein. Ich hatte eine heftige Abneigung gegen die swamis und mahatmas¹³, die in das Haus meiner Schwiegereltern kamen und wie Götter behandelt wurden. Ich fand sie nur langweilig und hochmütig. Eine Zeit lang verbeugte ich mich vor keinem Menschen, nicht einmal vor meinem Schwiegervater. Was das damals in einer konservativen Familie hieß, kannst du dir nicht vorstellen. In dieser Zeit spielte

¹¹ Einweihung (Initiation).

¹² Ein Wort, in dem göttliche Kraft wirkt.

¹³ Erleuchtete.

ich mit Begeisterung Federball und Hockey. Im Hockey gehörte ich zum Spitzenteam der Provinz.

Eines Nachts stahl ich die heiligen Bücher und murtis¹⁴ meiner Schwägerinnen und versteckte sie im Garten. Ich hatte es, wenn die Mädchen eine Show aus ihren Gebeten machten, und wenn sie so laut lasen, daß jeder hören mußte, wie fromm sie waren. Erst als sie mir versprachen, künftig in einer stillen Ecke zu beten, gab ich die Sachen wieder zurück. Du siehst, was für eine Kratzbürste ich war. Aber niemand behandelte mich deshalb schlecht. Am wenigsten meine Schwiegermutter. Sie liebte mich über alle Maßen.

Als ich siebzehn war, bekam ich meinen ersten Sohn. Als ich fünfundzwanzig war, hatten wir vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Nach der Geburt des vierten Kindes haben mein Mann und ich beschlossen, fortan wie Geschwister miteinander zu leben.

Ich hatte seit Jahren Magenbeschwerden, und die Ärzte konnten mir nicht helfen. So überredete mich mein Mann, zu einem mahatma zu gehen, der als Heiler bekannt war. Während wir an der Tür standen, sagte ich zu meinem Mann: »Geh allein. Ich komme nicht mit!« Als der swami erschien, warf sich mein Mann der Länge nach auf den Boden, und das ärgerte mich erst recht. Ich blieb vor der Türe stehen. Der Mahatma verordnete mir eine Medizin, die mir dann auch schnell half. Als wir schon auf der Straße waren, rief er mir nach: »Paß auf deinen linken Hacken auf. Von April bis Juli ist er in Gefahr!«

Mein Mann erzählte diese Warnung seiner Mutter und es wurde beschlossen, daß ich im Sommer nicht mit ins Gebirge fahren, sondern in der Stadt bleiben sollte. Die Familie war überzeugt, daß mich eine Schlange beißen würde. Ich hielt das für Unsinn. Im Mai fiel ich in unserer Küche in das große Messer, mit dem die Frauen das Gemüse putzten. Dabei schnitt ich mir so tief in den linken Hacken, daß die Sehnen durchgetrennt

¹⁴ Bildnis der Gottheit.

wurden und ich lange hinken mußte. Von da an begann ich meine Abneigung gegen die mahatmas zu überwinden: Ich wurde neugierig.

Noch im selben Jahr ließ mich ein anderer swami rufen. Es stellte sich heraus, daß wir beide im Schulkindalter von demselben Yogi Einweihung empfangen hatten. Der swami war ein gütiger und weiser Mann und wohl wirklich eine von Gott erleuchtete Seele. Mich betrachtete er als seine spirituelle Tochter. Anfangs fürchtete ich mich vor ihm, weil er immer vor einem schauerlichen Bild der Göttin Kali saß. Ich fragte ihn: »Wie kann man nur diese angsteinflößende Göttin verehren?« Er lachte: »Warte nur, sehr bald wirst du die ewige Mutter genauso lieben wie ich!«

Kurz danach besuchte ich zusammen mit meinem Mann einen Kalitempel. Wir standen hinter vielen Menschen, so daß wir das Bild der Göttin nicht sehen konnten. Bei der arati¹⁵ sah ich plötzlich über uns die Füße der Mutter Kali in einem Lotos, der wie die Sonne leuchtete. Zugleich fühlte ich, daß mein Herz vor Liebe schmerzte. Ich wurde ohnmächtig, und mein Mann mußte mich ins Auto tragen. Von da an betete ich viel zu Kali-Mata, und ich sah, daß sie die Liebe war, wie Krishna, nur in einer anderen Form.«

»Wieso kann eine Göttin, die mit einer Girlande aus abgehackten Menschenköpfen geschmückt ist, die Liebe sein?«

»Solange man jung ist, glaubt man an Gott wie an eine liebliche Idealgestalt, wie an den Krishna unserer Bilderbücher. Sieht man dann, wie die Armen auf der Straße sterben, wie ein Kranker sich in Qualen windet, wie ein Kind in den Brunnen stürzt, muß man lernen, daß Gott auch schrecklich ist. Man muß lernen, daß er in seiner Schrecklichkeit unser matapita¹⁶ ist, und muß versuchen, beide Gesichter zu lieben: Krishna

¹⁵ Ritus zur Verehrung von Göttern, Heiligen und heiligen Schriften, bei dem Lichter im Kreis geschwungen und bestimmte Lieder gesungen werden.

¹⁶ »Muttervater« Bezeichnung für Gott.

und Kali. Kali ist wie die Hand Gottes, die weh tut, um uns ganz zu sich hin und von uns fortzuziehen. Wir würden sonst in uns vernarrt bleiben. Die abgeschlagenen Köpfe sind die Köpfe unseres ego. Das Schwert der Kali ist ein Instrument der göttlichen Gnade, ohne dessen schmerzhafte Einwirkung niemand zur Läuterung gelangt.

Als mein gurubhai¹⁷ die Einweihung erneuerte, die unser gemeinsamer guru an mir im Kindesalter vollzogen hatte, befahl er: »Von heute an trinkst du keinen Tee und ißt kein pan mehr!« Auf beides wollte ich nicht verzichten, und ich nahm mir vor, die spirituelle Kraft meines neuen gurus zu testen. Am Abend gab es Tee bei uns. Ich war abgerufen worden, als der Tee eingegossen wurde. Beim Zurückkommen war meine Tasse leer. Ich griff nach der Kanne; sie war auch leer. Der Koch hatte vergessen, die zweite Kanne mit Tee aufzubrühen. Das passierte sonst nie. Als ich dann pan nehmen wollte, stellte ich fest, daß ich die kleine silberne pan-Dose, die immer in meiner Tasche war, verloren hatte.

Mein gurubhai hatte mir gesagt, daß ich um drei Uhr nachts unseren gemeinsamen guru, den berühmten Yogi, sehen würde. Ich bat meinen Mann, mich um drei Uhr zu wecken. Aber als er kam, saß ich bereits im Bett und meditierte. Tatsächlich sah ich den Yogi, der damals in Frankreich lebte. Er sagte mir, daß er seinen Körper bald verlassen werde, und daß ich meinen gurubhai jetzt als meinen guru betrachten solle. Wenige Tage später ist er wirklich gestorben.«

»Hattest du in dieser Zeit oft Visionen oder Auditionen?«

»Auditionen kamen selten, Visionen hatte ich häufig.«

»Bitte, erzähle mir eine.«

»Kurz nach meiner Einweihung fuhren mein Mann und ich in ein Seebad am Golf von Bengalen. Wir wohnten dort in einem ashram befreundeter Mönche. Eines Tages überfiel mich während der Mittagsruhe ein heftiges Verlangen zu beten. Ich

¹⁷ Mitschüler desselben gurus.

stand auf, ging in den Tempel und setzte mich vor den shivalingam zum Gebet nieder. Als ich nach einer Weile aufblickte, sah ich, wie der lingam sich in einen vierarmigen Vishnu verwandelte. »Kommst du zu mir, Vishnu?« fragte ich die Erscheinung, »und nicht mein Krishna?« Ich hatte mit großer Leidenschaft zu Krishna gebetet. Plötzlich entdeckte ich, daß der Gott in einer Hand eine Flöte hielt. Da wußte ich: Krishna war in ihm zu mir gekommen¹⁸. Ich war so überwältigt, daß ich in ein tiefes samadhi¹⁹ fiel, aus dem ich erst nachts erwachte. Es war mein erstes samadhi, und ich erinnere mich noch, wie ich mich fühlte, als mein Mann mich in unser Zimmer führte; schwach, schwebend und selig.

Ähnliches habe ich erlebt, als wir in Kalkutta bei Verwandten zu Besuch waren: Ein befreundetes, amerikanisches Ehepaar, ein älterer swami und ich fuhren nach Dakshineswar zu dem Kalitempel, in dem Ramakrishna²⁰ Priester gewesen war. Kennst du den Platz?« Ich nickte.

»Dann weißt du auch, daß man zuerst an einen kleinen Krishna-Tempel kommt. Dort blieben wir kurz. Ich geriet in eine starke Gebetsekstase. Als wir dann den Kalitempel betraten, traute ich meinen Augen nicht. Anstelle von Kali-Mata stand ein Krishna dort und blies seine Flöte. Die beiden Amerikaner blickten sich nach mir um und sagten: »Wir sind falsch gegangen. Das ist doch ein Krishnatempel!« Ich wagte nichts zu erwidern, ich schämte mich. Aber der swami lachte: »Du

¹⁸ Shanta betet vor einem lingam, dem Symbol des Gottes Shiva, zu ihrem Lieblingsgott Krishna. Sie sieht Vishnu und nicht »ihren Krishna«. Als sie dann die Flöte in der Hand des Gottes entdeckt, das Symbol Krishnas, erkennt sie, daß in Vishnu zugleich auch die Vishnu-Inkarnation Krishna erschienen ist. Diese Erfahrung ist insofern typisch hinduistisch, als hier die verschiedenen Gottheiten ineinander übergehen. Sie alle sind Aspekte der höchsten und letzten apersonalen Wirklichkeit des brahman. Darin liegt das Geheimnis ihrer Einheit, und darum sind diese Verwandlungen als innerseelische Erfahrungen denkbar.

¹⁹ Tranceartiger Zustand, in dessen vollendetem Form sich die Seele, nach Auffassung der Hindus, mit der Gottheit vereinigt.

²⁰ Berühmter Heiliger des 19. Jahrhunderts.

brauchst dein Gesicht nicht hinter deinem Sari zu verbergen. Daß wir hier Krishna sehen und nicht Kali, verdanken wir deiner leidenschaftlichen Liebe zu Krishna. Das geht ganz natürlich zu.«

»Wie kam diese Verwandlung zustande?«

»Das Götterbild hatte sich nicht verwandelt. Später sahen wir, was es wirklich war: Kali-Mata. Die Parapsychologie nennt diese Dinge Kollektiv-Halluzination. Es handelte sich um eine Art Telepathie, das heißt um die Übertragung seelischer Inhalte von einem Menschen auf den anderen ohne Vermittlung der Sinnesorgane.«

Ich war nicht wenig verblüfft über diese akademische Formulierung.

»Wie konntest du in Kali Krishna sehen?«

»Krishna war mein Seeleninhalt!«

»So leidenschaftlich hast du Krishna geliebt?«

Shanta lachte: »Ich war wie verrückt. In einem Sommer war es am schlimmsten. Damals lebten meine Schwägerinnen und ich mit den Kindern monatelang auf einem Landgut, weil in Delhi schwere politische Unruhen waren. In meiner großen Sehnsucht, Gott zu sehen und mich mit ihm zu vereinigen, stieg ich jede Nacht auf einen Berg. Dort stand ein kleiner Tempel. Für Menschen, die nie etwas Ähnliches erlebt haben, muß es wie Phantasterei klingen: Ich hatte eine verzehrende Sehnsucht, völlig in Gottes Liebe zu vergehen, wie der Funke im Feuer vergeht. Nicht nur meine Seele stand in Flammen, mein ganzes Sein. Auch im Körper war ein rasender Schmerz. In dem Tempel schrie ich laut den Namen Gottes. Aber ich hielt mir dabei die Ohren zu, denn ich fürchtete mich in dieser Einsamkeit vor meiner Stimme. Lange lebte ich in der verzweifelten Furcht, daß mein ista mich für immer verlassen hatte, der mir doch seit meiner Kindheit näher und lieber war als irgendein Mensch. Mein einziger Trost war, an die gopis²¹ zu denken.

²¹ Die Vishnu-Inkarnation Krishna wuchs bei bäuerlichen Pflegeeltern unter den Viehzüchtern von Vrindaban an dem Fluß Jamuna auf. Die

Ich wußte, daß sie ähnliche Qualen erlitten hatten und die Leiden der enttäuschten Liebe mit mir teilten.

Meine Schwägerinnen versuchten, mich nachts im Haus festzuhalten, weil sie fürchteten, daß mir etwas zustoßen könnte. Die jüngste, die neben mir schlief, band heimlich ihren Sari an einen Zipfel meines Saris, wenn sie meinte, daß ich eingeschlafen sei. So hoffte sie, aufzuwachen, wenn ich mein Bett verließ. Aber ich löste den Knoten und stieg durch ein Fenster. Erst nach und nach legte sich der Sturm meiner Verzweiflung. Ich erkannte mit Hilfe meines gurus, daß meine Sehnsucht nach Gott ihre leidenschaftliche Kraft aus der Ungebrochenheit meines Ichs geschöpf't hatte. So bemühte ich mich, seine Liebe nicht mehr zu begehrn. Aber ich fuhr fort, Tag und Nacht stundenlang zu meditieren.«

»Du sagtest, daß du in dem Shivatempel am bengalischen Golf in samadhi gegangen bist. Kam das öfter vor?«

»Es kam so oft vor, daß unser Familienleben problematisch wurde. Eine Zeitlang überfiel mich samadhi mit solcher Unwiderstehlichkeit und Plötzlichkeit, daß es mich in komische und auch gefährliche Situationen brachte: Es überfiel mich im Kino, im Auto, beim Einkaufen, beim Kochen. Wenn ich mich nicht noch schnell hinsetzen konnte, fiel ich bewußtlos zu Boden.«

»Wie hast du dir geholfen?«

»In meiner Verzweiflung ging ich zu der berühmten Heiligen Ma-Anandamayi und bat sie, mir das samadhi abzunehmen, da meine Familie darüber unglücklich sei. Mataji lachte über meine Bitte: »Wie könnte ich dir nehmen, was so kostbar ist? Aber von heute an wirst du die Fähigkeit der Kontrolle besitzen. Du kannst jetzt selbst bestimmen, wann du in samadhi gehen willst und wann nicht. Und so kam es.«

»Verlierst du immer dein Bewußtsein, wenn du in samadhi gehst?«

gopis, Töchter und Frauen der Viehzüchter, waren seine Gespielinnen. Mit ihnen war er in einer mystischen Liebe verbunden.

»Nur anfangs verlor ich das Bewußtsein. Dann kam eine Zeit, in der ich zwar bewußt blieb, aber ich konnte nicht behalten, was ich während des samadhis erlebt hatte. Immer kam ich in dem Gefühl zurück, Erleuchtungen und große Erkenntnisse empfangen zu haben. Aber sie zerrannen mir zwischen den Fingern, ehe ich noch ein Wort davon aufschreiben konnte.«

»Und jetzt?«

»Jetzt bleibt vieles davon in meinem Bewußtsein.«

»Erzählst du mir, was du in samadhi erfahren hast?«

Shanta schwieg lange, dann sagte sie: »Du weißt, daß sanyasis über diese Dinge nicht reden. Bitte versteh, daß ich über samadhi nichts sagen werde. Auch könnte ich nichts darüber sagen, selbst wenn ich wollte. Diese Erfahrungen liegen außerhalb des Sprachbereiches.«

»Gut, Shanta. Aber erlaube mir eine andere Frage. Es heißt, daß Menschen, die ein intensives sadhana üben, für einige Zeit gewisse siddhis²² erwerben. War das bei dir auch der Fall?«

»Warum sollte es mir anders ergangen sein? Eines Tages stellte ich fest, daß manche kranken Leute plötzlich gesund wurden, nachdem sie mit mir in Berührung gekommen waren.«

»Manche?«

»Ja, nur manche. Ich konnte nur den Kranken helfen, deren Leiden mit dem seelischen zusammenhang. Aber, damit ich dir nicht unheimlich werde: Die Gabe des Heilens hat mich seit geraumer Zeit verlassen. So will es auch die traditionelle Lehre.«

»Hattest du noch andere siddhis?«

»Ja, ich sagte plötzlich Sachen, die ich eigentlich nicht wissen konnte. Dinge, die sich erst in der Zukunft ereigneten und sich später als richtig erwiesen. Anfangs war es sehr aufregend. Aber man gewöhnt sich an solche Dinge.«

²² Übernatürliche Fähigkeiten.

»Kannst du mir ein Beispiel erzählen?«

»Über die Verheiratung unserer jüngsten Tochter Pushpa machten wir uns sehr viel Sorgen, weil sie als einziges Kind eine dunkle Haut hat. Du weißt, daß dunkle Haut in Indien als häßlich gilt, während die helle Haut dem indischen Schönheitsideal entspricht. Es ist sehr schwer für eine dunkelhäutige Tochter, einen standesgemäßen Ehemann zu finden. Eines Tages kam mein Mann wieder auf dieses Thema zu sprechen. Plötzlich hörte ich mich sagen: ›Das ist kein Problem mehr. Du wirst schen, Pushpa bekommt in den nächsten Tagen den besten Mann, den wir ihr wünschen können.‹

Am nächsten Tag erhielt mein Mann Besuch von einem Geschäftsfreund. In seiner Begleitung befand sich ein älterer Herr aus einer sehr angesehenen Familie. Ich bat meine Tochter, Tee für unsere Gäste zu bringen. Als Pushpa das Zimmer mit dem Tablett in der Hand betrat, stand der ältere Herr auf, verneigte sich vor ihr und sagte: ›O meine süße, kleine Devi, du wirst die Frau meines Sohnes!‹ Es kam wirklich so. Pushpa hat großes Glück mit ihrem Mann. Der Schwiegervater meiner Tochter ist Bengale und ein Anbeter der göttlichen Mutter des Universums. Bengalen erblicken in jeder kumari²³ eine Verkörperung der Göttin. Übrigens war ihr Schwiegervater genausowenig wie wir darauf gefaßt, daß er die künftige Frau seines Sohnes treffen würde. Weil wir gerade bei Pushpas Hochzeit sind: Während der Festlichkeiten überfiel mich ein so heftiges Bedürfnis zu meditieren, daß ich in meinen Puja-raum ging, um für wenige Minuten allein zu sein. Ich geriet sofort in eine Trance, und ich merkte nicht, wie die Zeit verging. Später versuchten meine Söhne und ein paar junge Leute aus der Verwandtschaft, mich wieder ›ans Licht‹ zu ziehen. Unter ihnen war ein Advokat, der tags darauf am Höchsten Gericht einen komplizierten Fall zu vertreten hatte. Als er auf mich einsprach, ich solle doch wieder zu den Gästen

²³ Jungfrau.

kommen, unterbrach ich ihn: »Wenn du morgen zum High-Court gehst, plädiertest du am besten so und so.« Ich gab ihm konkrete Ratschläge, wie er sich verhalten solle. Er richtete sich nach meinem Rat und gewann den Prozeß.«

»Das ist kaum zu glauben.«

»Ja, aber es ist trotzdem ganz natürlich.«

»Wieso ist es natürlich?«

»Weil es mir passiert ist. Ich bin kein Magier und kein Heiliger, nicht einmal ein Telepath. Ich bin ein ganz normaler Mensch. Ein Beweis, daß diese Dinge auf natürliche Weise möglich sind. Wir nennen sie übernatürlich, weil wir nichts Näheres über sie wissen. Ich weiß nur, daß dabei die bhav²⁴ eine entscheidende Rolle spielt. Diese bhav macht dich besonders empfänglich für psychische Schwingungen und löst in dir starke Vibrationen aus. Das wird sogar als körperliches Phänomen wahrgenommen. Wir behaupten, daß Vibrationen etwas Ansteckendes haben. Jeder weiß, wie ansteckend Stimmungen sein können. Damit muß es zusammenhängen, daß man plötzlich Dinge weiß, die man mit dem Verstand allein nicht wissen kann.«

»Wie kam es, daß du sanyasini wurdest?«

»Auch das war nur die natürliche Fortsetzung meines Weges. Ich hatte schon seit Jahren darüber nachgedacht. Du erinnerst dich, daß dieser Schritt in meinem Horoskop angekündigt war. Als alle unsere Kinder verheiratet waren, und ich ganz sicher sein konnte, daß mein Mann bei seiner Lieblingstochter gut untergebracht sein würde, fragte ich ihn, was er davon hielte, wenn ich sanyas-Weihe nehmen würde. Er war einverstanden: »Ich denke, es wird gut sein, wenn du diesen Schritt tust.««

»Gut für wen oder für was, Shanta?«

»Für uns alle. Nach unserer Überzeugung dient jede Seele, die zur Erleuchtung gelangt, allen anderen Seelen, die sich auf die Erleuchtung vorbereiten. Natürlich wollte ich niemanden

²⁴ Ekstatische Gestimmtheit.

von meinen Lieben kränken, und ich fragte jeden für sich, ob er mir erlauben würde, sanyas zu nehmen. Alle freuten sich mit mir über diesen Plan. Ich glaube, sie waren stolz auf eine sanyas-Mutter. Ich hatte auch noch einen anderen Grund, der freilich nicht ausschlaggebend war. Im Laufe der Jahre hatten sich viele Menschen mit der Bitte um spirituelle Führung an mich gewandt. Darunter waren auch Leute aus dem Westen, die in Delhi lebten. Manche von diesen Leuten, Inder und Nichtinder, wollten diksha von mir haben. Aber ich lehnte das ab. Ich fühlte, daß hier die Tradition recht hatte, wenn sie verlangte, daß man sanyas genommen haben muß, ehe man im formalen Sinne als guru wirkt.

Schließlich bat ich einen berühmten Yogi, mich als Schüler anzunehmen und mir die sanyas-Einweihung zu geben. Ich hatte ihn auf einer Yoga-Tagung kennengelernt, und ich kannte seine Bücher. Er willigte ein, aber zuvor sprach er mit meinem Mann und meinem ältesten Sohn, um sich zu vergewissern, daß die Familie meinem Plan zustimmte. Zur Einweihung, die in einem ashram in Delhi stattfand, wurde meine ganze Familie eingeladen. Mein sanyas-guru zelebrierte ein siebenstündiges puja und gab mir dann advaita-diksha.«

»Was heißt das?«

»Du weißt, daß ich seit meiner Kindheit eine Krishna-Anbeterin war. Advaita-diksha bedeutet, daß ich mich im Gebet, in der Meditation, beim puja, bei allen Formen der Verehrung, nicht mehr an eine einzelne, personhafte Gottheit wende, sondern an die letzte und höchste Realität, an das brahman. Das puja, das mein guru feierte, spielte sich nicht vor einem Götterbild ab, sondern nur in der geistigen Gegenwart des brahman. Der Grundgedanke des advaita ist die Einheit, a-dvaita heißt Nicht-Zweiheit. Alles ist das Eine, das brahman. Als meine Kinder den swami baten, daß er mir erlauben möge, einen Teil meines Schmuckes weiter zu tragen, sagte er lächelnd: ›Shanta-Devi ist eure Mutter und sie soll es auch als Einsiedlerin bleiben. Die Leute sollen durch sie das Göttliche sehen und nicht ein

verwahrlostes Bettelmönchsweib.«

Nach dem diksha nahm mein guru mich mit in seinen ashram am Ufer des Brahmaputra.«

»Was hast du dort gemacht?«

»Mein guru unterrichtete mich in der advaita-Meditation. Ich mußte lernen, das Göttliche apersonal, akosmisch und akausal zu verehren und zu meditieren.«

»Das Göttliche wurde für dich völlig gestaltlos?«

»Ja. Das heißtt, am Anfang meditierte ich es als Licht. Wenn du willst, ist Licht nicht völlig gestaltlos.«

»Und dein ista-devata bedeutete dir nichts mehr?«

»O doch. Krishna ist eine Gestalt des höchsten brahman. Die Gestalt der schenkenden Liebe.«

»Aber warum genügte es dir nicht, ihn zu verehren? Warum noch das advaita-diksha?«

»Unsere Lehre betrachtet die dualistische Realisation des brahman, das heißtt die Vereinigung der Seele mit einer personhaften Gottheit nur als eine Vorstufe zur nondualistischen Realisation. Das Ziel ist die Verwirklichung der Identität der Seele mit dem höchsten brahman.«

»Das klingt sehr gelehrt. Kannst du es mir einfacher sagen? Was hast du von deinem guru gelernt?«

»Über die wesentlichen Dinge, die zwischen guru und Schüler vorgehen, reden wir nicht. Nur eines kann ich dir sagen: Solange ich Gott in personhafter Gestalt verehrt und geliebt habe, war immer ein Element der Unruhe und der Sorge in mir. Selbst in der seligen Ekstase der Vereinigung war ein Hauch von Furcht, wir könnten wieder getrennt werden. Der Weg des advaita führt über die Erkenntnis, daß die phänomenale Welt letztlich nur auf einer Täuschung beruht, die ihre Ursache in unserer Unwissenheit hat. Weil ich nicht weiß, was die Wirklichkeit ist, halte ich die Welt, die meine Sinne wahrnehmen, für wirklich. Diese Dinge können nicht verstandesmäßig, nur mitvollziehend erfaßt werden, und das ist ein komplizierter Prozeß, der an viele Voraussetzungen gebunden ist.

Er führt dich an den Punkt, wo gleichsam alles Sciende – auch deine eigene Vergangenheit – in Nichts aufgeht. Was bleibt, ist die überpersönliche Gottheit und in ihr du selbst. Diese letzte Realisation der Identität deiner Seele mit dem brahman stillt für immer den Hunger nach Gott und befreit dich von Angst und Sorge. Sie schenkt dir große Ruhe und Frieden.«

»Als ich bei deinem Mann war, hatte er zwei deiner früheren Freundinnen eingeladen. Sie erzählten mir, daß sie dich damals in dem ashram am Brahmaputra besucht haben, und daß ihr zusammen ins Gebirge gegangen seid, um eine sanyasini zu treffen, die dort in einer Hütte lebte. Denkst du daran, jemals einen ähnlichen Weg zu gehen wie diese sanyasini?«

»Sie geht den Weg eines sehr speziellen Yoga. Aber diese Dinge gehören zum esoterischen Wissen. Selbst wenn ich mehr Kenntnis davon hätte, würde ich nicht darüber reden.«

Shantas Freundinnen hatten mir erzählt, wie sie von der Einsiedlerin freundlich begrüßt und gebeten wurden, sich ein Weilchen auszuruhen. Unheimlich sei es ihnen gewesen, weil sie fürchteten, bei längerem Aufenthalt in die Dunkelheit zu kommen. »Sie können gern bei mir übernachten«, hatte ihnen die Einsiedlerin erklärt. »Ich habe zwar schon einige Untermieter, aber die brauchen nicht viel Platz. Wenn Sie wollen, mache ich Sie mit ihnen bekannt.« Bei diesen Worten habe sie sich nach ihrer Hütte umgedreht und gerufen: »Komm heraus, mein Sohn!« und zu den Frauen gewandt: »Ich habe auch mehrere Töchter. Falls Sie sie sehen wollen?« Plötzlich sei eine lange, schwarze Kobra aus der Hütte gekommen und habe sich vor der sanyasini aufgerichtet. Etwas später habe die Frau ihrem »Sohn« eine Ohrfeige gegeben, weil er sich den Gästen mit ärgerlichem Zischen genähert hatte. Man sei nur zu gerne wieder aufgebrochen, und die Einsiedlerin habe ihre Begleitung für einen Teil des Weges angeboten, um den drei Frauen eine lohnende Abkürzung zu zeigen. Unterwegs habe sie ihre Besucherinnen vom Weg abgeführt, weil es etwas Schönes zu sehen gäbe: drei Tiger, die friedlich unterm Gebüsch lagen.

Ihre Haustiere. »Sie besuchen mich öfter und sie vertragen sich sogar mit meinen Kobras.«

Ähnliche Sachen habe sie auch in ihrem ashram erlebt, sagte Shanta. »An einem meiner ersten Tage schickte mich ein ashramit mittags in das Zimmer unseres gurus. Ich sollte die Vase holen, die auf seinem Tisch stand. ›Aber sei leise, er schläft wahrscheinlich.‹ Als ich die Tür öffnete, sah ich, daß eine Zeitung auf seiner Brust lag. Er mußte beim Lesen eingeschlafen sein. Die rechte Hand hing aus dem Bett, und in der Hand lag der Kopf einer abscheulichen großen Schlange, deren Körper um eine der Moskitonetzstangen geringelt war. Ich lief entsetzt zu dem ashramiten zurück, aber er lachte mich aus. ›Geh ruhig rein, die Schlange ist gurujis Freund. Sie besucht ihn oft während der Mittagsruhe.‹«

»Wie ist so etwas zu erklären?«

»Ich weiß es nicht. Wer sich nicht vor Tieren fürchtet, dem tun sie nichts, heißt es bei uns. Man muß sie lieben, dann braucht man sich nicht zu fürchten. Auch ich mußte das Fürchten überwinden. In einer Neumondnacht holte guruji mich aus dem Bett und schickte mich auf einen Gipfel. Bei Tag wanderten wir zwei Stunden dorthin. Oben sollte ich mich eine Stunde lang zur Meditation niedersetzen. Ich wollte nicht gehen, ich hatte Angst. Aber er schimpfte mit mir: ›Wann wirst du endlich gelernt haben, daß du nicht dein Körper bist?‹ Nicht einmal eine Taschenlampe durfte ich mitnehmen. In dem Dschungel gab es Tiger, Affen, Schlangen, Schakale und Gott weiß was alles. Als ich losging, zitterte ich am ganzen Leibe und konnte vor Furcht kaum laufen. Plötzlich geschah etwas Unglaubliches. Ein starkes Licht zeigte mir den Weg an. Wie betrunken vor Glück ging ich bis zum Gipfel, und setzte mich dort zur Meditation nieder. Hinter meinem Rücken hörte ich oft Tiere. Jedesmal dachte ich: gut, wenn ich jetzt getötet werde, so ist es sicher der richtige Augenblick zu sterben, und jedesmal verließ mich bei diesem Gedanken die Furcht.«

»Hast du zu deinem ista-devata gebetet?«

»Nein, ich hatte den Auftrag, meine Einheit mit dem höchsten brahman zu meditieren.«

»Wie hast du dir das Licht auf dem Weg erklärt?«

»Ich habe keine Erklärung dafür, aber ich denke, daß ich es nur mit den Augen der Seele und nicht mit dem körperlichen Auge wahrgenommen habe. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß Menschen in einer bestimmten seelischen Verfassung unangefochten durch die schlimmsten Gefahren gehen können. Wahrscheinlich war ich in dieser Verfassung, oder Guruji hat mich in sie versetzt, sonst hätte er nicht die Verantwortung übernehmen können, mich in einer Neumondnacht in den Dschungel zu schicken.«

»Eine letzte Frage, Shanta: Gibt es irgendein Ziel, das du noch erreichen willst?«

»Nein, ich möchte jeden Tag so leben, wie Gott will, daß ich leben soll. Ein anderes Ziel habe ich nicht.«

S A B I

Jeden Morgen kommt sie aus dem Slum

In ihrem langsamen Gang zeigte sich Müdigkeit, aber auch Unermüdlichkeit, Geduld und zähe Ausdauer. Selbst wenn die anderen es eilig hatten, behielt sie ihren Rhythmus bei. Darin lag das Geheimnis ihres Überlebens. Wenn man ein Leben wie Sabi hinter sich hat und in einer Slumecke haust, muß man eine besondere Fähigkeit zum Überleben besitzen.

Als ich Sabi zum ersten Mal traf, stand sie auf einer Kiste und hing nasse Wäsche auf. Sie kehrte mir den Rücken zu. Ich wunderte mich, daß meine Freunde eine so schwere Arbeit von einem jungen Mädchen verrichten ließen. Im selben Augenblick drehte sich die Wäscherin um, und ich sah, daß sie mindestens sechzig Jahre alt war. Sabis tatsächliches Alter wußte niemand, nicht einmal sie selbst: »Ich bin jetzt so alt wie die Mutter meiner Großmutter war, als sie starb, und sie war eine sehr alte Frau.«

In der Tat, sechzig Jahre waren in der vorvorletzten Generation uralt. Die Lebenserwartung der Frauen lag etwa bei siebenunddreißig Jahren. Heute liegt die Lebenserwartung der Inderin bei sechzig Jahren und darüber.

Über Sabis Lebenslauf konnten selbst meine Freunde, in deren Haus sie seit zwanzig Jahren täglich arbeitete, nichts Näheres erfahren. Sie stammte aus einem Dorf im südlichen Maharashtra, und sie mußte wohl zweimal verheiratet gewesen sein. Seit meine Freunde sie kannten, lebte sie allein. Über das Schicksal ihrer beiden Männer hatte sie nie etwas verlauten lassen. Auch von ihren Kindern wußten wir nichts. Sie hatte eine Enkelin, die ihr viel Kummer bereitete, und einen Urenkel, der von ihr aufgezogen wurde. Manchmal tauchte für

mehrere Wochen ein zehn oder fünfzehn Jahre jüngerer Bruder bei ihr auf. Das waren die Zeiten, in denen Sabi ihren Lohn drei und vier Wochen im voraus erbat und immer elender aussah, bis sie eines Morgens aufatmen konnte: »So, jetzt ist er wieder ins Dorf zurückgegangen.« Meistens passierte das erst, wenn meine Freunde sich standhaft geweigert hatten, weitere Lohnvorschüsse zu geben, nicht aus Hartherzigkeit, sondern weil sie aus Erfahrung wußten, daß der Bruder nur dann sein Päckchen schnürte, wenn nichts mehr bei Sabi zu holen war.

Sabis Enkelin war zwanzig Jahre alt, ein gutgewachsenes, hübsches Mädchen. Sechs Jahre lang hatte Rajini in einem vorbildlichen Kinderheim gelebt, das von einer deutschen Nonne in einem Außenbezirk von Bombay aufgebaut worden war. Dort hatte sie auch nähen gelernt. Eines Tages kam Sabi mit einem jungen Mann, der Schneider von Beruf war, zu meinen Freunden. Er hielt um die Hand des Mädchens an. Meine Freunde erkundigten sich nach seiner Familie. Das Wenige, das zu ermitteln war, klang nicht ungünstig. Auch die Leiterin des Kinderheimes war einverstanden. Rajini heiratete. Die Hälfte der Hochzeit wurde von meinen Freunden bezahlt. Sabi schien die Sorge um ihre Enkelin los zu sein.

Sabis Familie gehörte zu den Unberührbaren, das heißt zu den Kastenlosen¹. Gandhi gab den Unberührbaren den Namen Harijans, Kinder Gottes. Damit wollte er seiner Nation die stiefmütterlich behandelten Kastenlosen besonders ans Herz legen. Aber er hat damit wenig erreicht. Nach wie vor werden die Kastenlosen, trotz aller gesetzlichen Gleichberechtigung, erschreckend benachteiligt. So erzählte mir Sabi, daß in ihrem

¹ Die indische Verfassung von 1950 verbietet nicht die Kasten, sondern stellt nur die Benachteiligung der Kastenlosen (Unberührbaren) unter strenge Strafandrohung. Um den Unberührbaren den sozialen Aufstieg zu ermöglichen, wurden ihnen Privilegien eingeräumt: 77 der 520 Sitze im Zentralparlament stehen ihnen zur Verfügung. Höhere Schulen und Universitäten geben Stipendien an Kastenlose, und 15,5 Prozent aller freiwerdenden Beamtenstellen müssen ihnen jährlich reserviert werden. Die Gesamtzahl der Kastenlosen wird auf 70 bis 75 Millionen geschätzt.

Heimatdorf die Harijans noch heute nicht Wasser aus dem Brunnen schöpfen dürfen, aus dem die Kasten-Hindus trinken, und daß ihnen das Betreten der Tempel strengstens untersagt ist. Selbst in größeren Städten gibt es Restaurants, in denen Kastenlose nicht bedient werden.

Der erste Justizminister der unabhängigen indischen Regierung, Dr. Ambedkar, der selbst aus niederer Kaste stammte, gründete 1951 die neobuddhistische Gesellschaft und bekehrte sich zusammen mit fünftausend kastenlosen Hindus und shudras² bei einer öffentlichen Initiationsfeier zum Buddhismus. Er hoffte, der Makel einer kastenmäßigen Benachteiligung würde von ihnen genommen werden, sobald sie aufhörten, Hindus zu sein. Nach seinem Tode im Jahre 1956 fanden sich keine fähigen Nachfolger; die neobuddhistische Gesellschaft verlor an Ansehen und resignierte schließlich. Interessant ist die Antwort, die mit ein Soziologe aus Kalkutta gab, als ich ihn fragte, warum Ambedkar nicht die Konversion zum Christentum gewählt habe. »Der Buddhismus liegt uns näher, weil er aus dem Hinduismus herausgewachsen ist«, sagte er. »Buddha entstammt einem Hindu-Königsgeschlecht. Aber vor allem: Viele indische Christen haben, wenn auch leicht modifiziert, das Kasten-System übernommen. Sehen Sie«, mein Gesprächspartner deutete auf eine Anzeige in der Tageszeitung, »hier sucht ein ›christlicher Brahmane‹ für seine Tochter einen Mann. Das ist nicht etwa ein Brahmane, der zum Christentum konvertiert ist, sondern ein Abkömmling einer vornehmen christlichen Familie.«

Im zweiten Ehejahr zogen Rajini und ihr Mann in eine neobuddhistische Siedlung. Ich hatte mehrere dieser Siedlungen gesehen; sie unterschieden sich kaum von den Slums. Als ich Sabis Schwiegersohn fragte, warum er in die neobuddhistische Siedlung gezogen sei, sagte er: »Ich hätte nirgends sonst eine Wohnung bekommen. Kasten-Hindus finden immer

² Angehöriger der untersten Kaste.

eine Ausrede, warum sie unsereins nicht in ihrem Haus aufnehmen können.« Das ist leider nur zu wahr. Es macht sich besonders dann tragisch bemerkbar, wenn ein Kastenloser in der beruflichen Hierarchie aufgestiegen ist. Ein kastenloser Advokat oder Arzt kann von bitteren Problemen gepeinigt sein, wenn er eine Wohnung für seine Familie oder einen Ehemann für seine Töchter sucht.

Die Siedlung, in der Rajinis Mann für ein paar Jahre als Schneider gearbeitet hat, lag mitten in einem vornehmen Stadtteil von Bombay. Eingekeilt zwischen modernen Hochhäusern: ein elendes Dorf aus fensterlosen, verkommenen Lehmhütten, die mit Schilf gedeckt waren, ein paar Ziehbrunnen, nackte Kinder, magere Kühe, die sich von Zeitungspapier, Lumpen und Gemüseabfällen nährten. Ein buddhistisches Zentrum ließ ständig Lautsprecher über die Siedlung brüllen. Dabei mischten sich Kinomusik mit Palitexten³ und einer politischen Agitation, die beweisen wollte, daß Buddha vor 2500 Jahren bereits Marxist gewesen sei.

Meine Freunde erfuhren nie, warum Rajini und ihr Mann die Siedlung der Neobuddhisten eines Abends Hals über Kopf verlassen mußten. Damals war das Bübchen gerade geboren. Die drei zogen zu Sabi. Es war ein Umzug von einem erstklassigen Slum⁴ in einen drittklassigen. Kurz danach verschwand Rajinis Mann. Das war jetzt vier Jahre her. Seitdem führte Rajini ein unsolides Leben. Meine Freunde hatten ihr zweimal Arbeit als Geschirrwäscherin und als Näherin bei Bekannten vermittelt, aber sie hatte nicht durchgehalten. Sie verschwand oft für Monate und kümmerte sich weder um ihr Kind noch um ihre Großmutter. Sabi schleppete den Buben tagaus, tagein mit sich herum. Sie hatte niemanden, dem sie das Kind anvertrauen konnte, solange sie zur Arbeit ging. In den ersten Jahren war der Bub ein elendes, kleines Gerippe. Ich sehe ihn noch heute nackt auf den Fliesen des kleinen Hofes

³ Pali ist die Sprache der klassischen buddhistischen Texte.

⁴ Nach amtlichen Schätzungen leben 12 bis 15 Millionen Inder in Slums.

hinter der Küche liegen und schlafen. Er schlief fast den ganzen Tag, und obwohl Sabi immer ein altes Tuch über ihn ausbreitete, krochen zahllose Fliegen auf seinem mageren Gesichtchen herum. Jede Stunde einmal unterbrach Sabi ihre Arbeit und zog den Körper des Kindes ein Stück weiter in den Schatten.

Die Milchversorgung ist eines der unzähligen ungelösten Probleme in Bombay. Milch ist in den Großstädten rationiert, wie Zucker und Reis und andere hochwertige Lebensmittel. Wer Milch haben will, muß sich in eine Liste eintragen, aber die amtlichen Listen können seit Jahren nicht mehr erweitert werden, weil es angeblich nicht genug Milch gibt. Tatsächlich kann man so viel Milch kaufen, wie man will, aber nur außerhalb der Bewirtschaftung zu Schwarzmarktpreisen. Überall in der Stadt leben Leute davon, daß sie eine oder mehrere Kühe halten und die Milch teuer verkaufen. Diese Milch wird nicht amtlich erfaßt. Die städtischen Großmolkereien in der Umgebung von Bombay gelten wohl als vorbildlich, haben aber nicht die erforderliche Kapazität.

Wenn Sabi nicht täglich eine kleine Flasche Milch und ein Ei von meinen Freunden bekommen hätte, wäre der Junge bestimmt an Unterernährung gestorben. Jetzt war er ein kräftiges Büschchen und ein glückliches Kind, das den ganzen Tag mit dem Enkelkind meiner Freunde spielte.

Es war typisch für Sabi, daß sie nie schnell ging, auch dann nicht, wenn die Arbeit brannte. Sie gehörte zu den Menschen, die eine spürbare Aura haben: In ihrem langsam Gang zeigte sich Müdigkeit, aber auch Unermüdlichkeit, Geduld und zähe Ausdauer. Sie ließ sich nicht beirren; auch wenn die anderen es eilig hatten, behielt sie ihren eigenen Rhythmus bei. Darin lag das Geheimnis ihres Überlebens. Wenn man älter als sechzig Jahre ist, ein Leben wie Sabi hinter sich hat, für ein Kind sorgen muß und in einer Slumecke haust, so besitzt man eine besondere Fähigkeit zum Überleben.

Bei meinen Freunden arbeitete Sabi als Geschirrwäscherin und als Waschfrau, daneben hatte sie noch eine andere Familie,

bei der sie zweimal am Tag das Geschirr abwusch.

Morgens um vier Uhr begann sie mit ihrer Arbeit. Manchmal sah ich sie noch abends um zehn dabei. Während all ihrer Verrichtungen stand sie barfuß im Wasser, auch in den kühlen Monaten. Im Haushalt einer Hindu-Familie ist das Reinigen des Geschirrs, vor allem der zahllosen Kupfer- und Messinggefäße, unter fließendem Wasser nicht nur eine langwierige, sondern eine bedeutsame, beinahe rituelle Handlung.

Wenn die Wäsche gewaschen war, ging Sabi durch das ganze Haus, um die Toiletten zu säubern. Die übrigen Diener waren Kasten-Hindus; sie lehnten es ab, diese Arbeit zu verrichten. Sie aßen auch nicht mit Sabi unter einem Dach, und Sabi wiederum weigerte sich, mit ihnen zu essen. Der Koch, ein südindischer Brahmane, füllte ihr den tali⁵, und dann setzte sie sich auf den schattigen Treppenabsatz im Küchenhäufchen und aß zusammen mit dem Enkelkind. Auch der Koch nahm sein Essen nicht am Küchentisch ein, sondern in seinem Zimmer am Boden sitzend. Die meisten Hindus ziehen es vor, am Boden sitzend mit der Hand zu essen und achten darauf, daß die Kastenbestimmungen hinsichtlich der »Tischgemeinschaft« eingehalten werden.

Nur ein einziges Mal sah ich Sabi schnell gehen. An dem Tag wäre das Kind beinahe gestorben. Vermutlich war es von einem Skorpion gebissen worden. Als wir hörten, daß der Junge im Sterben liege, nahm die Tochter meiner Freunde Sabi im Wagen mit, holte den Arzt ab und wir fuhren zu ihrer »Wohnung«. Das Kind lag in einem dunklen Raum auf einem Haufen alter Saris. Glücklicherweise konnte es gerettet werden. In diesem Raum gab es kein Fenster, und der Fußboden war festgestampfte Erde. Ein Petroleumkocher, mehrere Töpfe und ein Eimer standen in der Ecke. Der Eimer war der Stall eines Huhnes, es war an dem Henkel festgebunden. In einer anderen Ecke lag ein Haufen durrer Blätter. Sabi teilte diesen Raum mit

⁵ Großer, runder Teller.

einer christlichen Familie. An der Wand hing ein ungerahmtes Herzjesubild. Sabi machte mich darauf aufmerksam, dabei verneigte sie sich nach dem Bild hin. Seitdem ihre Tochter in dem christlichen Kinderheim war, ging sie an jedem Weihnachtstag in die Kirche.

Im vorderen Teil der Hütte hatte ein Lumpensammler sein Lager aufgeschlagen. Der Raum war bis unter die Decke mit stinkenden Lumpen vollgepackt. Über der Tür war ein großes, farbenprächtiges Holzschild mit der Aufschrift »Jai Maharashtra!« Es lebe die Provinz Maharashtra! Dieser »Trinkspruch« war nicht etwa ironisch gemeint, sondern Ausdruck der Begeisterung eines braven Maraten, der es endlich bis zum Lumpensammler gebracht hatte. Der Enthusiasmus der meisten Inder für pompöse Namen kennt keine Grenzen. Ein Bekannter übersetzte mir eines Tages lachend ein Plakat, mit dem ein Dorf sein neues Gemeinschaftsklo verziert hatte: »Ort der inneren Reinigung.«

Der Stadtteil, in dem Sabi wohnte, lag am Meer. Fast das ganze Jahr über fuhren die Fischer zum Fang aus. Ein Teil der Fische wurde an Leinen zum Trocknen aufgehängt. Ein anderer Teil wurde in winzige Brocken zerkleinert, auf der Straße ausgebreitet und liegengelassen, bis die Sonne alles getrocknet hatte. Die Bürgersteige der breiten Straßen erfreuten sich dafür besonderer Beliebtheit, und Mensch und Hund liefen unbekümmert darüber hinweg.

Als ich Sabi zum zweiten Mal besuchte, stank es in ihrer Behausung nicht nur nach Lumpen, sondern auch nach halbverfaultem Fisch. Die ganze Umgebung ihrer Hütte war mit Fischragout ausgelegt und sah wie ein rosa Teppich aus. Hinter der Hütte war ein Haufen von vergammeltem Fisch. »Dort dürfen die Ratten sich satt essen«, sagte Sabi. Manchmal nagten die Ratten auch kleine Kinder an, aber Rajinis Junge war aus dem Alter heraus.

Meine Freunde gingen jedes Jahr mit Sabi auf die Kirchweih in Bandra. Für die Christen in Bombay war es *das* Volksfest

mit Schießbuden, Karussell, Verkaufsständen und all dem üblichen Drum und Dran wie bei uns, nur alkoholfrei und sehr viel anspruchsloser.

Meine Freunde sind Parsen. Sie besuchen das Fest nur, weil sie ihren Dienern und deren Kindern eine Freude machen wollen. Meher, die Mutter der parsischen Familie, ging außerdem mit Sabi und einer sehr alten Parson, die von beiden gestützt werden mußte, zur Messe in die neugotische Wallfahrtskirche. Zu Ehren dieser Kirche wurde die »Kerb« gefeiert. Während des Festes wurde mehrere Tage und Nächte lang die Messe gelesen, und der Platz war ständig von Pilgern und Festgästen überfüllt. Um die Kirche herum waren Verkaufsbuden aufgebaut. Hier gab es alle Körperteile, an denen der Mensch krank werden konnte, aus Wachs zu kaufen: Gebisse und Augen, Milz und Herz, Galle und Bauch usw. Nicht nur Körperteile, auch Wünsche konnte man sich aus Wachs kaufen: eine Villa, ein Baby, eine Frau, einen Mann, einen Jungen, ein Mädchen, große Autos, kleine Autos, Fahrräder, Radios, ein Schiff usw.

Die alte Parson, die in einem Heim am anderen Ende der Stadt lebte, kaufte mehrere Dutzend von diesen Wachsgebilden im Auftrag der anderen Heiminsassen und opferte sie am Altar. Sabi kaufte eine Niere für den kranken Nachbarn, einen Jungen für die Tochter eines Bekannten und so fort. Sie nahm ihre Wachsfiguren mit nach Hause. Den Grund wollte sie mir nicht verraten.

Das Bild der Muttergottes auf dem Altar war in kostbare Brokatseide gehüllt. Wie mir erzählt wurde, trug die Maria das echte Haar einer Nonne, die als junges Mädchen gegen den Willen ihrer Hindu-Eltern in den nahen Klosterhof geritten und nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war. Die schwere Perlenkette über dem Gewand der Maria sei echt, sagte Meher. Ein parischer Millionär habe sie gestiftet.

Unter den Leuten, die sich vor dem Altar drängten, waren Hindus, Muslims, Parsen und Christen. Meine christlichen

Freunde in Bandra, deutsche Katholiken, machten keinen Hehl daraus, daß ihnen der »primitive Rummel« der Kirchweih ein rechter Dorn im Auge war. Meine Hindufreunde lächelten darüber: »Die kindlichen Gemüter werden in ihrem nächsten Leben Weise sein.«

Als ich Sabi fragte, warum sie mit zur Messe gehe, antwortete sie: »Weil Jesus ein besonders guter Gott ist.«

»Siehst du«, sagte Meher lachend, »das ist typisch für uns Inder. Wir fühlen, daß wir von Christus bekommen können, was wir wollen. Es ist nicht nötig, deshalb Christ zu werden.« Mir fiel die Geschichte ein, die mir bei der Kumbh Mela, dem größten religiösen Treffen der Hindus, erzählt wurde. Vor Jahren waren tagelang christliche Missionare unter den Pilgern herumgegangen, um sie zu bekehren. Nach ein paar Tagen traf einer dieser Missionare eine Gruppe von Pilgern wieder, die sich zum Christentum hatte bekehren lassen. Sie vollführten gerade ein Ritual zu Ehren der Göttin Durga. Als er sie enttäuscht fragte: »Was macht ihr denn hier? Ihr seid doch Christen geworden?« erhielt er die unschuldige Antwort: »Aber pitaji⁶, du denkst doch nicht, daß wir aufhören werden Durga-Ma zu verehren, nur weil wir Christen geworden sind.«

Etwas Ähnliches hätte Sabi auch sagen können. Ihre Einfältigkeit war nicht Dummheit, über viele Dinge machte sie sich Gedanken. Im letzten Winter wurde Bombay von einem Mörder zwei Wochen lang in Angst und Schrecken gehalten, er war aus einer Irrenanstalt ausgebrochen und suchte im Gewand eines Bettelmönches jede Nacht unter den Slum-Bewohnern sein Opfer. Eines Tages besuchten mich indische Christen aus der Nachbarschaft. Sie erzählten uns, daß der Mörder ein Priester der Göttin Kali sei und ihr jede Nacht seine blutigen Opfer darbringe. Sabi war gerade damit beschäftigt, meine Wäsche zu sortieren. Als sie das hörte, begann sie zu schimpfen, und zwar so schnell, daß ich kein Wort ver-

⁶ Ehrwürdiger Vater.

stand. Zum ersten und einzigen Mal sah ich sie zornig. Später bat ich Meher, sie zu fragen, was sie so ärgerlich gemacht habe. Sie sagte: »Memsahibs christliche Schwestern haben Kali-Mata beleidigt. Sie ist unsere Mutter. Niemals würde sie zu lassen, daß einer ihrer Priester solch grausame Opfer bringt. Selbst wenn der Mörder behaupten sollte, er sei ein Priester, so beweist das nur seine Verrücktheit⁷.«

Einmal kam sie morgens und erzählte uns lachend, Leute aus ihrer Umgebung hätten in der frühen Dämmerung einen Bettelmönch in einem Gebüsch verschwinden sehen. Der Mann sei ihnen verdächtig erschienen, aber als sie ihm hätten folgen wollen, sei am selben Platz ein Hund aus dem Gebüsch hervorgekrochen. »Sie fingen den Hund und brachten ihn aufgeregt zum nächsten Polizeirevier. »Hier ist der Mörder.« Als er merkte, daß wir ihn fangen wollten, verwandelte er sich in einen Hund.« «

Die Geschichte stand am nächsten Tag im lokalen Blättchen.

Ich hüte mich, Sabis schweres Leben in irgendeiner Weise zu romantisieren. Sie gehörte wahrlich zu denen, die mühselig und beladen sind. Aber sie akzeptierte ihr Los ohne Bitterkeit. Das gab ihr Würde. Selbst wenn sie sich plötzlich bückte und meine Füße berührte, wirkte sie niemals unterwürfig. Wenn sie mir ihre Zuneigung beweisen wollte, bot sie mir an, meine Füße zu massieren. Da ihre linke Hand verkrüppelt war, blieben die Massagen so gut wie zwecklos, trotzdem ließ ich sie über mich ergehen. Wir machten dabei unsere Späße und eines war gewiß: Ihr Lachen war frei und »ebenbürtig«.

Sabi lebte in der Gewißheit, daß es ihre Aufgabe war, anderen Menschen zu dienen. Der Dienst war ihr dharma, ihre Pflicht und die Erfüllung ihres Lebenssinns. Diese Haltung gab ihr Gelassenheit, und darin war sie unverwechselbar sie selbst.

⁷ Ende 1969 berichteten die indischen Zeitungen, daß ein Kalipriester der Göttin einen vierzehnjährigen Knaben geopfert habe und dafür nach den Bestimmungen für kriminelle Tötungsdelikte bestraft worden sei.

U M A

Sie tanzt die Geschichte ihrer Seele

»... Was ist es, das dich so an deinem Tanz beglückt?«

Uma zog ihren Sari ein wenig tiefer in die Stirn, als wolle sie ihr Gesicht vor den Leuten auf dem Bahnsteig verbergen, und sagte mit einem schönen und gelösten Lächeln: »Daß man nicht nur mit dem Willen, nicht nur mit dem Geist, nicht nur mit dem Herzen betet, sondern mit seinem ganzen Sein, mit jeder Zelle seines Körpers.«

Als Uma Mitte zwanzig war, ging sie für sechs Jahre an eine berühmte Tanzschule nach Frankreich und unterrichtete dort indischen Tanz. Seit ihrer Rückkehr waren mehr als zehn Jahre vergangen. Wenn sie nun mit Europäern zusammentraf, ließ sie keine Gelegenheit aus, über ihre westlichen Erlebnisse zu »philosophieren«. Heute sagte sie beim Mittagessen: »Oft baten mich diese rührenden Amateur-Yogis, die für die indische Spiritualität schwärmt, ich solle ihnen ein Lied aus meiner Heimat vorsingen. Je länger sie mir zuhörten, um so kleiner wurden sie. Die meisten müssen gedacht haben: Ist das denn auch Musik?« Uma war nicht nur eine hervorragende Tänzerin, sie war auch eine gute Sängerin.

Manchmal mache ich ein ähnliches Experiment mit den Leuten, die Uma »Amateur-Yogis« nannte: Ich lege ihnen eine Platte mit klassischer indischer Instrumentalmusik auf, und dann, unangekündigt, eine Platte, auf der die berühmte südindische Sängerin M. S. Subbulakshmi eine Hymne auf die Göttin Menakshi singt. Kaum einer meiner Zuhörer nahm den Wechsel wahr, kaum einer konnte die Instrumentalmusik von der Vokalmusik unterscheiden. Aber auch die Instrumentalmusik klingt so fremdartig, daß sie dem unvorbereiteten Hörer zunächst die Sprache verschlägt. Uma sagte dazu etwas Ge-

scheites: »Europäer, die ein paar Bücher über unsere Weisen und Heiligen gelesen haben und seitdem Indien für ihr gelobtes Land der geistigen Erneuerung halten, sollten klassische indische Musik hören und Bharat Natyam¹ sehen. Dann würde ihnen aufgehen, daß ihr vermeintliches Verständnis für unsere Spiritualität auf einem naiven Mißverständnis beruht. Einige meiner europäischen Freunde weigerten sich, nach dem ersten Versuch, indische Musik weiter zu hören, weil sie Angst vor dieser Erkenntnis hatten. Sie scheutenvor der Mühe zurück, ihr Verständnis in die tieferen Schichten der fremden Kultur eindringen zulassen.«

Ganz gewiß sind weder Musik noch Tanz »internationale Sprachen«, wie manchmal behauptet wird. Als ich Uma fragte, worin der wesentliche Unterschied zwischen östlicher und westlicher Musik liege, sagte sie: »Unsere Musik spricht das Gefühl an. Sie ist poetisch und kontemplativ. Eure Musik ist viel intellektueller, nicht lyrisch, sondern dramatisch. Sie drückt nicht Meditation, sondern Aktivität aus. Mit anderen Worten: Der Westen macht eine mehr objektive und wir machen eine mehr subjektive Musik.« Wenige Minuten vor diesem Gespräch hatte mir ein französischer Journalist, der Umas Tanzschule besichtigen wollte, fast wörtlich das Gegenteil auseinandergesetzt. Als ich anfing, indische Musik zu hören, dachte ich ähnlich: Das Typische daran scheint die viel stärkere Objektivität zu sein.

Wenn Uma mir anfangs immer wieder zeigen wollte, wie meisterhaft die alten indischen Instrumente in der Imitation der menschlichen Stimme seien, so wagte ich ihr nicht einzustehen, daß ich genau das Gegenteil empfand. Die Vokalmusik hatte nichts Menschliches für meine Ohren. Allenfalls, fand ich, könne ein Instrument so klingen. Für mich klang das alles nach einem Gespensterkonzert, das auf dem Instrumentarium eines Zahnarztes gespielt wurde.

¹ Klassischer indischer Tanz.

Inzwischen waren zehn Jahre vergangen, und ich hatte unermüdlich klassische indische Musik gehört. Ich sah darin eine Möglichkeit, den indischen Geist besser verstehen zu können. Jetzt höre ich M. S. Subbulakshmi genauso gern Menakshi, die »niemals schlafende« Göttin preisen wie Johann Sebastian Bach die Heiligen Drei Könige. Subbulakshmi und Bach, die indische Sängerin und der europäische Tonkünstler, haben eines gemeinsam: die schöpferische Begabung. Der indische Sänger wird nicht wegen seiner hervorragenden Stimme, sondern wegen seiner musikalisch schöpferischen Intuition zum Künstler. Er »macht« die Musik selbst. Er baut eine Melodie aus dem winzigen Keim einer raga² und improvisiert sie dann. Es gibt zweiundsiebzig septatonische und etwa vierhundert daraus abgeleitete ragas. Die indische Musik ist »reine Melodie«, wie Uma sagt. Sie kennt keine harmonischen Gesetze und keine absolute Tonhöhe. Das ist wohl der Grund, warum sie uns so fremd klingt. Als ich Uma vor Jahren gestand, ihr Gesang klinge künstlich, gequetscht, nasal, mit einem Wort »unnatürlich«, erklärte sie mir: »Mit denselben Worten pflegen meine Landsleute Mozart, Schubert oder Bach zu charakterisieren.«

Uma hat mir seitdem mehrmals vorexperimentiert, wie unsere klassische Musik auf »unverbildete« indische Ohren wirke. Ein junges Mädchen, das sichtlich Mühe hatte, sein Kichern zu unterdrücken, als wir eine Platte mit Ballettmusik spielten, sagte hinterher: »Es war, als ob mein Großvater sich die Barthaare um die Zehen wickelte!« Diese Interpretation variiert ein südindisches Sprichwort, das zum Ausdruck bringt: So etwas ist ganz unmöglich!

Ich habe Uma seit Jahren immer wieder beim Singen zugehört und beim Tanzen zugesehen, und ich verdanke ihr, daß ich indische Musik und indischen Tanz liebengelernt habe, aber es war mir nicht möglich, abstraktes Verständnis dafür zu gewinnen. Das Wort, das mir sogleich einfiel, wenn ich ihr

² Tonart.

zuhörte oder zusah, hieß »artifiziell«, als Gegensatz zu spontan, natürlich.

Stundenlang sah ich sie mit ihren Schülerinnen üben, wie man es machte, daß die Iris ruckartig in die Augenwinkel sauste, oder daß der Kopf plötzlich auf der rechten und dann auf der linken Schulter zu sitzen schien, oder daß irgendein obskurer Muskel an der linken unteren Hälfte der Brust in Zuckungen geriet.

Ungezählte Stunden übte sie mit ihren jungen Tänzerinnen die hastas: einunddreißig einfache Handhaltungen und sieben- und zwanzig kombinierte.

»Was heißt ›Baum‹?, was heißt ›Mitleid‹?, was heißt ›Gespräch der Liebenden‹ ...?«

Blitzschnell formten die Hände der Mädchen, was Uma ihnen zurief. Dann begann die Feinarbeit, und es konnte Stunden dauern, bis die Hände präzise und elegant »Baum« sagen konnten.

Von Bharata-Muni, dem weisen Bharata, der zwischen dem vierten und ersten Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll, stammt das Natya-Shastra, das grundlegende Lehrbuch der Tanzkunst, nach dem alle indischen Tanzlehrer arbeiten. Bharata lehrte einhundertacht karanas, Grundhaltungen. »Erstarre Momente der Bewegung« nannte sie Uma. Wurden zwei karanas kombiniert, entstand ein matrika. Die Kombination von sechs oder acht matrikas ergab ein aghard. Im ganzen mußten die Schülerinnen zweihunddreißig aghards lernen. Eine aghard konnte also aus sechzehn karanas bestehen. Die Beschreibung eines einzigen karanas, das heißt einer einzigen tänzerischen Grundhaltung, nahm in der modernen Übertragung des klassischen Lehrtextes zuweilen eine halbe Buchseite ein. Ich würde hier eine Seite brauchen, um zum Beispiel das einfache karana »Lenker des Streitwagens« in allen Einzelheiten: Kopfhaltung, Gesichtsausdruck, Stellung der Augenbrauen usw. bis zu den Füßen hin, zu beschreiben. Das matrika »Mahakali«, die große Göttin als Zerstörer des Bösen und als

Mutter des Universums, bestand aus zwei karanas und galt als einfach. Aber Uma sagte: »Kein Fingerglied darf unkontrolliert bleiben, wenn man eine so komplexe Polarität wie Kali-Mata ausdrücken will.«

Der Eindruck des Artifiziellen, Künstlichen, nahm beklemmend überhand, wenn man eine Weile bei der Arbeit zusah. Daß aus dieser pedantischen Analytik des körperlichen Ausdrucks schließlich doch Tanz werden würde, wagte man kaum zu hoffen, und daß der Urheber dieser Ausdrucksbewegungen seine Weisheit vor mehr als zweitausend Jahren aufgeschrieben hatte – »aber damals war sie sicher schon mehrere hundert Jahre im Gebrauch« –, machte die Sache fast unheimlich. »Die Tänzerinnen-Statuetten der Ausgrabung im Industal sind vier bis fünftausend Jahre alt. Aber damals wurde vermutlich nicht Bharat-Natyam getanzt.« Wie alle Inder war Uma stolz auf das Alter der indischen Kultur. »Auf was sollten wir sonst stolz sein?«

Im Sommer, wenn die Tanzschule geschlossen war, ging Uma mit Kollegen öfter zu einem der südindischen Tempel aus dem 11. bis 13. Jahrhundert, deren Mauern mit Skulpturen der karans geschmückt waren. »Diese Skulpturen sind unser zweites Lehrbuch«, erklärte sie mir. »Sie zeigen uns, ob wir Bharata-Muni richtig interpretieren.« Der klassische Tanz ist erst seit einigen Jahrzehnten Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Forschung in Indien. Jahrhundertelang war er nur von den devadasis, den »Dienerinnen der Götter«, gepflegt worden. Sie wurden auch Tempeltänzerinnen genannt. Vor tausend Jahren waren sie Frauen aus adligen Familien. Während der letzten Jahrhunderte gerieten die devadasis in Verruf. Es waren jene Mädchen, die als vier- oder fünfjährige Kinder von ihren Familien der Gottheit geopfert, im Tempel lebten und vor Götterbildern und bei Prozessionen tanzten. Erst vor einigen Jahrzehnten hatten junge brahmanische Frauen, angeregt durch R. Tagore³, den klassischen Tanz erlernt und als Kunst-

3 Indischer Dichter und Philosoph.

gattung entwickelt. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die unterschiedlichen Tanzstile von den gurus, den Tanzmeistern der devadasis, überliefert worden.

Als ich Uma 1969 nach fast vierjähriger Pause wieder traf, hatte sich einiges in ihrem Leben geändert. Zu ihren beiden Töchtern war ein Bub gekommen. »Hast du seinetwegen die Tanzschule aufgegeben?« fragte ich sie.

»Ja und nein«, erwiderte Uma, »jedenfalls überlasse ich die Kinder jetzt weniger den Dienern als früher.«

Uma hatte gleich nach ihrer Rückkehr aus Frankreich einen Pädagogen geheiratet, der mit Leib und Seele Erzieher war und unbequeme berufliche Ideen vertrat. Er leitete ein Internat für schwererziehbare Jungen am Rand einer südindischen Stadt, und Uma hatte, neben ihrer Familie und ihrer künstlerischen Arbeit, jahrelang die Rolle der Mutter für seine Zöglinge spielen müssen. Jetzt traf ich sie in einer kleinen Stadt am Golf von Bengalen wieder. Sie hatte sich eine Dreizimmerwohnung am Meer gemietet. Die achtjährige Vita ging in die Privatschule zu katholischen Schwestern, die fünfjährige Bittika in einen Kindergarten, und der dreijährige Debu blieb zu Hause bei ihr und einem jungen, christlichen Dienerehepaar. Es dauerte ein Weilchen, bis wir eine gewisse Entfremdung überbrückt hatten. Aber dann erzählte mir Uma, sie habe »Urlaub auf unbestimmte Zeit« von ihrem Mann bekommen, weil beide erkannt hätten, daß sie sich nun mit aller Kraft ihrem sadhana⁴ widmen müsse. »Natürlich widme ich mich jetzt auch mehr meinen Kindern, aber die Zeit, die sie mir lassen, brauche ich für meine spirituellen Übungen.«

Nach unserem Gespräch sagte Uma zu mir: »Vielleicht setzt du dich bitte hier in diese Ecke, ich werde jetzt zwei Stunden tanzen.«

Sie steckte mehrere Räucherstäbchen an, holte ein Gemälde, das Krishna in der Gestalt des göttlichen Kindes Gopal darstellte,

⁴ Religiöse Übung.

und hängte es an die Wand des Raumes. Ich kannte das Bild, es stand gewöhnlich in ihrem pujaraum. Während sie in leicht geneigter Haltung vor dem Bild betete, erschien ein junges Mädchen und begann das Harmonium zu stimmen.

Ich hatte Uma in früheren Jahren öfter tanzen sehen, und ich wußte, daß immer wieder das Wunder geschah: Aus den unzähligen, verwirrenden Bruchstücken eines anatomisch zerlegten, antinatürlichen Bewegungsausdrucks wurde Tanz, wurde Kunst. Die Frage, ob man die Art und Weise dieses Ausdrucks vertraut oder fremd fand, löste sich auf. Auch wenn die Augen, die Hände, der Hals, ein Muskel hier und ein Muskel da völlig absurde Einzelbewegungen machten: Das Ganze war von einer atemberaubenden, intensiven Aussagekraft. »Ehe du wirklich tanzen kannst, mußt du alles, was du an Technik im Unterricht gelernt hast, vergessen«, hatte ich Umas Tanzmeister gelegentlich sagen hören. »Manche Leute lernen das nie, und manche brauchen Jahrzehnte dazu. Es ist keine Frage des guten Willens, sondern der geistigen Reife.«

Als ich Uma jetzt tanzen sah, in dem roten Baumwollsari, dessen untere Kante auszufransen begann, nach der kläglichen Musik, die das junge Mädchen produzierte, begriff ich blitzartig: Sie selbst hatte in der Zwischenzeit den Schritt in die geistige Reife getan, der nötig war, um »alles zu vergessen«. Sie tanzte in einer Zwiesprache der Liebe vor dem göttlichen Kind Gopal, die so intim und so leidenschaftlich war, daß ich mich meiner Anwesenheit schämte. Ich war mitten in das Geheimnis des Tanzes hineingezogen worden. Wie hätte ich fortgehen können? Auch meine Anwesenheit gehörte zu den Dingen, die Uma »vergessen« hatte.

Ich blieb zwei Wochen in der Stadt und richtete mich so ein, daß ich immer zu Umas Übungsstunden kam. Wir hatten nie Zeit, miteinander zu reden. Es war auch nicht nötig. Ich kam, setzte mich wortlos auf die Matte in der Ecke, und ich ging, wenn Uma sich vor dem Bild Gopals zur Meditation niedersetzte.

An manchen Tagen war Umas guru da. Ein zierlicher, alter Mann mit einem faserigen Bärtchen und unzähligen Falten im Gesicht. Niemals blickte er mich an, niemals sprach er mit mir. Ehe Uma zu tanzen begann, warf sie sich vor ihm auf den Boden und berührte eins seiner Knie mit der Stirn.

Uma hatte keine Tänzerinnenfigur. Sie war groß und breitknochig. Ihr Gesicht hatte wohl eine harmonische Ausgewogenheit der Proportionen, aber es war nicht schön. Nur ihre Hände hatten alle Qualitäten, die man sich von den Händen einer indischen Tänzerin erwünscht. Aber wie in Indien die stimmliche Qualität eines Sängers weit weniger wichtig ist als seine musikalisch-schöpferische Fähigkeit, so bedeutet auch die physische Schönheit einer Tänzerin wenig im Vergleich zu der künstlerischen oder besser geistigen Leistung ihres Tanzes.

Als ich Uma jetzt tanzen sah und sie im Umgang mit ihrem guru beobachten konnte, wurde mir klar, daß Tanz und sadhana für sie eins geworden waren. Es war mir früher nicht aufgefallen, daß der Tanz für sie eine gewichtige religiöse Komponente hatte. Ich verstand jetzt, was Uma meinte, als sie sagte, ihr Mann habe ihr einen zeitlich unbegrenzten Urlaub für ihr sadhana gegeben. Sie hatten beide erkannt, daß sich etwas Entscheidendes in ihr ereignet hatte. Ein spiritueller Fortschritt ist im Leben vieler Inder etwas so Reales und Wesentliches wie ein Doktorexamen bei uns. Ihr Mann hatte das Opfer der vorläufigen Trennung gebracht, um ihr die Möglichkeit zur Konzentration auf den spirituellen Weg zu geben. Beide stammten aus vornehmen, doch wenig begüterten Brahmanenfamilien. Umas Mann war weniger religiös als philosophisch und praktisch-sozial interessiert. Aber er achtete die neue religiöse Orientierung seiner Frau und unterstützte sie.

Umas tägliches sadhana begann frühmorgens um halb fünf mit Meditation und puja. Im ganzen meditierte sie vier Stunden am Tag, und tanzte ebenso lange. Nachmittags ging sie mit den Kindern ans Meer, und wenn sie gegen Abend tanzte, liefen Bittika und Debu ihr oft zwischen den Beinen herum. Es schien

sie kaum zu stören. Sie merkte es, denn sie wisch ihnen geschickt aus, und doch schien sie es nicht zu merken. Ihre Zwiesprache mit dem göttlichen Kind wurde nicht dadurch gestört.

Am Tag vor meiner Abreise sagte mir Uma, daß ihr guru für den übernächsten Monat eine Tanzveranstaltung angekündigt habe, bei der sie allein tanzen werde. Ich versprach ihr, wenn möglich, zu kommen. Sie brachte mich an die Bahn, und unterwegs erzählte sie mir, sie habe sich als Thema ihres Tanzes »die Geschichte einer Seele« gewählt, nach dem Titel des Tagebuches der Kleinen Therese (von Lisieux). »Vielleicht werde ich eine Art Tagebuch tanzen«, gestand sie mir lächelnd.

»Dein eigenes Tagebuch?« fragte ich.

»Vielleicht Seiten aus meinem eigenen Tagebuch, das ganze wäre zu unwichtig.«

Als ich in meinem Abteil saß und Uma am Fenster stand, sagte ich ihr zum ersten Mal, wie fasziniert ich von ihrem Tanz sei. »Ich habe den Eindruck, daß er dich vollkommen glücklich macht. Was ist es, das dich daran so beglückt?«

Sie zog ihren Sari ein wenig tiefer in die Stirn, als wolle sie ihr Gesicht verbergen, und sagte mit einem schönen gelösten Lächeln: »Daß man nicht nur mit dem Willen, nicht nur mit dem Herzen, nicht nur mit dem Geist betet, sondern mit seinem ganzen Sein und mit jeder Zelle seines Körpers.« Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: »Ich tanze seit sechsunddreißig Jahren, aber ich habe erst jetzt das Gefühl, daß ich tanzen kann.«

Der berühmte indische Instrumentalist Ravi Shankar sagte kürzlich in einem Interview etwas Ähnliches: »Ich habe vierzig Jahre gebraucht, um die Sitar⁵ spielen zu lernen.«

Einige Wochen später hatte ich auf der Fahrt zu Umas Tanzveranstaltung ein Erlebnis, das ich hier einflechten möchte, obwohl es den Gang meines Berichtes unterbricht. Auf dieser Fahrt lernte ich eine Muselmanin kennen. Sie kam nachts mit ihrem Mann in mein Abteil, und ich mußte ihr wohl im Halb-

⁵ Zupfinstrument.

schlaf geholfen haben, einen Platz zu finden. Als ich am nächsten Morgen erwachte, saß sie mir gegenüber. Sie beugte sich vor und küßte mir lächelnd die Hand. Ihre kindliche Direktheit und Herzlichkeit hatte einen großen Zauber. Wir plauderten, bis ich aussteigen mußte. Die beiden Eheleute waren Ende dreißig. Der Mann arbeitete in einer Shell-Vertretung. Er mußte alles übersetzen, denn seine Frau sprach kein Englisch, und ich verstand ihr Urdu⁶ nicht. Als ich sie bedauerte, weil sie keine Kinder hatten, was von Muslims besonders schmerzlich empfunden wird, griff die Frau nach der Hand des Mannes, und sie lächelten so glücklich wie ein jung verheiratetes Paar. »Wir sind deshalb nicht traurig«, übersetzte der Mann, was seine Frau sagte, »Gott schenkt uns so viel Liebe, daß er uns mit sieben Söhnen nicht glücklicher hätte machen können.« Ehe sie ausstiegen, zog die Frau einen schmalen Ring von ihrer Hand und steckte ihn an meine Linke. »Er ist nicht kostbar«, sagte sie lachend, »aber diese Legierung hält die Krankheiten von dir ab. Meine Mutter hat ihn mir geschenkt.« Seitdem trage ich ihn.

Mein Abschied von diesen liebenswerten Leutchen zog sich in die Länge. Dadurch hatte ich mich verspätet, und so fuhr ich vom Bahnhof direkt zu der Halle, in der Uma vor den Freunden eines ashrams auftreten sollte. Eine halbe Stunde vor Beginn kam ich an. Uma saß meditierend hinter der Bühne. Ich hütete mich, sie anzusprechen. Die fünfjährige Bittika schlich mit ernster Miene um ihre Mutter herum und bewachte ihre Ungestörtheit. Der guru kontrollierte die Instrumente. Es gab eine mridanga (Trommel), zwei tablas (Trommeln), eine shehnai, die unserer Oboe ähnlich ist, und eine vina. Zu Beginn des Konzertes improvisierte der guru auf der vina, dem siebensaitigen Zupfinstrument, mit dem Sarasvati, die Göttin der Künste und der Gelehrsamkeit, gewöhnlich dargestellt wird. Es ist ein sanftes, sehr expressives Instrument für Kam-

⁶ Sprache der indischen Muslims.

mermusik. In den Händen eines Meisters ist es besonders geeignet, meditative Stimmung zu erwecken.

Uma tanzte zwei Stunden lang. Ihr Tanz war eine Interpretation des Schicksals der Mirabai⁷, einer Rajputen⁸-Königstochter aus dem 16. Jahrhundert, die nach dem frühen Tod ihres Gatten heimlich aus dem Palast floh und als Bettelmönchin, dichtend und singend zum Preise Krishnas, des geliebten göttlichen Bräutigams, durch die Provinzen zog. Viele religiöse Volkslieder des Krishna-Kultes, die heute noch in Nordindien gesungen werden, sollen von Mira stammen.

Mira-Uma tanzte sich durch Armut und Einsamkeit, durch Hoffnungen und Enttäuschungen, durch kindliche Verspieltheit und Übermut, durch verzehrendes Verlangen, durch die dunkle Nacht der Seele, durch tastendes Ahnen, durch jähre Blitze des Erkennens, denen neue Zweifel und Versuchungen folgten, durch Zonen kosmischer Stille, bis in die letzte unauflösliche unio mit der Gottheit. Als der Vorhang sich schon zu schließen begann, stand plötzlich Shiva-Nataraja⁹ auf der schmalen Öffnung der Bühne. In der oberen rechten Hand hatte er die Tempeltrommel, die das Zeichen der Schöpfung war und in der linken Hand trug er das Feuer: Geburt und Tod im unendlichen Wechsel aufsteigender und untergehender Welten. Die Arme senkten sich, die untere rechte Hand des vierarmigen Gottes war in der mudra der Schutzgewährung erhoben, und seine untere linke Hand verhieß dem Gläubigen Erlösung.

Etwas von der strengen und erhabenen Ruhe des Shiva-Nataraja war noch in Umas Gesicht, als ich ein wenig später hinter die Bühne kam. Alles an ihr schien merkwürdig leer und maskenhaft, als sei ihr Körper, der einem Höheren gedient

⁷ Mira ist unter der Bezeichnung Mirabai – die Herrin Mira – bekannt.

⁸ Fürstengeschlecht aus Nordwestindien.

⁹ Shiva, König des Tanzes. Hier liegt die Vorstellung zu Grunde, daß der Gott Shiva das kosmische Geschehen »tanzt«. Das Weltgeschehen ist der Tanz des Gottes.

hatte, noch nicht bereit, sich dem Alltäglichen zu unterwerfen. Es dauerte lange, bis ihre Stimme, ihre Bewegungen und ihre Miene sich wieder mit ihrem eigenen Sein füllten.

Am nächsten Morgen fragte ich sie, warum sie zum Schluß in der karana des Shiva-Nataraja erschienen sei. Sie erklärte mir lächelnd: »Shiva ist der ista-devata meines gurus, und Uma ist der Name für eine weibliche Form Shivas.«

MARY SAVITRI

Ganz und gar der Liebe leben

»Schwester Gita übernachtet oft im Freien«, sagt Mary Savitri. »Einmal forderte sie ein Priester auf, ihr Lager im Tempel einzurichten. ›Du bist eine Tochter Gottes‹, sagte er, ›darum darfst du im Tempel wohnen.‹ Später stellte er eine Laterne an ihr Lager, die gewöhnlich vor dem Bildnis Shivas stand. Es war so hell, daß sie kaum schlafen konnte, aber durfte sie ihn kränken? Er wollte ihr doch eine besondere Ehre erweisen?«

Es muß vor Beginn der Regenzeit gewesen sein. Dr. Khan war zu meinen Gastgebern gerufen worden, weil ihr dreizehnjähriger Küchenjunge in einem plötzlichen Tobsuchtsanfall mit dem Kopf gegen die Hauswand gerast war und sich verletzt hatte. Niemand wußte, was in ihn gefahren sein mochte. Er war ein gutmütiger, fleißiger Junge, der meine Freunde mehr liebte als seine eigenen Eltern. Als wir den Arzt fragten, was wohl die Ursache der Raserei war, deutete er müde zum gelbgrau flimmernden Himmel: »Die Hitze!«

Sie war in der Tat mörderisch. Man hatte das Gefühl, daß jede Zelle des Körpers glühte, nicht in einem reinigenden Feuer, sondern in einem giftig-fiebrigem Schwelen. Sogar bei geschlossenen Fenstern spürte man den gelben, übelriechenden Staub, der die Luft über der Stadt verpestete und sich auf der schweißnassen Haut zu einem schmierigen Brei verwandelte. Während Dr. Khan den Jungen untersuchte, kam ein Anruf aus seiner Praxis: In Dh. brenne es. Mehrere hundert Menschen mit Brandwunden würden auf den Arzt warten.

Dr. Khan war ein frommer Muslim und ein vornehmer alter Herr. Aber als er den Hörer auflegte, fluchte er wie ein zorniger Kameltreiber. Als ich dann neben ihm in dem klappigen

Vorkriegsfiat saß, fiel mir auf, wie erschöpft seine Bewegungen waren, und ich schämte mich, daß ich ihn aus purer Neugier gebeten hatte, mich mitzunehmen.

Seit Monaten hatten wir verabredet, daß ich ihn einmal nach Dh. begleiten sollte. Er arbeitete dort ein bis zweimal in der Woche in einer dispensery¹, die von den Marys unterhalten wurde. Die Marys sind eine religiöse Gemeinschaft, deren Mitglieder nach Kräften zu helfen versuchen, wo Not und Elend herrscht.

Je näher wir kamen, um so atembeklemmender wurde die beizende Schärfe der Rauchwolken. Sie mischte sich mit dem Latrinengestank, der aus dem morastigen Grund unter den Pfahlbauhütten aufstieg.

Während wir an einem Bahnübergang warteten, erzählte Dr. Khan: »Es hat hier schon oft gebrannt. Dieser Slum ist wie ein unaufhaltsam wachsendes Geschwür. Der Boden gehört Privatleuten. Wenn sie ihr Land brauchen, müssen sie zur Selbsthilfe greifen, von den Behörden können sie keine Unterstützung erwarten. Meistens wagt sich nicht einmal die Polizei in das Innere dieses Elendsdschungels: Tausende von Verzweifelten sind eine unberechenbare Macht. Aber wenn heimlich Feuer gelegt wird, so gibt es eine gewaltsame Sanierung. Wer will die Brandstiftung beweisen? Ein paar hundert Hütten brennen ab, ehe die Flammen unter Kontrolle kommen. Dann ist das Land für kurze Zeit frei. Baut man sofort einen starken Zaun und beginnt mit den Ausschachtungsarbeiten, hat man die Chance, seinen Grund und Boden zurückzuerobern.«

Was mich an diesem Morgen in Dh. erwartete, erinnerte mich an die Bombennächte des Krieges. Ich roch den Gestank äußersten Elends. Es füllte mir den Mund mit Verwesungsgeschmack, die Ohren mit Geschrei und Stöhnen und die Augen mit den Bildern gespenstischer Angsträume. Mitten in den düsteren Visionen zog ein scharfes Weiß meinen Blick auf sich:

¹ Apotheke, in der auch Behandlungen vorgenommen werden.

der weiße Sari einer jungen Frau. Sie bückte sich über einen alten Mann, der ihr beide Hände entgegenstreckte. Er war fast nackt, hatte ausgemergelte Arme und einen aufgedunsenen Leib. Sein Hals war faltig und dürr, sein Haar grau und verfilzt. Auf seine Handrücken und Unterarme fiel weißer Puder aus der Dose in Mary Savitris Hand. Sie hob den Kopf und lächelte in das eingefallene Gesicht des alten Mannes.

Wie viele Männer, Frauen und Kinder an diesem Tag geduldig vor der dispensery der Marys warteten, bis ihre Wunden versorgt wurden, weiß ich nicht; vielleicht waren es hundert, vielleicht zweihundert. Neben Dr. Khan half noch ein jüngerer Arzt aus der Nachbarschaft mit, ein Hindu mit einem ockerfarbenen Mal aus Sandelholzpaste auf der Stirn. Es ließ erkennen, daß er frühmorgens in einem Tempel gebetet hatte.

Die Ärzte arbeiteten schnell, man sah, daß sie gut mit den Marys eingespielt waren. Manchmal durfte ich mit einer Handreichung helfen. Als die Schlange der Wartenden aufgearbeitet war, gingen die Ärzte mit den Marys zu den Schwerkranken. Ich sah mich indes in den zwei Hütten um, die zur Station gehörten. Sie unterschieden sich von den meisten übrigen Behausungen in dieser Gegend nur durch ihre peinliche Sauberkeit. Eine der Hütten hatten die Marys als Schule für Kinder und Erwachsene eingerichtet. In der anderen Hütte war ihr Schlafzimmer, die dispensery und die Küche, in der für Schulkinder und für Kranke gekocht wurde.

Als ich zwei Wochen später wieder zu den Marys kam, hatte die Regenzeit begonnen. Nur in einem einzigen Raum regnete es nicht durch. Die Decke war mit großen Bogen Zellophanpapier abgedichtet. Neun Monate lang ist ein Eimer Wasser im Slum eine Kostbarkeit. Während der drei restlichen Monate des Jahres stürzt das Wasser in so mörderischen Mengen aus den Wolken, daß man sich kaum retten kann.

Als ich in die »trockene Hütte« trat, übte Mary Savitri Kopfrechnen mit ein paar Kindern, die dicht zusammengepercht unter dem Zellophandach saßen, dabei schaukelte sie

einen schreienden Säugling auf den Armen. Drei Kinder blieben, nachdem sie die übrigen heimgeschickt hatte. »Das sind unsere eigenen Kinder«, sagte sie, »Peter ist drei Jahre und lebt seit zwei Jahren bei uns, weil seine Eltern leprakrank sind und die Ansteckungsgefahr zu groß ist. Margret ist vier. Wir fanden sie eines Morgens als winziges Bündel vor unserer Tür, und Veenas Mutter ist bei der Geburt gestorben. Ihr Vater hat sie zu uns gebracht, ehe er in sein Dorf zurückgegangen ist.« Veena war das Baby, das Mary Savitri auf den Armen trug, es war inzwischen eingeschlafen.

Während wir uns unterhielten, sprangen Peter und Margret abwechselnd hinaus in den Regen und umarmten mich gleich darauf wieder begeistert. Ich war bald so naß und so gut gelaunt wie sie. Später machte Peter ein Schläfchen in meinem Schoß, Margret baute in einer Ecke Türme aus Garnrollen, und Mary Savitri bereitete das Abendessen vor. Sie war sehr zierlich, und in der Küchenschürze sah sie aus wie ein Kind, das »Mutter« spielt, aber ihr Gesicht besaß die Klugheit eines alten Menschen, der aus seinen Erfahrungen gelernt hat. Wenn sie lachte, und das geschah oft, »stimmte« alles: dann war sie dreißig Jahre alt und so glücklich, wie eine Mutter glücklich sein konnte über ihre drei Kinder und die große Familie, für die sie zu sorgen hatte. Abends erwartete sie ihre Gefährtinnen, die zu einer Schulung in Andheri waren. »Vielleicht bin ich auch erst zweißig Jahre alt«, sagte Mary Savitri, »ich habe eine ähnliche Vorgeschichte wie Margret.« Seitdem ich sie kenne, hat sie dieser Bemerkung über ihre eigene Herkunft niemals etwas hinzugefügt, und ich versuche auch nicht, mehr darüber zu erfahren. Ich weiß nur, daß sie als Findelkind in St. Catherine's Home aufgewachsen ist. Spricht sie von ihrer Mutter, meint sie Schwester A. H.², die Begründerin und Le-

² Schwester A. H. ist eine Deutsche, die seit 1932 in unermüdlichem Dienst für die Armen Indiens lebt. Vor mehr als dreißig Jahren hat sie das Kinderheim St. Catherine's Home in Andheri, einem Vorort von Bombay, gegründet. Heute leben dort neuhundert Waisenkinder.

terin von St. Catherine's Home in Andheri.

Inzwischen kannte ich Mary Savitri fünf Jahre. Eines Tages, als wir auf einer heißen Bahnfahrt durch Gujerat in einem überfüllten Dritter-Klasse-Abteil eingepfercht saßen, erzählte sie mir die Entstehungsgeschichte der Marys.

»Sieben der älteren Mädchen, die in St. Catherine's Home aufgewachsen waren, beschlossen heimlich, daß sie ihr Leben in dienender Nächstenliebe verbringen wollten. Solange sie zurückdenken konnten, hatten sie von der Liebe unserer Mutter A. H. und der anderen Nonnen gelebt. Diesem Beispiel wollten sie folgen. Eines Abends schrieben sie eine Schenkungsurkunde. Das Dokument hatte nur einen Satz: ›Wir wollen ganz und gar für die Liebe leben.‹ Alle sieben Mädchen und unsere Mutter A. H., die von ihnen eingeweiht wurde, unterschrieben das Gelöbnis.«

Mary Savitris Gesicht strahlte. »Wissen Sie, was die Mädchen mit der Urkunde machten? Sie legten sie heimlich unter das Altartuch in der Kapelle und als am nächsten Morgen dort Wein und Brot in Leib und Blut des Herren verwandelt wurde, fühlten sie mit aller Gewißheit, daß ihre Zueignung angenommen war³.« Das Versprechen wurde eingelöst. Nach einigen Jahren waren sie eine anerkannte Kommunität, die ständig größer wurde.

Ihr örtliches Zentrum wurde im Gelände des Kinderheimes errichtet. Bewußt nannten sie es nicht ihr Mutterhaus, sondern Shraddha Vihar, auf Deutsch: »Ort der Gott hingegaben Liebe.« Die jungen Marys erhalten eine mehrjährige Ausbildung. Dann werden sie dorthin geschickt, wo der Kampf gegen das Elend am nötigsten ist.

Mary Savitri war als Krankenschwester ausgebildet worden.

³ Die Gemeinschaft der Marys ist nie in einem formalen Sinne »gegründet« worden. Sie hat sich entwickelt. Die Marys sind weder Nonnen, noch leben sie im Kloster. Sie wohnen jeweils dort, wo sie gebraucht werden, zusammen mit denen, für die sie sich einsetzen. Die Liebe zu Christus ist das Zentrum ihrer vielseitigen Dynamik.

Von Dh. aus kam sie nach B. in die Siedlung der Leprakranken. Ich habe sie dort nie besucht, obwohl ich es ihr versprochen hatte. Der Anblick der Menschen mit den abgefaulten Händen und Füßen, den zerfressenen Nasen und Ohren, den bluttriefenden Augen, den stinkenden Körpern, an denen die Verwesung nagt, bereitet mir ein solches Entsetzen, daß ich nicht den Mut habe, in ihr Dorf zu gehen. Ich frage mich, wie die Marys mit ihnen leben können, und was Mary Savitri fühlt, wenn sie ihre schrecklichen Wunden behandelt ...

Als wir uns gelegentlich in Bombay trafen, bemerkte ich, daß sie sich von jedem leprakranken Bettler angezogen fühlte. Am liebsten hätte sie mit jedem ein Gespräch angefangen. Auch während der Bahnfahrt durch Gujerat erzählte sie mir stundenlang von ihren leprakranken Schützlingen, von der kleinen Schule, die die Marys für die kranken Kinder eingerichtet hatten, von Heilerfolgen und Mißerfolgen. Mit zwei anderen Marys war sie in das Dorf gekommen, nachdem die Leprakranken eine Hütte für sie gebaut hatten. »Sie hatten von uns gehört, und eines Tages sprachen uns zwei Männer aus der Siedlung an, als wir das Kinderheim verließen. Sie baten uns zu ihnen zu kommen. ›Wer kümmert sich schon um uns? Niemand‹, sagten sie. ›Wenn ihr wenigstens versuchen würdet, uns zu helfen.‹

›Aber wo sollen wir wohnen?‹ fragten wir sie, ›wir können doch nicht unter einem Baum hausen.‹

›Wir bauen euch eine Hütte.‹

›Womit? Wir haben kein Holz und auch kein Geld, welches zu kaufen.‹

›Das laßt unsere Sorge sein,‹ sagten die beiden Männer, ›wir stehlen alles, was wir für eure Hütte brauchen.‹«

Als ich Mary Savitri fragte, ob sie nun wirklich zwischen gestohlenen Wänden wohne, hob sie lachend die Schultern. »Wir haben nicht alles verstanden, was die beiden Männer uns sagten. Eines Tages war die Hütte fertig, und wir zogen ein. Woher das Bauholz kam, wußten wir nicht. Aber das erzählen

Sie wohl besser nur ganz vertrauenswürdigen Leuten weiter.«

Wie die Stadt hieß, in der wir ausstiegen, habe ich vergessen. Wir übernachteten in einer Schwesternstation, die von dem Orden unterhalten wurde, dessen Provinzialoberin Mutter A. H. war. Sie war zufällig für eine Nacht anwesend. Die Schwesternstation war ein verwohntes, ärmliches, kleines Haus, das fünf Nonnen und ein Dutzend junger Mädchen beherbergte. Die Mädchen besuchten in der Stadt eine Schule.

Es war spät abends, als wir ankamen. Die Mädchen hatten ihre Strohmatten auf dem löchrigen Zement im Erdgeschoß ausgebreitet und schliefen in ihre Decken gerollt. Im ersten Stock brannte noch Licht. Es fiel durch breite Ritzen auf die Schläferinnen herab. »Ihr habt es gut«, sagte Mary Savitri zu einer Schwester, »durch die Ritzen könnt ihr immer mit dem Erdgeschoß telefonieren, und müßt nicht jedesmal die Treppe benutzen.«

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren die Betten der Schwestern schon leer. Eine Zeitlang blinzelte ich verschlafen durch das Moskitonetz in das grelle Tageslicht, während ich einer Stimme aus dem Nachbarraum lauschte. Ich verstand nicht, was die Stimme sagte, aber ich fühlte, daß ich Zeuge eines Gespräches wurde, das völlig entspannt, dabei höchst intensiv, eindringlich-liebevoll, heiter und ernst mit einem Partner geführt wurde, dessen Antworten ich nicht hören konnte. Das Gespräch hatte lange Pausen. Allmählich faszinierte es mich so, daß ich schnell in meine Kleidung schlüpfte und auf den Flur hinaustrat. Durch eine offene Tür fiel mein Blick in den Andachtsraum. Die Schwestern saßen in sich versunken auf einer Matte am Boden, Mutter A. H. unter ihnen. Ihre Stimme führte die kleine Gemeinde durch eine Meditation, die wie ein Morgenspaziergang zwischen Wiesen und Feldern war; wie ein halblautes Gespräch mit dem unsichtbaren Weggefährten, ihrem geliebten Herrn.

Als die Beterin sich zum Kreuz hin verneigte und mit der Stirn den Boden berührte, ging ich leise zurück in mein Zim-

mer. Während ich das Bad nahm, hörte ich dieselbe Stimme, aber nicht mehr in sich gekehrt und andächtig, sondern lebhaft, herausfordernd, von anderen Stimmen unterbrochen und manchmal in lautem Gelächter untergehend.

Mutter A. H. war schon abgereist, als ich zum Frühstück kam. Später fuhren wir stundelang im Jeep über Land und Mary Savitri erzählte mir, was die Schwestern am Morgen so lebhaft besprochen hatten. Eine ältere Schwester, die täglich in die abgelegenen Dörfer fuhr, um Kranke zu versorgen und bei komplizierten Geburten zu helfen, hatte ein seltsames Erlebnis gehabt: Sie übernachte oft im Freien, sagte Mary Savitri, aber in einem Dorf hatte der Priester sie gebeten, ihr Lager im Tempel aufzuschlagen. Natürlich kam sie sich komisch dabei vor, aber es goß in Strömen, und der Tempel hatte ein festes Dach. »Du bist eine Tochter Gottes«, hatte der Priester zu ihr gesagt, »darum darfst du im Tempel wohnen.« Später stellte er eine Laterne vor ihr Lager, die sonst vor dem Bildnis Shivas stand. Schwester Gita sagte: »Es war viel zu hell, ich konnte kaum schlafen, aber sollte ich ihn kränken? Er wollte mir doch eine besondere Ehre erweisen.«

»Darüber habt ihr also heute morgen gestritten?«

»Nicht gestritten, wir haben darüber debattiert, ob Schwester Gita sich richtig verhalten hat oder nicht. Zwei von uns meinten, sie hätte doch besser einen Vorwand finden sollen, nicht in dem Tempel zu übernachten.«

»Und was hat Mary Savitri gemeint?«

»Ich war eine der beiden«, antwortete meine Reisegefährtin, während sie mich halb lachend, halb skeptisch von der Seite betrachtete.

»Und Mutter A. H.?«

»Sie war anderer Meinung: ›Wenn dieser Mann erkannt hat, daß Schwester Gita eine Tochter Gottes ist, so hat er die Wahrheit erkannt, und er hat ihr den Tempel aus Liebe zu Gott und seinen Kindern angeboten. Es wäre schlimm, wenn wir ihn enttäuscht hätten!‹«

»Ich glaube, Mutter A. H. hatte recht«, sagte Mary Savitri, nachdem wir eine Weile geschwiegen hatten. »Aber es ist nicht einfach, umdenken zu lernen. Mutter A. H. sagte: ›Ihr gebt euch nicht genug Mühe, die Seele und den Geist eures eigenen Volkes zu verstehen. Lernt die Sprache der Leute, denen ihr helfen wollt. Daß ihr Englisch könnt, ist nicht genug. Lernt die Menschen auch in ihren religiösen Vorstellungen und Praktiken zu begreifen. Wie soll der Geist Christi in diesem Land heimisch werden, wenn ihr seine Kultur nach den Maßstäben bewertet, die sich in einem anderen, fremden Erdteil entwickelt haben.««

Ich habe öfter mit indischen Christen über diese Frage gesprochen und gesehen, wie schwierig es ist, das Christentum im Indischen zu integrieren. Seit Generationen haben unsere Missionare ihnen die Überzeugung eingepflanzt, daß das Abendländisch-Christliche gegenüber dem Indischen die ungleich höhere Kulturstufe darstelle. Als verständliche, aber nicht minder betrübliche Reaktion auf die jahrhundertelange europäisch-christliche Fremdherrschaft finden chauvinistische Tendenzen der Hindu-Orthodoxie zur Zeit viele Anhänger. Diese Entwicklung macht es den Christen noch schwerer, sich von den alten Überlegenheitsansprüchen zu lösen. Mary Savitri wiederholte mir, was ihre Ordensoberin über den Wandlungsprozeß gesagt hatte, der sich bei den indischen Christen vollziehen muß, seitdem das Christentum nicht mehr die Religion der Kolonialherren ist: »Der Christkönig muß in uns zum leidenden und dienenden Gottesknecht werden.«

Ich begleitete Mary Savitri nach Z., dort sollte sie vorübergehend eine erkrankte Schwester vertreten. Z. lag mitten im Dschungel. Es gab dort ein kleines Hospital mit einer dispensery und eine Schule, die ein paar Kinder aufgenommen hatte. Alles, was die Schule den Kindern bieten konnte, war eine einfache Verpflegung und ein Platz, wo sie nachts ihre Strohmatten ausrollen konnten. Auf der Station wohnte ein baskischer Jesuitenpater. Er war gelernter Landwirt und beriet die

Bauern in den umliegenden Dörfern. In Zeiten der Hungersnot wurden von hier aus Lebensmittel und Saatgut ausgeteilt.

Das Land, das zur Station gehörte, war von einem reichen Hindu-Geldverleiher gestiftet worden. Am vierten Tag meines Aufenthaltes kam er in seinem großen Wagen angefahren und stolzierte mit durchgedrücktem Kreuz und erhobener Nase umher. Das Land habe er »for moksha⁴ gestiftet, wie er sich unverblümmt ausdrückte. Er wolle damit eine Anzahlung auf seine Erlösung leisten. Weder die Schwestern noch der Pater haben jemals im Gespräch mit mir ein Wort über diese Dinge verloren, sie waren dankbar, daß sie das Land bekommen hatten. Aber als ich Mary Savitri beobachtete, während der Gönner in dem Gemüsegärtchen herumstolzierte, hatte ich den Eindruck, daß sie sich ihre eigenen Gedanken machte. Ihr hübsches, intelligentes Gesicht sah skeptisch aus.

»Ist er nicht großartig?« fragte ich sie scheinheilig, als er an uns vorüberging. Sie warf mir einen irritierten Blick zu, dann drehte sie sich lachend nach der anderen Seite um. Am Abend beobachtete ich, wie die Schwestern auf der Veranda standen und die Köpfe zusammensteckten. Plötzlich löste Mary Savitri sich aus der Gruppe und stolzierte mit durchgedrücktem Kreuz und erhobener Nase vor ihrem dankbar kichernden Publikum auf und ab.

Es war schon dunkel, als an das Fenster des kleinen Eßzimmers geklopft wurde. Ich war gerade mit meinem Tagebuch beschäftigt. Mary Savitri kam aus der dispensery, nahm meine Petroleumlampe und öffnete die Tür. Auf der Treppe stand ein alter Mann, der sich tief vor ihr verneigte, wobei er ihre Schuhe mit der rechten Hand berührte. Dann zog er ein Päckchen aus seinem hohen, roten Turban und streckte es der Mary entgegen. Seine Hände und seine nackten Füße waren so abgezehrt wie sein langer, faltiger Hals. Er hatte das hohlwangige, großäugige Gesicht der alten Leute, die in jedem Jahrzehnt

⁴ moksha: Erlösung.

mindestens einmal die unmittelbare Bedrohung durch den Hungertod überlebt haben. Während Mary Savitri das Päckchen aus dem Zeitungspapier wickelte, stand er mit hängenden Schultern in der demütigen Haltung vor ihr, die diesen Menschen zur Natur geworden ist. Das Päckchen enthielt eine kleine Tasche aus ungegerbtem Leder, die prall mit Hundert-Rupienscheinen gefüllt war.

Mary Savitri sah den alten Mann überrascht an. »Wem gehört das Geld?« fragte sie. Der Mann antwortete mit einer umständlichen Geschichte. Es gehöre ihm, sagte er, aber es gehöre ihm nicht richtig, er habe es nur gefunden und für ein paar Stunden zu sich genommen. Eigentlich gehöre es Gott, aber von Gott sei es dem jungen Bruder gegeben worden, von dem die Leute in den Dörfern Saatgetreide bekommen hätten. »In dem Sommer, in dem der Regen so spät kam, daß alle Leute ihr Saatgut essen mußten, weil sie sonst verhungert wären. Du weißt doch, in dem Jahr, in dem wir anfingen das gelbe Gras zu essen und die Baumrinde unter das Mehl mischten.«

Es dauerte eine Weile, bis wir verstanden, daß der alte Mann von unserem Pater sprach. Der Pater war am Mittag mit seinem Jeep in die Stadt gefahren, um zur Bank zu gehen, und er war noch nicht zurückgekommen. Das war nichts Ungewöhnliches, weil er manchmal in einem der Dörfer übernachtete. Wir reimten uns zusammen, daß er den Geldbeutel unterwegs verloren haben mußte. So sei es nicht, sagte der alte Mann. Verloren habe ihn der Gehilfe des Paters, als er für ein Weilchen mit dem Gepäck allein gelassen wurde, weil Pater F. ein verletztes Kind unter einem Büffelkarren hervorgezogen und zum Arzt getragen habe.

»Wo hast du das Geld gefunden?« fragte Mary Savitri den Alten.

»Vor dem Geschäft des Gewürzhändlers Lal, zwischen den Säcken.«

»Aber wie kamst du auf den Gedanken, daß es Pater F. gehört?«

Der alte Mann schüttelte sein rotes Turbantuch aus und schlängelte es bedächtig um den Kopf: »Ich habe einmal vor vielen Monaten auf der Post gestanden, als der Pater Geld einzahlte. Da sah ich seine Geldtasche. Solche Taschen gibt es hier nicht. Und heute mittag habe ich beobachtet, wie euer Bruder diese Tasche dem Gehilfen zuwarf, um das Kind unter dem Wagen hervorzuziehen. Das war dicht vor dem Laden des Gewürzhändlers.«

Der Mann hatte fast fünf Stunden für den Weg von der Stadt bis zur Station gebraucht. Als Pater F. kurz vor Mitternacht heimkam, lag der Alte auf dem Fußboden der Veranda und schlief. Von dem Geld, das Joseph verloren hatte, fehlte nichts.

In dieser Nacht schoben wir unsere Betten auf die Veranda. Sie war klein, und wir rückten die Betten so zurecht, daß der alte Mann zwischen Mary Savitris und meinem Bett liegen konnte, ohne daß wir uns gegenseitig störten. Als ich schon schlief, war Mary Savitri noch damit beschäftigt, ein Bündel aus Kleidern und Lebensmitteln zusammenzupacken. Ich erwachte noch einmal, weil sie an mein Bett stieß. Sie legte das Bündel zu Füßen des alten Mannes nieder und betrachtete ihn eine Weile. Plötzlich sah ich, wie sie sich schnell bückte und seine Füße mit beiden Händen berührte. Während sie das Moskitonetz unter die Matratze steckte, sagte sie: »Was meinen Sie wohl, woher er weiß, daß wir das Geld von Gott haben?«

DINA

Synkretistisch in der Mode und in der Religion

Es dauerte einige Zeit, bis ich mich daran gewöhnen konnte, daß Dina indische und englische Tage hatte. Anfangs kam sie mir bei jedem Wechsel verkleidet vor ... Dina war im Sari und im letzten Pariser New Look gleich elegant ...

»Merkwürdig, Sie sind Parsin, Ihr Mann ist Hindu, Ihre Kinder erziehen Sie zu Humanisten, und Ihr geistlicher Ratgeber ist ein Muslim!«

»Ja, aber das ist typisch indisch... Im Grunde glauben wir alle an eine höchste göttliche Realität, zu der es so viele verschiedene Wege gibt wie Seelen.«

Ich hatte mich verirrt. Wie sich nachher herausstellte, lag der Palphof in der entgegengesetzten Richtung. Die Wassermassen, die der Monsun über mich schüttete, ließen Erinnerungen an Geschichten in mir auftauchen, in denen behauptet wird, daß dieser Regen manchmal Menschen erschlage.

Der Mercedes hielt so dicht neben mir, daß er mich streifte. Ich sah eine reichberingte Hand die vordere Tür öffnen und gebieterisch auf den Sitz deuten. Nachdem ich mich dort niedergelassen hatte, startete der Wagen unter Geräuschen, die einer Dampflokomotive Ehre gemacht hätten. Die Dame am Steuer würdigte mich keines Blickes. Sie konzentrierte sich auf ihren Slalom zwischen den Schlaglöchern hindurch, in denen das Wasser »100 Meter tief stand«. So jedenfalls berichtete sie es später ihrem Gatten, als wir am Abendbrottisch saßen.

Ich hatte mich kaum in dem heimatlichen Mercedes, Baujahr 1938, zurechtgesetzt, als er abermals stoppte. Die beringte Hand griff nach hinten, öffnete die Tür, und ein triefendes Wesen im Sari schlüpfte auf den Rücksitz. Im selben Augenblick schossen fünf Kinder auf den Wagen zu, weiß der liebe

Himmel, woher sie so plötzlich aufgetaucht waren, und drängten sich neben die Frau auf den plastikbezogenen Sitz. Der Motor heulte auf. »Sweet old lady« startete unverdrossen und hielt erst wieder am Bahnhof. Sweet old lady war der Name, den Dinas Familie dem Mercedes gegeben hatte, als sie ihn vor vierzehn Jahren kaufte. »Im Monsun benimmt sie sich zuverlässig wie ein Nilpferd«, sagte Dina voller Anerkennung.

Am Bahnhof Poona entquoll die kinderreiche Mutter dem Vehikel. In das Platschen des Regens hineinbrüllend, hatten die Dame am Steuer und ich vereinbart, daß ich mit ihr nach Bombay zurückfahren würde, sobald der Regen etwas nachließe. Bis dahin wollten wir bei einem ihrer Freunde Unterschlupf suchen. Der Freund wohnte in einer Armeleutegegend. Meine Wohltäterin lief vor mir her durch dunkle und muffig riechende Hauseingänge bis in eine Tischlerwerkstatt, in der eine Motorsäge kreischte. Unter einer Treppe war ein Kuh angebunden. Dina versetzte ihr im Vorbeigehen einen zärtlichen Klaps. Die Treppe war steil, geländerlos und dunkel. Sie führte in ein dämmriges Zimmer, in dessen Mitte ein hochherrschaftliches Sofa stand, das vermutlich doppelt so alt war wie Sweet old lady, auf jeden Fall war es dreimal so gebrechlich. Außerdem gab es einen Tisch, auf dem einige Dutzend Fläschchen standen, und ein Regal mit Büchern. Auf einer Matte am Fenster saß ein älterer Mann und rauchte eine Waserpfeife. Er trug ein bräunliches Nachthemd, das bis zum Boden reichte.

Niemals habe ich einen Menschen mit so unwiderstehlichem Charme schielen sehen wie diesen stoppelbärtigen swami. Dina erzählte mir später, daß er aus einer millionenschweren Jain-Familie stamme und seit Jahrzehnten fast wie ein Bettler lebe. »Alles was er besitzt, ist eine Kuh, eine einfache Destillationsanlage und ein paar Geräte, mit denen er seine Medizinen herstellt.«

Der swami begrüßte Dina mit einem vergnügten Schrei. Nachdem sie seine Füße berührt hatte, berührte er die ihren.

Dann verneigte er sich vor mir. Während er zwei kleine Strohmatten hinter einem Regal hervorzog, sagte er lachend und in akzentfreiem Englisch: »Setzt euch, Kinder, nett, daß ihr ein Bad genommen habt, ehe ihr my Holyness besucht. Dina, hast du Lust auf meine Wasserpfeife? Dann nimm sie dir, ehe sie ausgeht. Ich hole euch einen Becher Milch.«

Der swami war schon auf der Treppe verschwunden, ehe ich ihm hätte sagen können, daß ich mir aus Milch nichts mache. »Wovon lebt er?« fragte ich Dina, die vergeblich versuchte, die Wasserpfeife in Gang zu halten.

»Leute mit Geld bezahlen manchmal seine Medikamente. Aber das erlaubt er nur, wenn er keinen paissa mehr hat. Außerdem bringen ihm wohlhabende Freunde Reis, Gewürze, Obst und Gemüse. Milch hat er von seiner Kuh, und das Zimmer kostet ihn nichts.«

»Und seine reiche Familie gibt keinen Zuschuß für seinen Unterhalt?«

»Seine Geschwister würden ihn gern versorgen, aber er nimmt von ihnen nichts an.«

Als der swami mit den Bechern voll heißer Milch kam, hatte Dina mir inzwischen in Stichworten ihre Biographie mitgeteilt. Sie stammte aus einer Parsi-Familie und war mit einem bengalischen Brahmanen verheiratet. Ihr Mann unterrichtete Sanskrit an einem College. Sie selbst war Lehrerin für basic education¹ an einer Internatsschule. »Wir haben dreizehnjährige Zwillinge, ein Pärchen.«

»Später wird Dina ihre Kinder zu mir bringen«, sagte der swami. »Ich bin ein wunderbarer guru. Ich werde Ihnen klarmachen, daß die Religionen Unsinn sind. Alle Riten der Welt haben die Priester erfunden, weil es bequemer ist, den Menschen frommes Theater vorzuspielen, anstatt sie wirklich zu lieben. Was meinst du dazu, Dina?«

Dina nickte lächelnd über den Rand ihres Tonbechers hin-

¹ Grundschulerziehung.

weg. Im Stillen bewunderte ich ihre schönen, dunklen und klugen Augen.

»Und was ist Ihre Meinung?«

Der schielende Blick musterte mich mit Wohlwollen.

»Liebe ist mehr wert als irgendein Ritus«, stimmte ich ihm bei, »aber ich kenne auch Menschen, die ich verehre, obwohl sie Anhänger bestimmter Religionen sind.«

»Das freut mich. Ich übrigens auch. Aber leider ist es nicht die Regel, daß solche Menschen verehrungswürdig sind. Gewöhnlich sündigen sie gegen die Liebe, indem sie auf Andersgläubige hinunterblicken.«

Nachdem wir unsere Becher geleert hatten, saßen wir noch eine Weile schweigend beisammen. Ich hatte nicht den Eindruck, daß Dina oder der swami zu meditieren versuchten. Manchmal nickten sie einander zu und lächelten mich an. Manchmal sahen sie sich in dem Zimmer um oder blickten ruhig vor sich hin. Gelegentlich machte der swami leise wiegende Bewegungen mit dem Oberkörper, als folge er im Geist dem Rhythmus einer Melodie. Eine gute Atmosphäre voller Heiterkeit und Güte hüllte uns ein.

Als Dina aufstand, erhob sich auch der swami. Er streckte mir beide Hände hin und sagte: »Kommen Sie doch zum Mittagessen zu mir. Morgen oder übermorgen, wie es Ihnen paßt. Ich kuche für Sie.«

»Swamiji² ist ein erstklassiger Koch«, versicherte Dina. Ich verstand durchaus, daß er mir ein prononziert anti-orthodoxes Angebot machte, und ich hätte es nur zu gern angenommen, aber ich mußte zurück nach Bombay.

Einige Wochen später hatte ich mich mit Dina vor ihrem Schulgebäude verabredet. Sie wollte mich in das Institut mitnehmen, in dem sie zweimal wöchentlich am Nachmittag junge Mädchen in englischer Sprache unterrichtete. Es war ein privates Wohlfahrtsinstitut, das von einem reichen Parsen ge-

² swami-ji, die Silbe ji drückt besondere Verehrung aus.

stiftet worden war und weitgehend von ehrenamtlichen Mitarbeitern unterhalten wurde. Junge Mädchen aus ärmeren Parsifamilien konnten dort eine vielseitige, berufliche Ausbildung bekommen. Außerdem hatte das Institut Einnahmen aus einer chemischen Reinigung, einer Näherei und einer berühmten Zuckerbäckerei.

Wir hatten uns für drei Uhr verabredet. Ich setzte mich auf einen schattigen Treppenabsatz des gegenüberliegenden Hauses und beobachtete das Schultor. Nach zehn Minuten begann ich mich zu ärgern: Typisch! Wann wäre jemals ein Inder pünktlich! Sie haben ein Loch, wo bei uns das Zeitgefühl sitzt, and so on.

Drüben, in dem schmalen Schatten, den das Dach des Schulgebäudes warf, ging eine andere Europäerin auf und ab. Vermutlich hegte sie ähnliche Gedanken wie ich. Ich sah sie in die Sonne hinaustreten und ihre Armbanduhr mit der Uhr im Giebel des Hauses vergleichen. Ich erhob mich entschlossen, das nächste Taxi anzuhalten und nach Hause zu fahren. Während ich mich dem Fahrdamm näherte, hörte ich Dina nach mir rufen. Ich fuhr herum und starrte in das Gesicht der Europäerin, die hinter mir hergelaufen war.

Es dauerte einige Zeit, bis ich mich daran gewöhnen konnte, daß Dina indische und englische Tage hatte. Anfangs kam sie mir bei jedem Wechsel verkleidet vor, und ich fragte mich, was sie wirklich sei. Schließlich beunruhigte mich die Frage nicht länger. Dina war im Sari und im letzten Pariser Look gleich elegant. Wenn sie den Sari trug, hatte sie glattes, in der Mitte gescheiteltes Haar, einen schönen Knoten, den runden, roten tilak der konservativen Hindu-Ehefrau in der Mitte der Stirn, einen kleinen Brillanten über dem linken Nasenflügel, Ohrringe und die vorgeschriebene Zahl der Armreifen an jedem Handgelenk. An ihren western days war das Haar halblang und gewellt, ein dezentter Goldreif schmückte den linken Unterarm, und die wohlgeformten, sanft gebräunten Beine bewegten sich in ihrer weitreichenden Freiheit, als hätten sie

noch nie in einem Sari gesteckt.

Dinas unbekümmter Rollenwechsel war typisch für die Generation der jüngeren Parsinnen, der sie mit ihren vierunddreißig Jahren angehörte. Ich erinnere mich an ein heiteres Erlebnis aus den Tagen meines ersten Indienbesuches. Damals saß ich mit Freunden in der Halle des berühmten Taj-Mahal-Hotels in Bombay. Zwanzig oder dreißig ältere Damen in kostbaren Saris entstiegen einer Kolonne von Taxis und gingen lebhaft miteinander redend an uns vorbei in den Speisesaal. Die meisten hatten kurzes, dauer gewelltes Haar.

»Wo kommen denn diese Amerikanerinnen im Sari her?« fragte ich meine Freunde.

»Das sind doch Parsinnen«, wurde mir geantwortet.

Niemals wäre ich beim Anblick eleganter Hindu-Frauen auf die Idee gekommen, ich hätte es mit »verkleideten« Damen aus dem Westen zu tun. Das hing keineswegs nur damit zusammen, daß die meisten Parsen hellhäutiger sind als der Durchschnitt der Hindus. Die Verwestlichung der Parsen ist eine bekannte Tatsache. Nachdem Indien die Unabhängigkeit erlangt hatte, scheint es für die Parsen eine ungemütliche Periode gegeben zu haben. »Die Engländer hatten uns seit Generationen bevorzugt behandelt. Viele Parsen waren von ihnen in verantwortliche Stellungen gebracht worden, nicht wenige wurden geadelt. Wir galten, vielleicht weil unsere Ahnen aus dem Vorderen Orient stammten, als Europäer, und wir fühlten uns auch so. Kultur hielten wir für ein westliches Pramat. Auf die bodenständische, indische Kultur blickten wir mit kaum verhohlener Verachtung.« Soweit Dina. Sie erzählte mir auch, daß die Frauen in ihrer Familie erst nach der indischen Unabhängigkeit (1947) plötzlich wieder angefangen hätten, Saris zu tragen. »Wir mußten beweisen, daß wir Inder sind und nicht eine Nachhut unserer verflossenen Kolonialherren. Viele unserer Frauen hatten vorher kurze Haare getragen, um sich demonstrativ von den Hindufrauen abzuheben, die nichts anderes kannten als Mittelscheitel und Knoten. Nach 1947 ließen sich

viele Parsinnen das Haar wachsen, obwohl sie selbst diese Frisur höchst unbequem und unvorteilhaft fanden. Inzwischen sind die Minderwertigkeitsgefühle der Parsen weitgehend auf den »normalen« Stand reduziert, auf dem sie seit unserer Einwanderung vor tausend Jahren stehen. Meine Mutter und ihre Schwestern haben ihr Haar wieder abgeschnitten. Beim Sari-tragen sind die meisten Parsinnen geblieben. Jedenfalls die der etwas älteren und alten Generation. Die jüngeren wechseln die Kleidung, aber meistens tragen auch sie den Sari.«

»Selbst wenn man diese Hintergründe nicht kennt, fühlt man beim Anblick der parsischen Damen im Sari und mit dauer-gewellter Lockenpracht ein Unbehagen.«

»Sie haben recht. Wir sind eine Art Zwitter: nicht wirklich verwurzelt in der indischen und nicht wirklich verwurzelt in unserer eigenen oder der westlichen Kultur. Allerdings bin ich überzeugt, daß eine der nächsten Generationen sich endgültig mit Indien identifizieren wird. Als junges Mädchen habe ich unter diesem Zwiespalt gelitten. Mit einigen meiner Schulfreundinnen hatte ich mir geschworen, um jeden Preis aus der Parsigemeinschaft herauszuheiraten. Eigentlich dachten wir wohl alle dabei an einen europäischen oder amerikanischen Ehemann.«

Etwas von diesen unterschwelligen Strömungen habe ich bei meinen parischen Freunden immer gespürt. Wenn ich Parsen zum Beispiel die Episode von den vermeintlichen Amerikanerinnen im Taj-Mahal-Hotel erzählte, spürte ich jedesmal, daß meine Zuhörer eine gewisse Befriedigung darüber empfanden, daß ich die alten Parsi-ladies für Amerikanerinnen gehalten hatte ... »Aber, sagen Sie, Dina, warum wollen Sie Ihr Parstum verleugnen? Ihr seid doch eine ausgesprochen fortschrittliche, sozial gut organisierte Minderheit, die sich allgemeiner Achtung erfreut?«

»Das weiß ich alles! Aber Sie haben nie in einer Minderheit gelebt. Wir sind wie eine große Familie, und eines Tages hat man den Familien-Rummel satt. Man strebt aus der Minderheit

heraus, selbst wenn diese Minderheit Vorzüge hat.«

An diesem Tag hatte Dina mich zu einer Tanzvorführung in Bharat Natyam eingeladen. »Wir Parsen haben diesen National-Tänzen der Hindus nichts an die Seite zu stellen«, sagte sie, »aber es gibt einige Parsinnen, die ganz darin aufzugehen gelernt haben.« Dina spielte heute die brave Hinduehefrau aus Kalkutta. Zur Abwechslung hatte sie sich das kumkum³ in den Mittelscheitel geschmiert, wie es die konservativen Bengalinnen tun, und sie trug einen elfenbeinfarbenen, bengalischen Sari mit breiter, roter Kante. Unter dem Mittelscheitel bekam ihr kluges, schmales Gesicht eine gewisse Strenge. Während ich darüber nachdachte, ob der Brillant in der Grube über dem Nasenflügel ihre typisch parsische, lange und ein wenig massige Nase nicht unnötig betonte, hörte ich sie sagen: »Außerdem konnte ich diese schrecklichen Parsinasen nicht mehr ausstehen. Schlimm genug, daß ich eine habe. Mein Mann durfte keine haben.«

Dina war mit einem zehn Jahre älteren Bengalens verheiratet. Sie hatte ihn neunzehnjährig bei einem Besuch in England kennengelernt. Ihr Mann kam aus einer orthodoxen Brahmanenfamilie, und es gab die größten Schwierigkeiten, als er eine Frau heiraten wollte, die weder seiner Kaste angehörte noch seinen Glauben teilte. Gewisse orthodoxe Tabus hafteten ihm heute noch an. Er nahm sein Mittagessen in einem Restaurant zu sich, in dem nur bengalische Brahmanen bewirtet wurden, und er bestand darauf, daß seine Frau einen brahmanischen Koch aus Bengalens beschäftigte, der strikt nach den Vorschriften kochen mußte. »Mittags, wenn ich von der Schule komme, esse ich mit den Kindern, was uns Spaß macht«, sagte Dina. »Allerdings essen wir niemals Rindfleisch, es würde meinen Mann kränken, wenn wir die Einstellung der Hindus zur heiligen Kuh nicht respektierten. Die meisten Parsen respektieren sie. Zu Anfang unserer Ehe stellte mein Mann unseren Eßtisch

³ Rote Farbe.

quer über die Schwelle zwischen zwei Zimmern, so daß wir zwar am selben Tisch essen konnten, dabei aber in zwei verschiedenen Zimmern saßen. In seiner orthodoxen Familie war es ein schwerer Verstoß, wenn man mit einem Nicht-Brahmanen unter demselben Dach aß. Im Grunde war seine Methode, diesem Problem aus dem Weg zu gehen, ein fauler Trick. Er behauptete, daß er damit einem Wunsch seines Vaters entspräche, aber er war selbst noch nicht frei von diesen merkwürdigen Vorstellungen. Als die Kinder dann geboren wurden, gewöhnte er sich diese Übertreibungen allmählich ab. Aber im gewissen Sinne lebt er noch immer in einer Schizophrenie. Haben wir Gäste aus dem Westen, stört es ihn nicht, mit ihnen am selben Tisch zu essen, doch geht er regelmäßig weiter in dieses Brahmanenrestaurant, in dem nicht einmal ich mit ihm essen dürfte.«

Glücklicherweise dachte Dina nicht daran, sich über diese Dinge zu beklagen. Ihre eigene Unabhängigkeit von diesen Tabus gab ihr eher das Gefühl einer gewissen Überlegenheit.

»Im übrigen sind die meisten Parsen, wenn man ein bißchen an der liberalen Oberfläche kratzt, orthodox wie viele Hindus«, gestand sie mir eines Tages. »Kein Nicht-Parse darf unsere Feuertempel betreten. Die Mehrzahl der Parsen ärgert sich über diese konservative Haltung, aber niemand unternimmt etwas Wirkungsvolles dagegen. Wenn ein Parse einen Nicht-Parsen heiratet, scheidet er automatisch aus der religiösen Gemeinschaft aus. Meine sterblichen Überreste werden einmal nicht auf einem unserer Türme des Schweigens⁴ bestattet werden.«

Navas, die während dieser Unterhaltung neben mir im Auto saß, schlug ihrer Mutter von hinten auf die Schulter: »Großartig, Mum, wir werden dich einbalsamieren lassen und im Garten eine Pyramide um dich herumbauen.« Behman, der Zwillingsbruder, sah das Problem anders: »Aber was wird mit Papa?« sagte er. »Hindus werden verbrannt. Nur die Heiligen

⁴ Die Parsen bestatten ihre Toten, indem sie sie auf die »Türme des Schweigens« legen und dort von Geiern fressen lassen.

werden im Lotossitz in ihre Gräber versenkt. Aber ist Papa ein Heiliger?«

»Natürlich«, sagte Navas, »er erlaubt uns, alle vierzehn Tage ins Kino zu gehen. Wir werden ihn im Lotossitz einbalsamieren lassen.«

Ich konnte Dinas Gesicht während dieser Unterhaltung nicht schen, aber ihre Schultern verrieten mir, daß sie lachte. Nach einer Weile fragte sie mich: »Haben Sie jemals so frivole Kinder getroffen? Bei euch in Deutschland herrscht Disziplin. Da werden solche Übeltäter öffentlich ausgepeitscht, nicht wahr?«

»Ja, und dann müssen sie eine Nacht lang auf den Händen stehen und mit den Füßen tausendmal an eine Wandtafel schreiben: ›Ich bin ein Bösewicht!‹«

Navas hatte mir einen erschrockenen Blick zugeworfen. Als ihr klar wurde, daß ich flunkerte, sagte sie trocken: »Tausendmal an eine Wandtafel? Sie sind schon ganz schön indisirt.«

»Wieso?«

»Weil Sie so übertreiben.«

Während Behman ein stilles, etwas scheues Kind war, das sich in jeder freien Minute zu seinen Büchern über Raumfahrt-fiction flüchtete, suchte Navas den Kampf und hatte Haare auf den Zähnen. Sie liebte es zum Beispiel, wie viele Hindus, mit den Händen zu essen. Obwohl sie sehr elegant mit den Händen essen konnte, wünschten ihre Eltern, daß sie es lernte, mit Messer und Gabel umzugehen. Wenn Dinas Vater zu Besuch kam, mußte das Mädchen sich dem Wunsch der Eltern unter allen Umständen fügen. Der alte Herr haßte nachlässige Tischmanieren. Als ich eines Abends eingeladen war, legte Navas ihr Besteck plötzlich entschlossen hin und begann den Reis mit ihren Fingern zu essen; dabei sagte sie herausfordernd: »Großvater, ich bin eine Bengalin. Es schmeckt mir nicht mit diesem albernen Besteck.« Ohne ein Wort zu sagen, stand Dina auf, nahm den Teller ihrer Tochter und ging damit in die Küche. Navas folgte ihr sichtlich kleinlaut. Durch die offene Tür hörte ich sie zu ihrer Mutter sagen: »Nun zisch doch endlich!«

Als ich Dina später fragte, was Navas damit gemeint hatte, sagte sie lachend: »Unsere Kinder wissen, daß ich mich darum bemühe, in der Schule und bei ihrer Erziehung nach dem Grundsatz des Gewaltverzichtes zu handeln. Aber in der Praxis ist das nicht immer möglich. Manchmal muß ich sie wenigstens >anzischen<, sonst werden sie übermütig. Unter >anzischen< verstehen wir in unserem Familienjargon, daß ich sie ins Gebet nehme oder mit ihnen schimpfe. Mein Mann wird ihnen die Geschichte erzählen, aus der wir den Ausdruck übernommen haben.«

Herr Mukerji gehörte zu den Leuten, die entweder hartnäckig schweigen oder hartnäckig reden konnten. An unserer Unterhaltung bei Tisch hatte er sich beteiligt, indem er ein freundliches, doch geistesabwesendes Lächeln zur Schau trug. Seit Jahren arbeitete er an einer systematischen Sammlung und Interpretation von Schlangengeschichten, von denen es Tausende in Indien gibt. Er verglich sie mit Schlangengeschichten aus Afrika und Südamerika. Sobald er zu erzählen begann, kam Leben in sein dunkles, leicht mongolisch geschnittenes Gesicht, und er konnte sich in seine Geschichten so vertiefen, daß er schließlich nur noch in Monologen sprach. An diesem Abend erzählte er mir die erste Schlangengeschichte, es folgten im Laufe der Zeit viele andere: »Ein heiliger Mann kam in ein Dorf, das seit geraumer Zeit von einer mächtigen Kobra in Angst und Schrecken versetzt wurde. Die Bauern baten ihn, das Tier zur Sanftmut zu ermahnen. Da ging er vor die Höhle der Schlange und rief sie zu sich. Er ermahnte sie zur Friedfertigkeit und lehrte sie, daß auch in ihr das göttliche Selbst sich erkennen und lieben solle. Die Schlange war sehr betroffen und versprach ihrem guru, fortan keinem der Dorfleute mehr Böses zuzufügen. Als der Heilige nach einiger Zeit abermals in das Dorf kam, wollte er seine Schülerin besuchen. Er ging zur Höhle der Schlange, aber das Aussehen der Kobra erschreckte ihn. Sie war elend und voller Narben. >Was ist dir zugestoßen, meine Tochter?< fragte er.

»Ich habe nach deinem Gebot gehandelt, Meister, aber sieh mich an. Seitdem ich die Dorfleute verschone, mißhandeln sie mich mit Steinwürfen und Stockschlägen. Es kostete mich bei nahe das Leben.« Der Heilige lachte mitleidig. »Ich habe dir gesagt, daß du nicht mehr beißen sollst, aber habe ich dir auch verboten, zu zischen?«

Bei meinem ersten Besuch zeigte mir Dina die Richtlinien ihrer Schule. Mein Blick fiel auf folgenden Satz: »Wir haben das Ziel, Männer und Frauen als Lehrer zu gewinnen, die bereit sind, sich ganz dem Dienst an Kindern zu widmen und darin ihre höchste Lebensfreude erblicken.«

»Ist das nicht ein bißchen viel verlangt?« fragte ich Dina.

Sie nickte nachdenklich, fuhr sich mit beiden Händen über das Haar und erwiederte: »Man muß bei uns viel verlangen, um überhaupt etwas zu erreichen, und wir Inder lieben die gewichtigen Worte und die klangvollen Ideale. Immerhin wird es mir niemand übelnehmen, wenn ich meine Lebensfreude auf die Arbeit in der Schule und zu Hause gerecht verteile.«

In ihren pädagogischen Überlegungen war Dina sehr fortschrittlich: »Wir haben zu viel Wissen über die Kinder gestülpt. Jetzt sollten wir mehr Aufmerksamkeit auf ihre charakterliche und geistige Reife verwenden. Mein Schulleiter ist ein Gegner autoritärer Erziehung. Die Hindus meinen, daß die Kinder bis zu ihrem fünften Jahr zu nichts gezwungen und niemals bestraft werden dürfen. Aber danach verfälschen wir sie um so rücksichtsloser mit unseren Vorurteilen. Wir bleuen ihnen ein: Wenn du dich so verhältst, bist du artig, wenn du dich nicht so verhältst, bist du unartig. Das lernen sie mechanisch wie Vokabeln. Ehe ich meine Familie hatte, habe ich mir immer gewünscht, ich könnte irgendwo ungestört mit einer Schar kleiner Kinder zusammen leben, ohne ihnen solche Vorurteile einzuprägen. Man müßte das Wissen um gut oder böse, richtig oder falsch natürlich in ihnen wachsen lassen.«

Fast immer, wenn ich zu Dina kam, war ein anderer Besuch da. Die Wohnung bestand aus drei, sehr bescheiden möbilierten

Zimmern und der Küche. Auf dem Dachboden gab es noch einen Raum als Gästzimmer. Einmal traf ich auf einen Vetter ihres Mannes, einen schmächtigen, jungen Burschen, mit unruhigen Augen und fahrgen Bewegungen. Neben ihm wirkte Dina merkwürdig groß und streng. Als der Gast in seine Dachkammer gegangen war, sagte sie mir: »Mein Mann kommt heute nicht vor Mitternacht nach Hause. Er kann den armen Kerl nicht ausstehen. Er hält ihn für einen Neurotiker, und wahrscheinlich hat er recht. Aber mir tut der junge Mann leid. Er hat vor ein paar Monaten gelobt, daß er einen bestimmten religiösen Ritus aus dem Durgakult feiern wird, wenn er eine Arbeit findet. Er ist diplomierte Ingenieur, aber in diesem Beruf gibt es Tausende von Arbeitslosen. Inzwischen hat er einen ganz guten Job gefunden, und jetzt traut er sich nicht, den Ritus zu zelebrieren. ›Wenn mir auch nur der geringste Formfehler dabei unterläuft, wird das puja mir nicht zum Segen, sondern zum Unheil gereichen‹, sagt er. Das ist doch albern, aber es ist eine verbreitete Auffassung unter orthodoxen Hindus.«

»Und was meint Ihr Mann dazu?«

Dina lachte. »Mein Mann schimpft wie ein Rohrspatz auf die Priester. ›Mit ihren pedantischen Vorschriften züchten sie Neurotiker‹, sagt er. Er hat im gewissen Sinne recht. Aber neulich sagte einer seiner Kollegen, ein kluger Mann: ›Wir können froh sein, daß bei uns die meisten Neurosen auf das religiöse Vehikel abgeladen werden. Besser ein Neurotiker schlägt sich mit religiösen Skrupeln herum oder wird Bettelmönch, als daß er sich in seiner Familie oder gar in der Politik abreagiert.‹«

Einige Tage später traf ich Mr. Mukerji am Victoria-Bahnhof. »Was ist aus Ihrem Vetter geworden?« fragte ich ihn.

Mr. Mukerji hob abwehrend beide Hände. »Wir sind ihm zum Glück wieder los. Er ist ein armer Narr wie all diese Leute, die meinen, wenn sie in den Tempel gehen und die Geldgier der Priester füttern, würden sich ihre Probleme von allein lösen.«

»Aber wird er den Mut haben, diesen Ritus nun zu zelebrieren?«

»Wir hoffen es. Dina hat ihm stundenlang zugeredet.«

»Mit welchen Argumenten konnten Sie ihn überzeugen?« fragte ich Dina, als ich sie das nächste Mal sah.

»Ich habe immer wieder und in vielen Variationen gesagt: Wenn die Göttin unsere Mutter ist, wird sie uns behandeln wie ihre Kinder!«

Es dauerte lange, bis sie mir erzählte, daß sie jeden Morgen ein glimmendes Räucherstäbchen im Bad hinter den Spiegel steckte und, während sie sich wusch und ankleidete, ein persisches Gebet sprach. »Ich könnte es Ihnen nicht einmal übersetzen«, sagte sie, »es ist in altpersischer Sprache. Wir haben es als Kinder gelernt. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir auch gelernt haben, was es bedeutet. Wenn ich Lust und Zeit habe, bete ich noch ein Sanskritgebet, manchmal auch ein englisches Gebet mit einem ganz allgemeinen religiösen Inhalt.«

In den Feuertempel gehe sie nur selten. »Eigentlich nur noch, wenn jemand aus meiner Familie gestorben ist. Mein Mann hat seit seiner Jugend eine Abneigung gegen alle Tempelzeremonien und alle Priester. Aber er meditiert jeden Morgen eine Stunde lang vor einem Bild der Durga. Manchmal sehe ich ihn auch am Abend längere Zeit davor sitzen. Wir sprechen so gut wie nie über diese Dinge. Aber gelegentlich gehen wir zusammen zu dem swami in Poona, den Sie kennen, und zweimal bis dreimal im Jahr besuchen wir einen weisen, alten Muslim in einem Vorort von Bombay, den mein Mann sehr gern hat. Er ist wie unser Vater. Sein Segen gibt uns jedesmal das Gefühl, daß die Verbindung zu Gott wiederhergestellt ist.«

»Merkwürdig! Sie sind Parsin, Ihr Mann ist Hindu, und Ihr geistlicher Ratgeber ist ein Muslim!«

»Das ist typisch indisch. Ist Ihnen so etwas noch nie begegnet? Im Grunde glauben wir alle an *eine* höchste göttliche Realität, zu der es so viele verschiedene Wege gibt wie Seelen.«

»Und wie erziehen Sie Ihre Kinder?«

»Wir versuchen, ihnen Toleranz und ein soziales Verantwortungsbewußtsein einzupflanzen. Das können wir tun, weil

wir nicht zu einer Kaste gehören. Im allgemeinen fühlt man sich nur für die eigene Kaste, genauer für die eigene Unterkaste verantwortlich. Das ist die Krux unserer sozialen Struktur. Zum Glück schen die Kinder an ihren Eltern, daß sogar eine interreligiöse, nicht nur eine Interkasten-Heirat funktionieren kann.

Mit der eigentlichen religiösen Erziehung zögern wir noch. Wir können uns nicht entschließen, sie zu einem Hindu- oder Parsipriester in den Unterricht zu schicken. Manchmal bete ich abends mit ihnen, doch nicht regelmäßig. Zu unserem Muslim-Baba nehmen wir sie jedesmal mit, und sie sind Feuer und Flamme für ihn. Wenn sie ein paar Jahre älter sind, werden sie sich auf eigene Faust umsehen und ihre eigenen religiösen Wege gehen. Ich zweifle nicht, daß Gott sie führen wird.«

SHAKUNTALA

Im Kampf mit versiegenden Brunnen

Shakuntala hatte mehrmals ärgerlich geknurrt, schließlich unterbrach sie Dina: »Bob war ein besonders tüchtiger und guter Junge, aber hör' mir auf mit diesen Verwestlichungsträumen. Natürlich sind wir dankbar, daß mein Mann sich die Nieren röntgen lassen kann, daß es Penizillin gibt, die Sämaschine und vieles andere. Aber diese Entwicklung ist ein zweischneidiges Schwert: mit der Verwestlichung kommt der sittliche Verfall!«

Dina hatte mich eingeladen, einige Wochen mit ihr gemeinsam auf einem Bauernhof von Freunden zu verbringen. Sie war mit dem Auto vorausgefahren. Ich folgte ihr ein paar Tage später mit der Bahn.

In Ahmedabad mußte ich kurz nach Mitternacht in einen Personenzug umsteigen. Der Kuli brachte mein Gepäck in ein Abteil für ladies und schreckte dabei eine alte Frau aus dem Schlaf, die auf einer der beiden Bänke lag. Als ich meine Sachen verstaut hatte und die Tür abschließen wollte, begann sie zu jammern und die Hände zu ringen. Schließlich schob sie einen Sack in die Tür, damit ich sie nicht verriegeln konnte. Allmählich begriff ich, daß die arme Seele sich fürchtete, allein mit mir im Abteil zu sein. Einer von uns beiden kam nicht ums Fürchten herum: Entweder mußte sie sich vor mir fürchten, oder ich mußte die Diebe fürchten, vor denen man bei Nachtfahrten ständig gewarnt wurde. Als ich feststellte, daß die Ventilatoren, die auf Hochtouren liefen, nicht ausgeknipst werden konnten, beschloß ich, uns beiden zu helfen: Ich zog aus dem kleinen Frauenabteil in das große Abteil um. Dort gab es, dreistöckig übereinander, etwa siebzig Liegebretter, die von Männlein und Weiblein benutzt werden durften. Es fand sich noch ein freies Liegebrett. Später sah ich, daß das alte Frauchen ebenfalls ins

große Abteil ausgewandert war. Einer ihrer Platznachbarn erzählte mir am Morgen lachend, sie sei so verängstigt gewesen, weil sie mich meiner kurzen Haare und meiner europäischen Hose wegen für einen »fremden Sahib«¹ gehalten habe.

Gegen Morgen stiegen drei massive Frauen lärmend und lachend in unser Abteil ein. Von ihnen geweckt, setzte ich mich auf, um nach der Uhr zu blicken. Als sie mich sahen, knieten sie vor mir nieder und legten freudestrahlend ihre Hände in meinen Schoß, eine nach der anderen. Noch ziemlich verschlafen spielte ich das Spiel mit und streichelte ihnen lachend die gepolsterten Wangen. Als sie sich dann um meine Bank auf dem schmutzigen Boden zum Schlafen ausstreckten, reimte ich mir aus ihrer Unterhaltung zusammen, daß es in ihrem Dorf eine Missionsstation geben mußte, und daß sie mich für eine Verwandte der europäischen Schwester hielten, die dort arbeitete. Diese Verwandtschaft verpflichtete mich später, meine Orangen mit den Damen zu teilen; hingegen stellte ich mich taub, als sie mir zu verstehen gaben, sie hätten keine Fahrkarten und fürchteten die Kontrolle des Bahnbeamten. »Gib uns Geld, Memsahib!« Zum Glück erreichte ich mein Ziel, ehe der Beamte kam, und der Konflikt, bis zu welchem Grad ich verpflichtet sei, das image der Missionsschwester auf Hochglanz zu halten, verschärfte sich nicht krisenhaft.

Dafür brachte Navas mich zum Schwitzen. Sie stand in einem knallroten Minikleid winkend vor dem Bahnhofshüttchen. Neben ihr stand ein älterer Mann, der Fahrer, den Dina geschickt hatte, um mich abzuholen. Als ich den Jeep bestieg, sah ich, daß Navas sich ans Steuer setzte. Wenn sie sich reckte, befand sich der obere Rand des Rades etwa in Höhe ihrer Nase. Um meinen Einwänden zuvorzukommen, sagte Navas schnell: »Keine Sorge, ich fahre erstklassig. Mammi erlaubt es mir, hier auf dem Land, weil es so gut wie keine Autos gibt.« Wir zankten uns ein Weilchen, schließlich lenkte Navas

¹ Herrn.

ein. Sie ließ den Fahrer ans Steuer, »aber nur, bis wir aus dem Dorf 'raus sind«. Als sie dann wieder ans Steuer rutschte, versprach sie mir, nicht schneller als vierzig Stundenkilometer zu fahren. Es dauerte ein Weilchen, bis ich merkte, daß der Geschwindigkeitsanzeiger bei vierzig festsäß. Nachdem der zweite LKW uns mit wütendem Hupen überholt hatte und mein Magen unsere Schlangenlinien zum dritten Mal durch einen Hüpfen registrierte, befahl ich dem Fahrer, das Steuer zu übernehmen. Navas kündete ich ein Ohrfeige an, da ich zum Glück nicht an den Kontrakt gebunden war, nur zu »zischen«. Wir überlebten die Fahrt, und ich ertrug es mit Würde, daß Navas mich ein paar Tage lang wie Luft behandelte.

Dina war jeden Sommer vier Wochen lang auf dem kleinen Obstgut in Saurashtra² zu Gast, das einem Freund der Familie ihres Mannes gehörte. Diesmal hatte sie nur Navas mitgenommen, Behman war mit den Großeltern nach Südindien gereist.

Aus zwei Gründen hatte ich Dinas Einladung, ihnen auf dem Bauernhof Gesellschaft zu leisten, dankbar angenommen. Einmal freute ich mich, die Großstadt für zwei Wochen hinter mir zu lassen; zum anderen hoffte ich, mit der Landbevölkerung in engeren Kontakt zu kommen. Um es gleich zu sagen: diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Dinas Freunde konnte man mit ihren einhundert Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche als Gutsbesitzer bezeichnen. Ihr Lebensstil und ihre Anschauungen waren mit denen der großen Masse indischer Bauern nicht zu vergleichen. Obwohl Shakuntala, die Besitzerin des Hofes, mich oft bei ihren Einkäufen ins Dorf mitnahm und ich jedesmal versuchte, mit den Dorfbewohnerin ins Gespräch zu kommen, erhielt ich keinen näheren Kontakt. Shakuntala erklärte dazu: »Die Abneigung gegen die Europäer, die wir während unseres Unabhängigkeitskampfes in ihnen geschürt haben, sitzt bei manchen dieser konservativen Menschen noch heute fest. Außerdem spielen die Kastenvorschriften und die überaus starke

² Halbinsel an der indischen Nordwestküste.

religiöse Tradition eine große Rolle.« Als Außenstehender konnte man nicht wissen, wann und wodurch man die Leute rituell verunreinigte und in Konflikte und Schwierigkeiten brachte. Selbst Bewohner einer Nachbarprovinz werden von den Orthodoxen als Fremde empfunden. Wohl gaben die Bauern sich freundlich, aber ich konnte nie die Fassade durchbrechen, hinter der sich ihr eigentliches Leben abspielte.

Shakuntalas Ehemann lag zur Zeit unseres Besuches mit Nierensteinen im Hospital zu Ahmedabad. Auf meinem Rückweg nach Bombay besuchte ich ihn. Sein ältester Sohn, der künftige Hoferbe, und dessen Frau lebten bei dem kranken Vater, um ihn zu pflegen. Der Sohn hatte zusammen mit einem Diener, den er vom Gut mitbrachte, am Rande des Krankenhausgeländes eine Strohhütte errichtet. Dort wurde gekocht – auch für den Vater –, streng nach der Diätvorschrift des Arztes. Das Krankenhausessen schmeckte ihm nicht. Er fand, es sei nicht »sauber genug«. In der Hütte hielt sich, außer dem Diener, immer derjenige Ehepartner auf, der nicht beim Vater »Wache hielt«. Nachts schlief die Schwiegertochter meiner Gastgeber in der Hütte, vor deren Eingang der Diener sich ausstreckte, während ihr Sohn vor dem Bett seines Vaters schlief, um jederzeit da zu sein, falls er gebraucht würde. In dem Krankenzimmer standen noch fünf weitere Betten. Eines davon war nicht belegt. Drei der Zimmergenossen hatten ebenfalls Familienangehörige zur Pflege bei sich.

Shakuntala hatte neben dem zwanzigjährigen Sohn, den ich im Krankenhaus kennenlernte, noch einen neunzehnjährigen Jungen. Er befand sich damals auf einer Offiziersschule und wollte bei der Armee bleiben. Drei Töchter waren verheiratet. Eine davon, Nihru, war mit ihrem Baby auf den Hof gekommen, um der Mutter während der Krankheit des Vaters zu helfen.

Zur Familie gehörte schließlich noch Shakuntalas Schwiegermutter, eine schwerhörige, alte Frau, die, auf einen Krückstock gestützt, unruhig in Haus und Hof herumlief und mit

einem Ausdruck abgründigen Mißtrauens beobachtete, was die übrigen Familienangehörigen trieben. Manchmal stand sie vor der Haustür und keifte gestenreich, obwohl nicht zu erkennen war, wer oder was sie so zornig machte. Sie aß nie mit uns, sondern saß abseits in einer Ecke des Eszimmers auf dem Fußboden und kehrte uns den Rücken zu. Ein Sohn des Kochs stand neben ihr, um ihre Befehle abzuwarten. Navas machte sich mit ängstlichen Andeutungen über die Reismengen lustig, die die alte Frau verschlang; sie aß nur einmal am Tag. Das Mädchen fürchtete sich vor ihr, und das wollte etwas heißen. Dina behauptete, die Greisin sei der einzige Mensch, vor dem ihre Tochter »wenigstens eine Andeutung von Respekt« habe.

Als ich Dina fragte, wie es zu der Freundschaft zwischen den beiden Familien gekommen sei, erklärte sie mir, daß der verstorbene Mann der alten Frau mit Mr. Mukerjis Vater zusammen auf einer englischen Conventschule gewesen sei. »Sie kamen als ältere Schüler mit einer Gruppe revolutionärer Studenten in Kontakt, die gegen die britische Fremdherrschaft kämpften. Später wurden beide von dieser Gruppe eingesetzt, um den passiven Widerstand unter den Bauern zu organisieren. Sie wanderten auch zusammen ins Gefängnis. Ihre Freundschaft hielt für das ganze Leben, und sie hat sich auf die Familien ausgedehnt.«

Der Hof war dem Großvater seines jetzigen Eigentümers vom Maharaja geschenkt worden, erzählte mir Shakuntala. »Die Familie meines Mannes entstammt einer Seitenlinie des königlichen Geschlechtes. Mein Schwiegervater nannte sich noch ›Takkur‹. Es ist die Bezeichnung für den grundbesitzenden, niederen Adel. Über den Takkurs stehen die Rajas und über diesen die Maharajas.«

»Aus welchem Grund hat der Großvater Ihres Mannes den Hof geschenkt bekommen?«

»Es war Sitte, daß die Söhne der Brüder des Maharajas mit Land abgefunden wurden, wenn ihre Väter nicht schon Land erhalten hatten. Damals übernahm der Takkur die Ver-

pflichtung, einen Teil der großen Ländereien des Maharajas zu verwalten. Zu seinem eigenen Besitz gehörten zwei Dörfer.«

»Was heißt: zu seinem eigenen Besitz? Waren die Bauern seine Leibeigenen?«

Shakuntala zog den Kopf zwischen die Schultern und lächelte verlegen. »Ja, gewiß. Aber das heißt nicht, daß sie wie Sklaven behandelt wurden. Die adeligen Grundherren waren im allgemeinen sehr beliebt, im Gegensatz zu den Verpächtern aus dem Kaufmannsstand, die aus dem Land nur Geld ziehen wollten.«

Shakuntala stammte ebenfalls aus einer Grundbesitzerfamilie mit adligem background. Sie hatte sechs Jahre eine Conventschule besucht und sprach ein leidliches Englisch. Dina sagte mir, daß sie sich zu einer so energischen Frau wohl oder übel habe entwickeln müssen, weil ihr Mann ständig krank sei. »Im Grunde gibt sie hier den Ton an, weil sie vom Obstbau mehr versteht als ihr Mann.« Der größere Teil der Obstplantagen sei erst »unter Shakuntalas Regierung« angelegt worden.

Nach der Abdankung der indischen Fürsten 1948 und durch die neue demokratische Staatsverfassung hatten die Grundbesitzer ihre Dörfer und das Grundeigentum bis auf achtzig acres, das entspricht etwa einhundert Morgen, verloren. Wer mehr Land bebauen wollte, mußte zusätzliche acres pachten. Shakuntala machte keinen Hehl daraus, daß ihr diese Regelung mißfiel: »Natürlich haben ein paar kleine Bauern mehr Land bekommen, aber sehen Sie sich die Dörfer an! In den meisten haust noch immer das Elend. Unsere Klima- und Bodenverhältnisse sind so schwierig, daß die Kleinbauern mit den Problemen nicht fertig werden.«

Shakuntala war klein, rundlich und von erstaunlicher Beweglichkeit. Sie hatte etwas von der Elastizität eines Gummiballes. Im Haus lief sie wie die bengalischen Frauen mit offenem Haar herum. Ihr Gesicht war so rund wie ihr Körper. Die Augen funkelten vor Lebendigkeit. Sie hatte viel Charme und lachte gern, doch konnte sie auch auf eine atemberaubende Weise schimpfen. Ich verstand zwar nie, was sie dann sagte,

aber die Männer, die auf dem Hof arbeiteten und diesen Segen über sich ergehen lassen mußten, zogen die Köpfe ein.

Am ersten Tage drehte sich Shakuntala nach einer solchen Schimpfkanonade zu mir um: »Verzeihen Sie, Sie halten mich bestimmt für einen Drachen, aber diese Burschen müssen angebrüllt werden, auf sanftere Klänge reagieren sie nicht. Leider ist mein Mann gesundheitlich nie so gut im Stand, daß er mir das abnehmen könnte.«

Ich hatte längst gelernt, daß furioses Schimpfen aus weiblichem Munde inhaltlich nur relativ freundliche Ermahnungen ausdrückte. Als ich eine »matron«, die Oberschwester eines Krankenhauses in Bombay, fragte, warum sie, ihre Kolleginnen und auch die jungen Ärztinnen oft so »laut« mit den Patienten sprächen, erklärte sie: »Wie anders sollen wir unsere Autorität durchsetzen?« Als sie meinem Gesicht ansah, daß ich ihr nicht zustimmte, fuhr sie fort: »Die indischen Frauen sind noch nicht daran gewöhnt, verantwortliche Arbeiten außerhalb ihrer Familien auszuüben. Aus Unsicherheit, wie wir uns verhalten sollen, imitieren wir unsere männlichen Kollegen.«

Jeden zweiten Tag ließ Shakuntala von ihrer Tochter Nihru ein hübsches Muster aus Reismehl auf die Haustürstufen streuen. Dina sagte mir, daß dies meinetwegen geschehe. Das Gutshaus war vor einigen Jahren renoviert worden. In den Fundamenten stammte es aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Es hatte eine bescheidene Freitreppe und ein stuckverziertes, kleines Portal, weiß getünchte Mauern und ein Ziegeldach. Zusammen mit den Wirtschaftsgebäuden, die teils mit Wellblech, teils mit Stroh gedeckt waren und ihre Armseligkeit auf den ersten Blick erkennen ließen, stand das Haus im offenen Viereck um einen gepflasterten Hof mit schönen, alten Bäumen. Ein gutes Dutzend Kühe war unter einem Strohdach angebunden. Die Hälfte davon erhielt das Gnadenbrot und sah entsprechend klapperdür्र aus. Ein wenig abseits wohnten zwei Landarbeiterfamilien in verwahrlosten Lehmhäusern. In einer Ecke des Hofs waren die Frauen und Kinder dieser Fami-

lien tagelang damit beschäftigt, Getreidekörner von ihren Hülsen zu trennen. Sie bedienten sich dabei des Windes, den ein starker Zimmerventilator hervorbrachte. »Mit diesen semi-technischen Methoden müssen wir uns durchschlagen, weil die Anschaffung größerer Maschinen sich für uns nicht lohnt«, sagte Shakuntala.

Das Haus hatte im Erdgeschoß sechs Räume. Zwei wurden als Schlafzimmer benutzt. In dem einen standen ein einfaches europäisches Ehebett und ein Schrank, in dem anderen gab es eine Reihe charpais und mehrere kistenartige Truhen. Das war das ganze Inventar. In der Küche stand ein elektrischer Kochherd. »Wir benutzen ihn nicht, weil uns seit Jahren ein Ersatzteil fehlt. Außerdem ist der Strom teuer und wird oft abgeschaltet. Der Koch zieht es vor, an einem selbstgemauerten Herd im Freien zu kochen. Nur während der Regenzeit arbeitet er im Haus.« In der Küche gab es mehrere Wandbretter mit Tellern, Tassen und Töpfen.

Im Eßzimmer standen ein wachstuchbespannter Tisch mit sieben Stühlen und eine Nähmaschine. In einem anderen Zimmer hing eine alte Florida-Schaukel, die an der Decke befestigt war. Shakuntala hielt dort ihre kurze Mittagsruhe. Alle Wände im Haus waren weiß gekalkt. Als Dekoration gab es drei oder vier Firmen-Wandkalender mit geschmacklosen Bildern aus der indischen Mythologie, zum Beispiel Shiva mit dem kleinen, elefantenhäuptigen Sohn Ganesh auf dem Schoß und die Gemahlin Parvati, innig an die Schulter des Gatten gelehnt: kleinbürgerliche Familienidylle im Pantheon, die für einen Kunstdünger warb.

Im oberen Stockwerk waren drei Zimmer ausgebaut. Dort schliefen die Gäste. Mein Raum war mit einer charpai und einigen Haken an der Wand »möbliert«. Dina hatte in ihrem Zimmer außerdem einen kleinen Tisch und einen Stuhl. Während der ersten Tage unseres Aufenthaltes sah ich sie nur bei den Mahlzeiten. Täglich tippte sie bis zu zehn Stunden an einem Manuskript über Schlangen-Geschichten, das sie ihrem Mann

abzuschreiben versprochen hatte. Übrigens erschien sie auf dem Gut immer nur in Kleidern. Als ich sie darauf ansprach, sagte sie: »Ja, hier habe ich nur englische Tage. Die Saris sind zwar schöner als diese Kleider, aber sie sind unbequemer und heißer.«

Das gemeinsame Bad war ein düsterer Raum, in dem eine große, verrostete Blechwanne stand, die je nach Bedarf vom Diener mit Wasser gefüllt wurde. Wollte man sich waschen, so holte man aus der Wanne einen Eimer Wasser und goß es mit dem *Iota*³ über den eingeseiften Körper. Es gab zwar mehrere Wasserleitungen im Haus, aber die Wasserknappheit erlaubte ihre Benutzung nur stundenweise.

Wir waren Anfang April auf den Hof gekommen, mehrere Wochen vor Beginn der Obsternte. Vom Ertrag dieser Ernte hing der bescheidene Wohlstand des Betriebes ab. Alljährlich wurden mehrere tausend Obstbäume, kurz nach ihrer Blüte, wenn der Taxator sich ein Bild von der zu erwartenden Ernte machen konnte, im Kontrakt verpachtet. Shakuntalas Mann hatte die Bäume zur Hälfte an eine Firma in Bombay und zur anderen Hälfte an kleine Bauern und Obsthändler aus den Dörfern der Umgebung verpachtet, die sie selbst ernteten und die Früchte auf den Märkten der größeren Orte verkauften. Zwei Drittel des Geländes waren mit Mangobäumen bepflanzt. »Die Mangofrucht ist die Königin aller Früchte der Welt«, sagen die Inder. Auf dem letzten Drittel des Grundstücks wuchsen Lidchis, eine weniger kostbare Frucht, die knapp pfauzmengroß, sehr hartschalig und säuerlich-erfrischend ist. Sie reift zur gleichen Zeit wie die Mangos.

Die Pächter waren bereits in Scharen erschienen, um ihre Ernte vor Dieben zu schützen. Manche Pächter hatten nur einen Baum, manche hatten zwei, drei oder zehn. Viele waren mit ihren Familien gekommen und hatten sich unter ihren Bäumen angesiedelt. Einige hatten sich kleine Strohhütten oder Strohdächer und eine Kochstelle gebaut. Die Firma aus Bom-

³ Vasenartiges Gefäß.

bay hatte Aufscher in der Nachbarschaft angeworben, auch sie kamen zum Teil mit ihren Familien.

Der Obstgarten mit den riesigen Mangobäumen wirkte wie ein großes, buntes Lager, bevölkert von Männern, die mit Knüppeln, Stangen und altertümlichen Flinten bewaffnet waren, von halbverschleierten Frauen und vielen halbnackten Kindern. Das Gezeter der Affen, die sich um ihre Beute betrogen fühlten, das Geschrei der Papageien, das Krächzen der Krähen und das Gezirp der Grillen mischte sich mit den rhythmischen Rufen der Wächter. Zwei Wochen lang grub sich ihr Kris-she-na, Kri-she-na oder das Ha-ri⁴ so tief in meine Ohren, daß ich es noch zu hören glaubte, als ich schon wieder in Bombay war. Abends, wenn die Vögel, die Affen und die Eichkätzchen zur Ruhe gegangen waren, brannten kleine Feuer unter den Bäumen, und die Frauen kochten das Gemüse und bereiteten die Brotfladen. Die Kinder starnten schlaftrig in die Flammen, und die Männer, die am Nachmittag geruht hatten, bereiteten sich auf ihre nächtliche Patrouille vor.

Shakuntala hatte eine beschwerliche Zeit. Wirkliche Hilfe hatte sie nur an einem Dienerehepaar, das ihr uneingeschränktes Vertrauen besaß. Alama stammte aus dem südlichen Zentralindien. Sie war als Kind verwitwet und hatte, selbst zweundzwanzigjährig, einen fast zwanzig Jahre älteren Witwer geheiratet. Dieser Schritt war ihr von der eigenen Familie verübt worden. Das war der Grund, warum sie mit Nandu nach Nordindien ging. Shakuntala hatte das ungleiche Paar zufällig getroffen, als es in Bombay aus dem Zug stieg, und hatte es noch auf dem Bahnhof engagiert. Alama diente ihren Brotherren mit Freude und Unermüdlichkeit, aber nicht des Geldes wegen, sondern aus Zuneigung. Wurde sie gerügt, weinte sie wie ein Kind. Auf der anderen Seite kritisierte sie ihre »älteren Geschwister« unbefangen und erstaunlich intelligent. Obwohl ihr Mann um so viel älter war, zeigte sie ihm nicht die ge-

⁴ Einer der Namen Krishnas.

ringste Unterwürfigkeit. Nandu war ein stiller, fleißiger Mensch mit einem ausgeprägten Sinn für Würde und Distanz, und das übermütige Temperament seiner jungen Frau brachte ihn oft in Verlegenheit. Wenn Alama mit ihm ausging, wanderte sie in zwei, drei Meter Abstand hinter ihm her, wie es die Sitte verlangte. Dabei schimpfte sie manchmal über seine zerrißenen Sandalen oder über den Gestank seines Tabaks, und manchmal sang sie oder erzählte lustige Geschichten.

Das schwierigste Problem, mit dem Shakuntala zu kämpfen hatte, lag in der Wasserversorgung. Der Gutsherr war dafür verantwortlich, daß die Bäume bis in die letzten Wochen vor der Ernte ausreichend bewässert wurden. Täglich war Shakuntala stundenlang im Jeep unterwegs, um die Bewässerung zu kontrollieren. Oft begleitete ich sie. »Im Grunde kämpfen wir hier auf verlorenem Posten. Wenn nicht ein Wunder geschieht, und warum sollte ein Wunder geschehen, werden wir in den nächsten drei bis vier Jahren den Kampf verloren haben. Die Steppe und der Dschungel werden uns auffressen.« Nach einer Weile: »Ich möchte gern, daß mein ältester Sohn noch einen anderen Beruf lernt, mit dem er seine Familie in der Stadt ernähren kann, wenn er hier fort muß. Aber er ist Bauer durch und durch, viel mehr, als sein Vater es je war.«

»Warum ist eure Situation hier so hoffnungslos?«

Shakuntala schien meine Frage nicht gehört zu haben. Während sie den Jeep auf einem schmalen Weg zwischen den Obstbäumen hindurchsteuerte, sah sie vergnügt aus: »Ich wäre ein guter Rennfahrer geworden.« Und nach einiger Zeit: »Als ich ein junges Mädchen war, ließ mein Vater mir Reitunterricht geben. Für eine Bauerntochter war das ungewöhnlich. Mein Vater hatte gute Zuchtstuten, und er verkaufte die jungen Pferde an die Engländer. Oft hatten wir Engländer bei uns auf dem Hof zu Gast. Sie ritten alle gut, auch ihre hochnäsig Frauen.« Nach einer Pause berichtigte sich Shakuntala: »Eigentlich waren sie gar nicht hochnäsig. Manche waren ausgesprochen nett, vor allem zu uns Kindern. Aber mein Vater konnte

es nicht leiden, daß die ladies so gut ritten. Aus lauter Ärger darüber sagte er eines Tages zu mir: »Ich will, daß du auch reitest. Lerne es!« Damals konnte ich es schon. Mein ältester Bruder hatte mich aufs Pferd gehoben, als ich noch keinen Sari trug. Meine Mutter wußte, daß ich ein Pferdenarr war und fand es schlimm genug. Aber vor meinem Vater hatten wir es geheimgehalten. Jetzt reite ich diesen vergammelten Jeep, aber es macht mir auch Spaß. Alles, was sich schnell bewegt, macht mir Spaß.« Shakuntala hatte das Fahrzeug plötzlich gestoppt. Sie war schon hinter einem Gebüsch verschwunden, bis ich begriffen hatte, daß ich ihr folgen sollte. Während sie sich über den Rand des Ziehbrunnens beugte, sagte sie: »Hier haben Sie den Grund für unsere hoffnungslose Lage!«

Ich starrte in die schwarze Tiefe. Als ich mich aufrichtete, saß Shakuntala schon wieder am Steuer. »Früher gab es genug Wasser in diesem Brunnen«, sagte sie, »im Überfluß hatten wir es nie, aber wir hatten genug. Wir pumpten es mit Ochsen gespannen, wie die meisten kleinen Bauern es heute noch tun. Es ging langsam, aber das Tempo der Ochsen entsprach der Kapazität der Wasserradern. Dann fanden wir, daß wir viel zu fortschrittlich für diese mittelalterliche Methode waren, und rechneten uns aus, wie viele Zentner pro acre mehr wir ernten könnten, wenn die langweiligen Ochsen es lernen würden, zu rennen. Die Regierung war genauso klug wie wir. Sie versprach uns: »Schafft euch Motorpumpen an, wir subventionieren euch.« Also wurden Motorpumpen gekauft, und das Wasser kam. Himmel, wir konnten die Bäume baden. Genau zwei Jahre lang, dann hatten die Maschinen unsere Wasserradern erschöpft, und das kostbare Naß kam nur noch tropfenweise. Damals sind uns viele Bäume eingegangen, und wir waren drauf und dran, abzuwandern. Aber indische Bäume sind zäh wie Asketen. Im nächsten Jahr hatten sich viele wieder erholt. Das ist jetzt neun Jahre her. Seitdem pumpen wir das Wasser in Zeitlupe, und obwohl wir es nur noch wagen, den Bäumen in den letzten acht bis zwei Wochen vor der Ernte

Wasser zu geben, erschöpfen sich unsere Wasservorräte von Jahr zu Jahr unaufhaltsam. Wir haben viele Brunnen. In manchen ist der Wasserspiegel mehr als einhundert Fuß tief, die meisten liegen ganz trocken. Der Grundwasserspiegel weicht in unerreichbare Tiefen zurück. Jahr für Jahr machen wir neue Bohrungen. Die meisten sind vergeblich. Wenn die Austrocknung so fortschreitet, sind wir in vier bis fünf Jahren am Ende.«

An diesem Vormittag hatte Shakuntala die zwei Bohrtrupps und mehrere Gruppen von Arbeitern kontrolliert, die die niederen Bewässerungsgräben instand hielten. Auf der Heimfahrt sang sie leise vor sich hin. Als ob sie meine Gedanken lesen könnte, sagte sie plötzlich lachend: »Ich bin nicht der Typ, der sich von Sorgen auffressen läßt. Als ich jünger war, hatte ich einen guru. Sein wichtigster Rat war: versuche immer, im Augenblick zu leben! Das ist das einzige, was ich von dem heiligen Mann gelernt habe, und es war genug. Ich habe es jahrelang trainiert, wie man Hochsprung oder Klavierspielen trainieren muß. Jetzt ist es mir zur Natur geworden, und es ist mir eine große Hilfe.« Als wir den Hof schon liegen sahen, drehte sich Shakuntala nach mir um: »Haben Sie verstanden, was der Techniker sagte, der dabei war, den Pumpenmotor auszuwechseln?«

»Nein.«

»Er sagte, daß bei einem unserer Nachbarn eingetreten sei, was mein Mann seit Jahren kommen sah. Die Brunnenbohrerei durchsetzt den Boden mit Hohlräumen. Verstehen Sie das?«

Ich nickte.

»Wissen Sie, was bei dem Nachbarn nun allmählich in diese Hohlräume hineinzudrücken beginnt?«

»Nein.«

»Das Meer mit seinem Salzwasser. Wenn das erst anfängt, können wir die Mangos gleich als Chutney⁵ ernten.«

⁵ Chutney, stark gewürzte Speisebeilage aus Früchten.

»Das ist schrecklich!«

»Ja. Bei einem Nachbarn hat es schon vor zwei Jahren angefangen. Seitdem bleibt den Leuten das Herz stehen, sobald sie etwas Weißes auf dem Boden durchschimmern sehen. Mein Mann gehört zu den Menschen, die sich von ihren Sorgen langsam vergiften lassen. Wenn wir hier genug Wasser hätten, bekäme er keine Nierenkoliken, glauben Sie mir. Die Salzablagerungen setzen sich in seiner Seele fest, ehe sie sich in unserer Erde festsetzen.«

Während des Mittagessens setzten wir die Unterhaltung fort. Shakuntala erzählte mir in diesem Zusammenhang von einem Projekt zur Entsalzung des Meerwassers, das in der Nähe von einem westeuropäischen Staat in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung entwickelt worden war. »In Europa scheint die Methode erfolgreich gewesen zu sein. Hier war es ein absoluter Fehlschlag, obwohl die Aufsicht bei erfahrenen Europäern lag. Die Gründe werden wir wohl nie erfahren. Das Projekt hat Millionen verschlungen.«

Shakuntala wußte noch von einem anderen Plan, das Wasserproblem zu lösen. Die Bauern in Nordwestindien hatten große Hoffnungen darauf gesetzt. »Aber das war noch vor der Teilung unseres Landes. Damals war die Rede von einem großzügigen Kanalsystem. Ein Abfluß des Indus sollte durch unsere Gegend geleitet werden. Der Indus produziert Jahr für Jahr Überschwemmungen. Er hat so viel Wasser, daß er gewaltige Ländereien in ein Paradies verwandeln könnte. Aber seit der Teilung gehört er zu Pakistan. Und Pakistan ist jetzt Ausland, sogar feindliches Ausland.«

Shakuntalas Tochter Nihru hatte den Vormittag über an der Nähmaschine gesessen und Sariblusen für ihre Mutter genäht. Sie sah schmal, blaß und übermüdet aus. Vermutlich hatte sie mehr Ähnlichkeit mit ihrem Vater als mit der robusten Mutter. Sie hob nie den Blick. Sobald ein Mann auf den Hof kam, zog sie sich den Sari tief in die Stirn. Auch als ich am Morgen mit ihr zusammen den Reis für die Mittagsmahlzeit verlas, konnte

ich sie nicht zum Reden bringen. Während wir beim Reisverlesen waren, erschien eine der Landarbeiterfrauen mit einem Bübchen auf dem Arm in der Küche. Ich streichelte das Kind. Als ich danach den Reis wieder berührte, stand Nihru schweigend auf und füllte sich einen zweiten tali mit Reis, der noch unverlesen war. Was aus dem Reis wurde, den ich verlesen hatte, konnte ich nicht weiter verfolgen. Eines war jedoch gewiß: Nihru war so orthodox, daß sie unter keinen Umständen von dem Reis gegessen hätte, den ich berührte, nachdem ich das Kind der Kastenlosen auf dem Arm gehabt hatte. Daß ich als Nicht-Inder eigentlich auch zu den Kastenlosen gehöre, schien sie nicht zu stören.

Als wir uns bei Tisch über das Indus-Kanal-Projekt unterhielten, schaltete Nihru sich zum ersten Mal in unser Gespräch ein. Während sie ihr schlafendes Baby in Navas Arme legte, sagte sie: »Ein Glück, daß unser Vater nicht hier ist. Dieses Thema regt ihn so auf, daß er stundenlang darüber redet und dann total erschöpft ist.«

Shakuntala nickte. »Es ist aber auch zum Aufregen. In seiner Kindheit und Jugend waren seine besten Freunde Muslims. Viele Muslimfamilien aus der Nachbarschaft gingen hier aus und ein. Sie kamen zu unseren Festen, wie wir zu ihren Festen gingen. Beim Essen saßen sie ein wenig abseits. Oft brachten sie sich ihr eigenes Essen mit. Aber kein Mensch hatte das Gefühl, daß man nicht zusammengehörte. Es war Sitte, daß Muslims und Kasten-Hindus nicht zusammen aßen; trotzdem waren sie gute Freunde und Nachbarn, bis die Politiker sich einzumischen begannen und uns gegeneinander aufhetzten. Die Teilung hat uns den Rest gegeben. Jetzt sind die Inder jenseits der Grenze ein anderes Volk, bloß weil sie eine andere Religion haben. Jetzt heißen sie Pakistani.«

Es war Abend. Navas, die tagsüber Nihrus acht Monate altes Söhnchen bemuttert hatte, war schlafen gegangen. Der Rest der Familie saß auf der Veranda und wartete auf die Abkühlung. Die Greisin hockte abseits auf der Treppe und mur-

melte, den Rosenkranz in der Hand, das japa⁶. Vom Obstgarten herüber tönte das monotone Kri-she-na, Kri-she-na, und hier und da glimmt noch ein Feuerchen.

Ich fragte Shakuntala, wieso der Name Bob Haller auf eine der landwirtschaftlichen Maschinen geschrieben sei, die hinter dem Haus standen. In großen, roten Ölfarbebuchstaben prangte er über der ganzen Breite der Maschine.

»Bob Haller war einer der amerikanischen peace-corps-boys, die einige Jahre hier in der Nähe eine Niederlassung hatten. Er war der netteste von ihnen.« Shakuntala drehte sich lächelnd nach ihrer Tochter um. »Nicht wahr, Nihru!« Nihru lachte. »Er war in Nihru verliebt«, sagte Shakuntala, »aber Nihru war damals schon verheiratet. Sie war sechzehn Jahre alt. Mit zwölf hatten wir sie verheiratet, und mit achtzehn ist sie zu ihrem Mann gezogen, oder genauer, zu seinen Eltern.«

»Hättest du Bob Haller heiraten mögen, Nihru?« fragte ich sie.

»Er war sehr nett«, sagte Nihru.

»Ja und?«

»Ich hätte keine Lust gehabt, nach Amerika zu gehen.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Übrigens hat dieser Bob eine Verbesserung an unserer Drill- und Sämaschine vorgenommen, die sehr nützlich war. Das ist der Grund, warum mein Mann seinen Namen dort angeschrieben hat.«

»Eigentlich hatten sie von Landwirtschaft und erst recht von indischem Landwirtschaft nicht die leiseste Ahnung«, sagte Dina, aber ihre Stimme klang wohlwollend. »Sie waren drei Wochen lang über landwirtschaftliche Maschinen informiert worden, für deren Einführung sie werben sollten. Das war ihre ganze

⁶ Eine viel praktizierte Gebetsübung der Hindus besteht darin, den Namen des ista-devata möglichst ununterbrochen zu beten. Manche Gläubige zählen dabei an ihrem Rosenkranz mit, wie oft sie den Namen Gottes sagen.

Vorbereitung. Alle waren Studenten, Chemiker, Juristen, Architekten. Bob hatte Dramaturgie studiert. Aber sie waren guten Willens, und das war das Beste an ihnen.«

»Haben sie euch nicht den Mund nach einem Leben in der westlichen Wohlstandsgesellschaft wäßrig gemacht?«

»Das wollten sie«, sagte Dina, »Bob, der uns ein paar Mal in Bombay besucht hat, sagte meinem Mann eines Tages: ›Viel praktischen Nutzen können wir den Bauern leider nicht bringen, dafür wissen wir zu wenig. Aber wir können ihnen klarmachen, wieviel mehr Möglichkeiten es für Menschen gibt, die in einem fortschrittlichen Land leben. Das reizt vielleicht die Jünger, sich anzustrengen, damit sie eines Tages wie wir leben können.««

Shakuntala hatte mehrmals ärgerlich geknurrt, schließlich unterbrach sie Dina: »Bob war ein besonders tüchtiger und guter Junge, aber hör' mir auf mit diesen Verwestlichungsträumen. Natürlich sind wir dankbar, daß mein Mann sich die Nieren röntgen lassen kann. daß es Penizillin gibt, die Sämaschine und vieles andere. Aber diese Entwicklung ist ein zweischneidiges Schwert: mit der Verwestlichung kommt der sittliche Verfall!«

»Wie meinen Sie das, Shakuntala?« fragte ich.

»Das will ich Ihnen an einem Beispiel erklären. Bei uns verstößt es gegen die Sitte, sich in Gegenwart eines Dritten liebzuhaben. Hier in der Nähe lebte ein junges Ehepaar mit einem vierjährigen Kind. Wir kannten die Leute gut. Sie waren in unserem Alter, und wir besuchten uns gegenseitig. Eines Tages umarmte und küßte der Mann seine Frau, während das Kind dabei war. Der Blick der Frau fiel auf ihr Kind, und sie glaubte zu sehen, daß es erschrocken war. Sie nahm sich das so zu Herzen, daß sie Selbstmord beging. Wahrscheinlich spielte es dabei eine Rolle, daß wir in allen kleinen Buben Gopal, den Krishna-Knaben, erblicken. Der Witwer hat nie wieder geheiratet. Er sagte immer: ›Eine so reine Frau wie meine erste werde ich nicht wieder bekommen.‹ Und jetzt sieht man

Koitusszenen in den westlichen Filmen. Das ist eure Zugabe zu Penizillin, Röntgenapparaten und elektrischen Pumpen.«

Aus dem dunklen Zimmer hinter uns ertönte Navas Stimme: »Was für Szenen sieht man in den westlichen Filmen, Tante Shakuntala?« Das Kind hatte offenbar auf dem Fensterbrett gesessen und uns zugehört.

»Gleich wird gezischt!« rief Dina ihr halb lachend, halb ärgerlich zu, »geh sofort ins Bett!«

»Na schön.« Navas war bereit, sich zurückzuziehen. Aber sie streckte den Kopf noch einmal zu uns heraus und sagte: »Ich heirate jedenfalls einen Amerikaner. Ist der Bob noch unverheiratet?«

Dina beugte sich zu mir und flüsterte: »Genauso habe ich reagiert, als ich dreizehn war. Nihru dagegen wollte den Bob nicht. Das ist einer der typischen Unterschiede zwischen Hindus und Parsen.«

Ehe wir aufstanden, um schlafen zu gehen, fragte ich Shakuntala, ob sie der Meinung sei, die Frau habe mit ihrem Selbstmord recht gehandelt.

»Nein, der Meinung waren wir auch damals nicht, denn sie hat ihrem kleinen Buben die Mutter genommen und ihrem Mann die Gattin. Ich wollte Ihnen nur klarzumachen versuchen, wie sehr sich die westliche Haltung in diesen Fragen von unseren angestammten Sitten unterscheidet. Wenn wir diese Laxheit und Sexbesessenheit von euch übernehmen, werden die Familien bei uns so zerfallen wie bei euch, und die Menschen werden so unglücklich und haltlos werden, daß auch hier die Selbstmordziffern in die Höhe schießen. Vorläufig ist Selbstmord eine große Seltenheit bei uns.«

In der folgenden Nacht gab es nicht die geringste Abkühlung. Um fünf Uhr hielt ich es nicht länger im Bett aus. Ich stand leise auf, zog mich an und ging in den Garten. Vom Hof herüber hörte ich das Rumoren der Kühe an ihren hölzernen Futtertrögen, auf dem Feld schrie ein Pfau, und die Wächter in den Obstgärten riefen ihre Losung Kri-she-na ...

Die Dämmerung hing nur noch unter den Bäumen, der Himmel war schon hell. Ich ging ein Weilchen auf und ab, dann setzte ich mich auf einen umgestülpten Korb. Im selben Augenblick betrat Shakuntala den Garten. Sie trug einen Messingtali, auf dem Hibiskusblüten lagen. In einem kleinen Metallhalter steckten mehrere glimmende Räucherstäbchen. Ich folgte ihr in einigem Abstand, neugierig, wo sie ihr Morgenpuja verrichten würde. Als sie meine Schritte hörte, drehte sie sich um und sagte: »Kommen Sie doch mit, wenn Sie mögen.«

Wir gingen in eine Ecke des Gartens, die ich bisher nicht betreten hatte. Unter den hängenden Ästen eines Gul-Mohur-Baumes lagen, grell gegen den Hintergrund des grauen Stamms, zwei rot bemalte Steine. Shakuntala blieb einen Augenblick ruhig vor ihnen stehen. Dann legte sie auf jeden der Steine eine Hibiskusblüte und steckte die Räucherstäbchen in die Erde. Aus einer kleinen Silberdose nahm sie eine stark duftende Paste, zeichnete damit eine kurze bräunliche Wellenlinie auf jeden Stein und verneigte sich. Danach nahm sie abermals ein wenig von der Sandelholzpaste aus dem Döschen, drehte sich nach mir um, tupfte mir lächelnd ein gelbliches Mal auf die Mitte der Stirn, legte die Hände zusammen und verneigte sich ernst vor mir. Während sie sich mit erhobenen Händen und geschlossenen Augen zum Gebet sammelte, ging ein leises Wehen durch die Zweige. Hier und da begann eines der fiedrigen Blätter zu zittern wie eine nervöse Hand, und dann bewegten sich die Äste in eleganten Schwüngen.

»Sehen Sie«, sagte Shakuntala lächelnd, »die devi schickt uns einen kühlen Morgenwind.«

»Zu wem beten Sie?« fragte ich, »zu Durga?«

»Zur Mutter des göttlichen Erbarmens, die tausend Namen hat. Wir nennen sie Khodiar. Das ist der Name, unter dem sie von unserer königlichen Familie angebetet wird.«

»Und Sie sehen sie in diesen Steinen?«

Shakuntala warf mir einen schnellen, prüfenden Blick zu,

dann antwortete sie: »Wenn ich nicht so unerleuchtet wäre, würde ich sie in Ihnen und in diesem Baum und in allem erblicken.«

»Aber in den Steinen sehen Sie die Göttin?«

»Nein, auch dazu bin ich zu blind. Aber die Steine erinnern mich an sie.«

»Warum gerade die Steine?«

»Wir haben sie hier vor vielen Jahren als formlose Symbole der Gottheit aufgestellt, nachdem eine Verwandte meines Mannes, eine ältere Frau, die wir alle wegen ihrer Güte und Weisheit verehrten, an dieser Stelle in Ekstase geriet. Wir sagten: ›Sie war von der Göttin besessen.‹ Die devi gab uns zu erkennen, daß sie hier von uns verehrt werden wollte. Warten Sie, bewegen Sie sich nicht. Sehen Sie die kleine gilhari?«

Auf dem größeren der beiden Steine saß eines jener flinken, grünlich gestreiften Eichkätzchen, die sehr viel zarter und wendiger als unsere Eichkätzchen sind.

»Wissen Sie, woher die drei hellen Streifen kommen, die sich über seine ganze Rückenlänge hinziehen?« fragte Shakuntala mich leise.

»Nein.«

»Die gilharis waren die kleinsten und schwächsten Helfer, als Hanumanji mit seinen Affen die Brücke vom indischen Festland nach Ceylon baute, damit Sita aus der Gefangenschaft des Dämonenkönigs befreit werden konnte. Zum Dank hob Sitas Gemahl Rama eines dieser kleinen Tiere in die Höhe und fuhr mit drei Fingern segnend über seinen Rücken. Seitdem tragen die gilharis diese drei hellen Streifen.«

RAJ MATAJI

Die Königin-Mutter lebt von Erinnerungen

»Was für einen Geschmack müssen die Leute haben, die Gottes Namen auf ein Bankkonto einzahlen! Weißt du, was wir früher gemacht haben, als das Mehl noch nicht rationiert war? Wir haben den Namen Gottes auf Papier geschrieben und ausgeschnitten. Die Papierstückchen haben wir mit Mehl gemischt, kleine Kugeln daraus geformt und sie dann in den Ganges geworfen, um die Fische zu füttern. Da siehst du, was für kindliche Gemüter wir hatten.«

Anfang 1969 zog ich in ein kleines Haus am Hanuman-ghat¹ in Benares, unmittelbar neben dem Tempel, der dem Affengott Hanuman geweiht ist. Mehrere Affenfamilien, die auf den Dächern und in den Baumkronen der Umgebung hausten, wurden regelmäßig von den Priestern gefüttert. Zwei Affenmütter mit ihren Babies hatten sich inzwischen häuslich auf meinem Dachgarten eingerichtet und waren wütend über den Eindringling, der ihre Alleinherrschaft beschnitt. Anfangs traute ich mich nicht ohne Knüppel auf das Dach. Affenmütter können höchst ungemütlich werden. Nach zwei, drei Wochen hatten die zornigen jungen Damen begriffen, daß ich nichts anderes wollte, als in der Wintersonne sitzen und dabei meine trocknende Wäsche vor ihrer handgreiflichen Neugier schützen. Eines Tages rief jemand vom Nachbargrundstück aus nach mir, während ich neben meiner am Boden ausgebreiteten Kleidung saß. Ich legte meine Strohmatte über die Wäsche und ging die wenigen Schritte bis zur Brüstung, nicht ohne vorher einen mißtrauischen Blick auf meine Untermieter aus Hanumans Geschlecht geworfen zu haben. Ineinander verschlungen

¹ ghats heißen die breiten Treppen, die zu den Badestellen am Ufer des Ganges führen. Dieses ghat ist nach dem Affengott Hanuman benannt.

hielten sie friedlich Mittagsschlaf auf meinem Dachfirst. In dem Augenblick, in dem ich mich über die Brüstung beugte, hörte ich ein leises Gähnen. Diese Schauspieler! Mitten aus dem tiefsten Verdauungsschlaf sprangen Umi und Mumi blitzartig vom Dach herunter, hoben die Strohmatte ab, packten meine Kleidung und verschwanden in dem Mangobaum, der nebenan im Tempelhof stand. Dabei hörte ich sie aufgereggt nach ihren Babies rufen. Ein wenig später kam ein dunkellivrierter Diener und brachte mir höflich lächelnd die Überreste meines Pullovers. Er sei der Butler ihrer Hoheit, der Rajmata² von N., die zur Zeit jenseits der kleinen Gasse im Gästehaus des Staates Mysore abgestiegen sei. Das war meine erste indirekte Begegnung mit Rajmataji, wie ich sie später nannte.

Mein Nachbar zur Rechten war ein reicher Viehbauer. Von meinem Dach aus konnte ich in seinen Hof blicken. Dort standen ein gutes Dutzend schwerer, schwarzer Wasserbüffel und drei, vier zierliche Kühe vor ihren runden Trögen angekettet. Das Haus wirkte düster. Mauern und Dächer waren dicht mit Kuhfladen beklebt. Oft sah ich den Bauern die getrockneten Mistfladen herunternehmen und die Kinder sie dann zu einer Pyramide aufschichten. Oder ich sah ihn vor einem Haufen mit frischem Mist hocken und die Fladen formen; jedem einzelnen prägte er zum Schluß einen tiefen Abdruck seiner Rechten ein. Darauf klatschten die Kinder die genormten Fladen an die leeren Stellen der Mauer. Die getrockneten Kuhfladen sind ein begehrtes Brennmaterial und werden teuer verkauft.

Jeden Morgen holte ich bei meinem Nachbarn frische Büffelmilch, und regelmäßig begegnete ich dem Fahrer Ihrer Hoheit. Eines Morgens sprach er mich an: »Du sollst keine Büffelmilch trinken, meine Herrin trinkt nur Kuhmilch.« Als ich ihn fragte, warum nicht, antwortete er mit feierlicher Miene: »Büffelmilch ist nicht gut für deine Seele.« Der Inder glaubt, daß die Milch des Wasserbüffels die Seele eines Menschen schwerfällig

² Königinmutter.

macht. Um meinem wohlwollenden Ratgeber nicht zu enttäuschen, kaufte ich an jenem Morgen die fettarme Kuhmilch.

Tags darauf traf ich Ihre Hoheit nebst »Gefolge« auf dem Weg zum Anlegeplatz der Boote. Ich begrüßte Rajmataji und wurde zu einer Bootsfahrt eingeladen. Die Königinmutter war mit drei uralten und einer alten Dienerin, mit einem Butler, einem Fahrer und einem sweeper nach Benares gekommen. Die uralten Dienerinnen, von denen eine die Amme des verstorbenen Maharajas war, waren verhutzelter, ängstlich lächelnde Frauchen, denen man es ansah, daß sie die Bootsfahrt »schrecklich-schön« fanden. Welcher Hindu träumte nicht davon, wenigstens einmal in seinem Leben auf dem Ganges zu fahren. Aber wenn man über achtzig Jahre alt geworden ist, ohne jemals in einem Boot gesessen zu haben, nimmt das Gefühl: »selbst heiliges Wasser hat keine Balken«, gar zu leicht überhand. Ich tat, was ich konnte, um die Furcht der alten Frauen durch meine eigene Unbekümmernheit zu kompensieren, und allmählich entspannten sich die verkrampten Gesichter. Nur die »jüngere alte« Dienerin, ich schätzte sie auf sechzig, wagte erst wieder richtig zu atmen, als wir an Land waren. »Ihr Kreislauf ist nicht in Ordnung«, flüsterte mir Hoheit zu.

Offenbar hatte die Königinmutter sich für diese fromme Reise einen weiblichen Hofstaat aufgeladen, dessen Betreuung ihr einige Mühe machte. Sie war nach Benares gereist, um dort die Tempel zu besuchen, das rituelle Bad zu nehmen, im Angesicht des heiligen Stromes zu beten und Umschau nach einem Bauplatz zu halten. »Ich würde mir gern für den Rest meiner Tage ein kleines Haus am Ufer des Ganges bauen«, sagte sie. »Das Gelände am Ufer ist für uns Hindus das Heiligste vom Heiligen, aber es gibt anscheinend keinen Baugrund mehr zu kaufen.« Das ganze Land am Ufer war im Besitz der indischen Aristokratie, aber die riesigen alten Paläste aus der großen Zeit der Fürsten wurden langsam baufällig. Das Gästehaus, in dem Her Highness drei oder vier Zimmer gemietet hatte, war

victorianisch: riesige, hohe, leer wirkende Räume mit steifen Stühlen, verschnörkelten Frisierkommoden, kleinen Fenstern und abblätterndem weißen Stuck. Im Hof stand ein schöner alter Baum zwischen Schreinen, deren Götterbilder verstaubt waren.

Als Ihre Hoheit mich zum Dinner eingeladen hatte, lagen die alten Frauchen draußen im Schatten des Laubenganges auf den kühlen Fliesen und schliefen. Der Butler trug seine schwarze, schäbige Livree und bediente uns mit vornehmen Gleichmut. Rajmataji aß eine Handvoll Gemüse mit Reis und zeigte beim Tischgespräch die gleiche Enthaltsamkeit. Ich schätzte sie Ende fünfzig. Noch immer war sie eine schöne Frau, groß, schlank, hellhäutig mit edel geschwungenen Brauen über traurigen Augen. Nase, Mund und Kinn waren groß und streng geschnitten. Aber das gewellte Haar ließ ihr Gesicht weich erscheinen.

Obwohl sie schon seit Jahren verwitwet war, litt sie noch immer darunter, und es fiel ihr schwer, sich allein zurechtzufinden. »Wir indischen Frauen sind nicht dazu geschaffen, allein zu leben«, sagte sie, »wir haben es nicht gelernt. Seit jeher halten wir es für einen Zornesbeweis der Gottheit, wenn eine Frau nicht vor ihrem Mann oder vor ihren Kindern stirbt. Wir beten immer: ›Laß' mich zuerst sterben!‹ Viele Frauen haben aus Liebe sati³ gemacht, nicht aus dem Zwang der Sitte: Sie wollten ohne ihre Männer nicht weiterleben. Wer seinem Mann auf den Scheiterhaufen folgen wollte, mußte vorher einen Finger oder die Hand ins Feuer strecken, um zu erproben, ob er Schmerz empfand. Nur wenn die Seele der Frau in einer so exaltierten Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Seele ihres Gatten brannte, daß sie keinen physischen Schmerz mehr empfand, durfte die Selbstaufopferung vollzogen werden. Nur dann galt sie als heilvoll.«

Vor längerer Zeit hatten mir Freunde während einer Reihe

³ Selbstverbrennung wurde von den Engländern 1829 gesetzlich verboten.

von Konzerttagen eine dreiundachtzigjährige Rajmata anvertraut. Sie stammte aus einem zentralindischen Staat, der vor Jahrhunderten ganz Südostasien beherrscht hatte. Die alte Dame wurde jedesmal von einem Nachbarn im Auto zu mir gebracht, und ich setzte sie nach der Veranstaltung in einen Bus, der dicht vor dem Haus hielt, in dem sie für ein paar Wochen wohnte. Dort wartete ihr Sekretär auf sie. Es gehörte zu den Gepflogenheiten der alten Aristokratin, daß sie niemals Geld anrührte. Die zwölf paissas, die sie für den Bus brauchte, mußte ich jedesmal dem Schaffner geben. Grannyji, wie wir sie nannten, hatte unzählige Kinder, Enkel und Großeltern. Ihre Familie war von harten Schlägen heimgesucht worden. Das Leid hatte tiefe Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen, und doch besaß die zarte, kleine Greisin den Charme eines jungen Mädchens. Sie liebte es, sich nach dem Konzert mit mir auf eine Gartenbank zu setzen und mir von ihrer Kindheit zu erzählen. Etwa von der englischen Nonne, die jahrelang vormittags die Waisenkinder in der Missionsschule unterrichtete und nachmittags in den Palast kam, um sie zu unterrichten. »Ich schwärme noch heute für Sister Ruth«, sagte sie, »obwohl die gute Seele vor mehr als fünfzig Jahren gestorben ist.« Mit den Kenntnissen, die sie Schwester Ruth verdanke, könne sie noch heute ihren Enkeln bei den Schularbeiten helfen. Alle ihre Kinder seien mit Ruths Wiegenliedern in den Schlaf gesungen worden. Wie alle indischen Aristokraten, die ich kenne, war Grannyji den Leuten aus dem Westen wohlgesonnen. Die Engländer hatten es seit Generationen verstanden, sich die Sympathie der Fürsten zu erhalten und Ihnen das Bewußtsein zu geben, daß sie die Verbündeten der englischen Krone waren.

Als ich Grannyji eines Vormittags in ihrer Wohnung besuchte, saß sie an ihrem Schreibtisch und füllte große, weiße Briefbogen in zierlichem devanagari⁴ mit dem Namen ihres

⁴ Bezeichnung für die Sanskrit- und Hindischrift.

Lieblingsgottes Ram. Seit mehr als zwanzig Jahren unterzog sie sich dieser Übung täglich neunzig Minuten lang. Ihr guru habe ihr befohlen, jeden Tag den Namen Gottes anderthalb Stunden lang zu beten. »Aber ich bin zu alt, um mich so lange konzentrieren zu können. So versuche ich es, indem ich seinen heiligen Namen schreibe. Ich habe zu Hause zwei große Schränke, die mit diesen beschriebenen Blättern angefüllt sind. In Benares gibt es Banken, bei denen man sich ein Namenskonto einrichten kann. Man zahlt dort kein Geld ein, sondern diese Bogen und die ›Bank‹ führt Buch darüber. Wenn man eine bestimmte Anzahl erreicht hat, freilich muß es sich um Milliarden handeln, wird das Konto abgeschlossen, und was man darüber hinaus einzahlt, wird einem für das nächste Leben gutgeschrieben.«

Grannyji beobachtete mein Gesicht ein wenig lauernd, und plötzlich lachten wir beide. »Ich wußte, daß du mit diesen Kapitalisten nichts im Sinn hast«, sagte sie. »Mir gefällt es auch nicht. Was für einen Geschmack müssen die Leute haben, die Gottes Namen auf ein Bankkonto einzahlen! Aber weißt du, was wir früher gemacht haben, als das Mehl noch nicht rationiert war? Wir haben den Namen Gottes auf Papier geschrieben und ausgeschnitten. Die Papierstückchen haben wir mit Mehl gemischt, kleine Kugeln daraus geformt und sie dann in den Ganges geworfen, um die Fische zu füttern. Da siehst du, was für kindliche Gemüter wir hatten.«

Grannyji war elf Jahre alt, als sie heiratete. »Mein Mann war damals auch noch ein Kind, und er war noch lange Jahre fort in der Schule, ehe wir zusammenlebten. Du kannst dir nicht vorstellen, wie indische Frauen ihre Ehemänner vergöttern. Unsere Ergebenheit für unsere Gatten war ›immense‹, und sie ist es noch heute bei den meisten unserer Frauen. Für mich, meine Schwestern und Freundinnen war der Ehemann zugleich der guru. Du weißt doch, daß wir Verkörperungen der Gottheit in unseren gurus verehren. Eine meiner Enkelinnen hat kürzlich Einweihung von einem bekannten spirituellen Meister

erbeten, aber sie hätte es niemals ohne die ausdrückliche Erlaubnis ihres Gatten getan.«

»Verzeih, Grannyji, aber wie hättest du reagiert, wenn sich nach der Eheschließung die Erwartungen, mit denen du in deine Ehe gegangen bist, nicht erfüllt hätten?«

Grannyji griff nach meiner Hand und zog sie in ihren Schoß: »Wenn man die Geschichten der Götter in unseren Heiligen Büchern liest, kommt man auch an Stellen, die irritierend sind. Man fragt sich: Wie kann Gott so lieblos handeln? Oder denke dran, wieviel Unglück gerade guten Menschen zustößt. Aber das ist es eben: Wir sollen den Mann lieben und ihm gehorchen, auch wenn wir nicht verstehen, warum er uns Schmerz zufügt. Viele Ehefrauen sind wahre Heilige geworden durch die Geduld, die sie mit ihren schwierigen Ehemännern geübt haben. Am Ende sind sie von der ganzen Familie angebetet worden. Wir Inder sehnen uns danach, im Menschen das Göttliche zu verehren.«

Nicht alle indischen Ehefrauen haben das Zeug dazu, Heilige zu werden. Ich erinnere mich an Gespräche mit einer Aristokratin, die mit großer Bitterkeit über ihre Kindheit, Jugend und Ehe sprach. Sie war mit zehn Jahren verheiratet worden. »An sich ist nichts dagegen einzuwenden«, sagte sie, »wenn man noch so jung ist, gewöhnt man sich leichter an das neue Milieu. Aber an dem Hof meines Schwiegersvaters gab es abscheuliche Machtkämpfe, selbst wir Kinder wurden in die Intrigen hineingezogen. Als ich ein wenig älter wurde, habe ich beobachtet, wie manche Kinder systematisch von Höflingen durch Alkohol, Nikotin oder andere schädliche Genussmittel ruiniert wurden. Man wollte sie beiseite schaffen. Wir Mädchen wurden schon als Kinder hinter Schloß und Riegel gesperrt, und viele Frauen aus dem Adel durften erst vor ein paar Jahren die purdah ablegen. Als ständigen Begleiter hatte ich einen afrikanischen Neger-Eunuchen. Er war ein hochgebildeter Mann. Aber ich mußte mich bei ihm vorsehen: Er war nicht nur mein Beschützer und Berater, er war auch mein Gefängniswärter.«

»Waren auch die Frauen der Hindufürsten diesem Gewahrsam unterworfen?«

»Die Strenge des Gewahrsams war unterschiedlich. Aber die Sitte der purdah bestand seit der Moghulherrschaft⁵. Damals mußten die Hindufürsten ihre Frauen und Töchter streng bewachen lassen, weil es an der Tagesordnung war, daß sie von den Muselmanen geraubt wurden.«

Dieselbe Aristokratin erzählte mir bei anderer Gelegenheit, daß es in der Familie ihres Ehemannes noch bis vor wenigen Jahrzehnten üblich gewesen sei, sich überzähliger Töchter gewaltsam zu entledigen. Sie habe selbst eine alte Tante gekannt, die nur ihres empfindlichen Magens wegen die Chance gehabt habe, zu überleben. Als neugeborenes Kind habe sie zweimal hintereinander Opium bekommen und es sofort wieder ausgebrochen. Die Großmutter habe daraufhin erklärt, offenbar sei dieses Mädchen dazu bestimmt, am Leben zu bleiben. »Der Grund für diese grausame Unsitte war, daß die Väter durch die Geburt der Töchter ökonomische Probleme kommen sahen. Nach der herrschenden Sitte habe sich manch ein Fürst ruiniert, weil er seinen Töchtern die übliche Mitgift hatte geben müssen. Übrigens habe man sich noch vor zwei Generationen nicht den Umstand gemacht, Opium für diesen Zweck zu besorgen. Bestimmte Tanten waren darin geübt, das Gesicht eines neugeborenen Mädchens solange in eine Schüssel mit Milch zu halten, bis das Kind erstickt war. Man konnte dann leicht sagen: »Es war ein trauriger Unglücksfall. Die Kleine ist beim Milchtrinken erstickt.« Dabei wußte jeder, was von diesem Unglücksfall zu halten war⁶.«

Nach unserer Bekanntschaft in Benares besuchte ich Rajmataji in ihrer südindischen Residenz. Sie lebte in dem Palast, den

⁵ Um 1000 begannen die Raubzüge der Muselmanen nach Indien. In der Mitte des 13. Jahrhunderts herrschten sie bereits über große Teile des Landes. Alleinherrschaft über fast ganz Indien von 1520 bis 1757.

⁶ Kindestötung ist heute in Indien gesetzlich verboten und wird unter hohe Strafandrohung gestellt.

ihr Gatte, der verstorbene Maharaja, vor dem Kriege hatte bauen lassen. Alle Kinder, sie hatte mehrere Söhne und Töchter, waren verheiratet und lebten nicht mehr bei der Mutter.

Der Palast zeichnete sich durch seine sachliche Architektur aus, nichts wirkte übertrieben. An den Portalen und in den Hallen gab es kostbare, alte Holzschnitzereien, die sich harmonisch dem Gesamtbauwerk einfügten. Hinter dem Palast war ein alter hölzerner Laubengang. Jeden Tag freute ich mich an den geschnitzten und farbigen Figuren, die zwischen dem Dach und den tragenden Schäften eingepaßt waren. Da gab es mythisches Getier, Mütter mit Kindern, Familien, Musikanten und Handwerker. Am Ende des Laubenganges thronte ein großer Bronze-Buddha im Lotossitz. Mit einem kühlen, unergründlichen Lächeln sah er über die Hibiskusblüten hinweg, die ich ihm jeden Morgen in den Schoß legte. Rajmataji ließ mir allmorgendlich ein Päckchen mit frischen Blüten bringen, die in Bananenblätter eingeschlagen waren. Sie selbst brauchte die Blumen für ihr puja und mochte annehmen, daß ich einen ähnlichen Morgenritus feierte.

Ich wohnte in einem altmodischen und gemütlichen Gästehaus. Neben einem geräumigen Arbeits- und Wohnzimmer hatte ich ein Ankleidezimmer und zwei Baderäume je nach Wahl: western style mit Badewanne, oder indian style mit gekacheltem Becken.

Zweimal am Tag kam Devi, wischte den Boden auf, putzte Staub und brachte das Bad in Ordnung. Jedesmal fragte er mich: »Soll ich etwas mit zur Wäscherei nehmen?« Früher, als His Highness noch lebte, gab es eine eigene chemische Reinigung und einen Hoffrisör im Palast. Von diesen großen Zeiten schwärzte Devi. Er war ein schneller Arbeiter und hatte eine für indische Diener bemerkenswert kurze Leitung. Seit fünf Generationen arbeitete seine Familie im Palast. Darauf war er stolz. Als ich fortging, bat er mich um ein Foto. »Und gib mir bitte auch ein Bild von deinem guru. Ich verehre ihn.« Unter den Sachen auf meinem Schreibtisch hatte er das Foto eines

bekannten indischen Weisen liegen sehen. Außerdem wollte er ein »Certificate« darüber, daß er mir gute Dienste geleistet hatte. Indische Diener forderten solche Zeugnisse oft schon am dritten Tag.

Sein Kollege war weniger anspruchsvoll. Er war zufrieden mit dem Trinkgeld. Krishna war achtzig Jahre alt, schielte und hörte schwer. Seine Aufgabe bestand darin, mir am Morgen heißes Wasser fürs Bad zu bringen. Am ersten Tag wartete ich bis zwölf Uhr darauf. Nachdem ich mich bei ihm über seine Unpünktlichkeit beklagt hatte, weckte er mich fortan zwischen fünf und sechs Uhr. Er hatte keine Uhr, und ich glaube, er fing um Mitternacht an, den eisernen Ofen in seinem Hütchen zu heizen, auf dem er das Wasser wärmte. Das war nicht tragisch, denn er lag den ganzen Tag schlafend auf einer Bank vor der Hütte, und wenn ich etwas von ihm wollte, mußte ich ihn mit einem Grashalm an der Nase kitzeln. Dann sprang er niesend auf, stülpte sich den roten Turban über und nahm stramme Haltung an. Zu seinem Morgendienst gehörte es noch, mir das Frühstück aus der Küche zu holen, ein herrliches Frühstück mit Obst, Toast, selbstgemachter Butter und Tee.

Zum Palast gehörten etwa zweihundert Diener. »Früher hatten wir erheblich mehr«, sagte Rajmataji, »jetzt würden wir mit einem Bruchteil der Leute auskommen, aber ich kann niemanden fortschicken. Die Leute finden keine andere Arbeit, und ihre Familien müßten hungern. Wir können nur darauf warten, daß dieser viel zu große Stab sich auf natürliche Weise dezimiert.«

Da war zum Beispiel der Tierwärter, der zur Zeit des alten Maharajas die Leoparden versorgt und abgerichtet hatte, die für die Jagd gebraucht wurden; da war der Falkner; ein anderer Diener war für die Pfauen, die Fasane und die Tauben verantwortlich; ein vierter hatte das zahme Wild zu hüten. »Wir hatten weiße Rehe.« Komisch und ein wenig kläglich wirkten die Überreste der königlichen Leibwache. Vor Jahrhunderten hatte ein Ahnherr der Familie einige Dutzend arabische Sklaven nach

Indien mitgenommen und sie als Leibwache ausbilden lassen. Die Söhne übernahmen die Rolle ihrer Väter und holten sich nach wie vor ihre Frauen aus derselben arabisch-muselmanischen Sekte, der sie angehörten. Jetzt liefen die wackren Muselmanen zwar noch mit gewaltigen, roten Turbanen und Schärpen herum, aber ihre Krummsäbel hatten Rost angesetzt. Ihre pompösen Uniformen reichten bis zu den Knien: was dann kam, waren ein Paar krumme, schmutzige, nackte Beine. Wenn ich abends vom Palast zu meinem Gästehaus ging, begleitete mich eine säbelrasselnde Eskorte. Am Parktor dagegen hielten zwei junge Soldaten der modernen indischen Armee Wache; das gehörte zu den Privilegien, die der indische Staat seinen ehemaligen Fürsten eingeräumt hat. Natürlich habe der Staat N. zur Zeit der Abdankung der Fürsten⁷ eine eigene Armee gehabt, erzählte mir Rajmataji, »eine sehr kleine, wie Sie sich denken können, ein paar hundert Mann Infanterie und ein paar hundert Kavalleristen. Im Krieg 1916 hat der Maharaja, der ein Verbündeter der britischen Majestät war, seine Soldaten zum Einsatz nach Arabien geschickt.«

An einem der ersten Tage führte meine Gastgeberin mich durch die große Halle im Erdgeschoß, in der die feierlichen Empfänge stattgefunden hatten. Die weißen Wände waren bis zur halben Höhe holzgetäfelt und mit geschnitzten Ornamenten verziert. Die Decke bestand aus goldumrandeten Kassetten. Gegenüber der Tür hing ein lebensgroßes Ölgemälde des verstorbenen Maharajas. Der Fürst im elfenbeinfarbenen Seidenumhang und rötlichen Turban trug einen hohen britischen Orden. Seine Linke ruhte auf dem Schwertknauf, die Rechte war hinter dem Rücken verborgen. Seine Haltung hatte etwas Legeres und Wohlwollendes, aber sie verriet Selbstdisziplin. Das Gesicht wirkte großzügig, offen, freundlich und intelli-

⁷ 1947/48 dankten 562 indische Fürsten ab, zugunsten des neuen indischen Staates. Die Regierung der Indischen Union räumte ihnen Privilegien ein, u. a. Steuerfreiheit und regelmäßige Zahlungen, die sich nach der Größe ihres bisherigen Besitzes richteten.

gent. Von der gegenüberliegenden Wand blickten ihn die Bilder seiner Ahnherren an: selbstbewußte Gesichter orientalischer Fürsten wie aus einer prunkvollen Illustration von Tausendundeiner Nacht: diamantübersäte Turbane, juwelenbesetzte Dolche, schwerer Goldschmuck an Oberarmen, Handgelenken und Fingern, schimmernde Seide in allen Farben, Sammet, golddurchwirkte Brokate.

Auf einem Marmortisch unter dem Bild des verstorbenen Maharajas stand ein handsigniertes Bild der Queen Victoria mit ihrem prinzlichen »Consort« Albert, dem Coburger. Links davon ein Dutzend silbergerahmte Fotos indischer Fürsten. Einer von ihnen prangte in einer zwanzigfach geschlungenen Perlenkette. »Sie waren die Lehrmeister meines Gatten«, sagte Rajmataji. »Ehe er die Regierung hier übernahm, wurde er an mehrere Fürstenhöfe geschickt, um sein künftiges Handwerk zu erlernen, denn sein Vater starb, als er noch ein Kind war.«

Rechts von der Queen standen die handsignierten Fotos indischer Politiker aus den letzten Jahrzehnten: Nehru⁸, Rajagopalachari⁹, Patel¹⁰, Radhakrishnan¹¹, Männer in bürgerlicher Kleidung, mit klugen, grüblerischen Gesichtern. Gandhis Foto stand auf einem besonderen Tisch. Auf den Regalen, die hier und da im Raum verteilt waren, begegnete man bekannten Gesichtern. Da war eine Aufnahme der ganzen Nehrufamilie, Indira mit ihren beiden Söhnen, His Exalted Highness, der Nizam von Hyderabad, ein zierlicher Mann in gestreiftem Anzug, der unsicher über den Rand seiner altmodischen Brille blickte, Aga Khan, der Sohn, seriös und nichtssagend in einer Gruppe vergnügter junger Leute, und Anthony Eden. Eine

⁸ Nehru, von 1947 bis 1964 erster Premierminister des unabhängigen Indien.

⁹ C. Rajagopalachari war Ministerpräsident von Madras, Gouverneur von West-Bengal und indischer Innenminister, er ist Philosoph und Schriftsteller.

¹⁰ V. Patel, erster Innenminister des freien Indien. Er starb 1950.

¹¹ S. Radhakrishnan, Professor, Philosoph und Schriftsteller, bis 1962 indischer Staatspräsident.

Vitrine in der Ecke bewahrte die kostbaren Dankgaben auf, die der Gatte meiner Gastgeberin erhielt, nachdem er sein Amt als Gouverneur eines Bundesstaates niedergelegt hatte.

Rajmataji ging in einer seltsamen Geistesabwesenheit mit mir von Bild zu Bild. Ihre Antworten auf meine Fragen fielen so knapp aus, daß mir das Fragen schließlich verging. Vielleicht fürchtete sie sich vor den vielen Erinnerungen, die angesichts dieser Bilder wieder lebendig wurden. Der Weg von ihren Gemächern im ersten Stock in die Halle hinunter war mühsam für sie. Nicht ein einziges Mal konnte ich sie zu einem Morgen- oder Abendspaziergang im Park überreden. »Ich verlasse das Haus nur noch, um Tempel zu besuchen oder um auf eine Pilgerfahrt zu gehen«, sagte sie, wobei sie mich mit mädchenhaft wirkender Scheu anlächelte.

Im Grunde war eine Frau wie ich, die allein in einem fremden Erdteil herumreist, etwas Unbegreifliches für sie. Sie fand es nicht unmoralisch, daß ich allein reiste, aber sie begriff nicht, wie man es tun konnte. Verwunderlich war das nicht. Wann immer sie einen Schritt aus ihrem Palast getan hatte, war sie umgeben von einer Schar von Höflingen und Dienern. Der Tagesablauf Ihrer Hoheit war streng geregelt. Am Morgen verbrachte sie mehrere Stunden in ihrem pujaraum bei Gebet und Meditation. Dann hatte sie Besprechungen mit den Hofbeamten, diktirte ein paar Briefe und las Zeitungen. Nach dem Mittagessen ruhte sie. Am Nachmittag empfing sie Besucher. Oft kamen Frauen aus der Verwandtschaft, die in der Nähe wohnten. Die Vettern ihres Mannes waren zum Teil Großbauern geworden.

»Sie wurden für ihre Erbansprüche abgefunden, indem His Highness ihnen ein oder mehrere Dörfer und reichlich Land schenkte«, erklärte mir ein Hofbeamter und zeigte mir eine Landkarte, auf der der Hoheitsbereich des letzten regierenden Maharajas mit dreitausend Quadratmeilen Staatsgebiet und sechshunderttausend Einwohnern eingetragen war. Eine stattliche Reihe von Dörfern war auf diese Weise verschenkt wor-

den. Die Leibeigenschaft der Bauern sei aber bereits vor der Abdankung der Fürsten annulliert worden, beeilte sich mein Gesprächspartner zu versichern. Jetzt haben die Großbauern aus fürstlicher Abstammung nur noch Güter bis zu achtzig acre Größe, mehr erlaubt die Verfassung nicht.

Die Frauen und Töchter der adligen Großbauern waren brave Bürgerinnen. Sie plauderten mit Rajmataji über ihre Familiensorgen, aber die Unterhaltung verlief mühsam, denn die Königinmutter war alles andere als gesprächig. Nachdem sie darum gebeten hatten, entlassen zu werden, hockten sie sich auf den Boden, und ihre rechte Hand flog zwei-, dreimal zwischen dem Teppich und der eigenen Stirn hin und her. Als ich zum ersten Mal Zeuge dieser Zeremonie wurde, sagte Rajmataji leise zu mir: »Das ist eine alte Sitte.« Ihre Schwiegertöchter begrüßten sie in der gleichen Weise, und dieselbe Zeremonie fand statt, wenn die jüngere Schwiegertochter eine ältere Tochter von Rajmataji begrüßte oder sich von ihr verabschiedete. Aber es wurde niemandem übelgenommen, wenn er diese Sitte nicht respektierte. Nachmittags kamen häufig Bittstellerinnen aus der Stadt oder aus den Dörfern, Frauen von Handwerkern oder kleinen Kaufleuten, die ihre ehemalige Landesfürstin batzen: »Verhilf meinem Mann zu einer Arbeit!« oder: »Hilf meinem Sohn zu einem Stipendium für eine gute Schule!« Die Frau eines Tischlers bedankte sich dafür, daß Ihre Hoheit eine Operation für sie bezahlt hatte. Eine andere kam mit einem scheuen, jungen Mädchen, dessen Gesicht vom Sari verdeckt war und das kein einziges Wort redete. »Sie ist die Frau unseres ältesten Sohnes. Sie stammt aus dem Dorf XY. Ihr Vater ist pujari am Tempel der Göttin Z.« Ihre Hoheit stellte ein paar knappe Fragen. Man saß sich an einem runden Tisch gegenüber: die Besucher an der vorderen Kante ihrer Stühle, Hoheit bequem zurückgelehnt.

Eine Dienerin brachte einen hübschen Sari, den Rajmataji der jungen Frau mit einem winzigen Lächeln zuwarf. Dann standen die Besucherinnen auf und gingen grußlos davon.

Am Abend las meine Gastgeberin oder sie machte Handarbeiten. Abgesehen von Zeitungen und Zeitschriften beschränkte sich ihre Lektüre auf beschauliche Texte. Sie schlief nicht im Bett, sondern auf einem Lager, das am Fußboden für sie bereitet wurde, kleidete sich in weiße, unauffällig gemusterte Baumwollsaris und aß nur zweimal am Tag; mehrmals im Monat wurden Fastentage eingelegt. Obwohl der Koch seine Kunst verstand und Rajmataji mich unermüdlich nötigte, fiel es mir schwer, mich sattzubauen. Meine Gastgeberin aß so wenig und so eintönig, daß ich mir mit meinem gesunden Hunger unmanierlich vorkam. Auf alle süßen Leckereien oder Nachspeisen verzichtete sie seit dem Tod ihres Mannes.

Als eine der Töchter meiner Gastgeberin mit ihrem einjährigen Söhnchen zu Besuch kam, wurden die Tischgespräche munterer. Die junge Dame war mit dem »Kronprinz« eines zentral-indischen Fürstentums verheiratet. Offenbar genoß sie die europäischen Speisen, die uns stets zur Auswahl mit indischen angeboten wurden. In dem Palast ihres Schwiegervaters werde »viel zu indisch und scharf gewürzt gegessen«.

Der Butler, ein vornehm wirkender, älterer Mann mit Schnurrbart und klugen Augen, mischte sich gelegentlich in unsere Unterhaltungen ein: Zum Beispiel, wenn es darum ging, wie alt das Familienwappen sei, das dem schweren silbernen Geschirr eingeprägt war. Seine Väter hatten schon der frömmlichen Familie gedient, und er versah den Dienst seit mehr als fünfzig Jahren. Solange »late His Highness« noch lebte, durfte er keine andere Arbeit ausführen, als die Hoheiten bei Tisch zu bedienen. Jetzt half er dem jungen Maharaja während seiner Besuche im väterlichen Palast beim An- und Auskleiden. Er hatte in der frömmlichen Familie eine Vertrauensstellung. Mich behandelte er mit liebenswürdig väterlicher Duldsamkeit und ohne jenen leisen Anklang von Herablassung, den man gelegentlich als bürgerlicher Gast von frömmlichen Dienern zu spüren bekommt. Wenn er mir die silberne Schüssel zum dritten Mal reichte, war ein Ausdruck von Resignation in seinen

alten Augen. Mein kurzes Zögern, welches Besteck für welches Gericht zu benutzen sei, entging ihm nicht, und er half mir, indem er, gleichsam zufällig, auf jenen Löffel blickte, der jetzt an der Reihe war. Die Ungeübtheit, die ich bei meiner Kombination der Gewürze erkennen ließ, nötigte ihm ein erstautes Lächeln ab, wenn er mir am Ende der Mahlzeiten den silbernen Gewürzbehälter reichte. Anis, Fenchel, Nelken und ein Dutzend anderer Gewürze gelten als verdauungsfördernd und werden dem Gast auch in guten Restaurants zum Schluß gereicht.

Nachmittags begegnete mir der Butler manchmal auf einer der Terrassen, während die winzige Hoheit auf seinen Schultern ritt und übermütig krähend an seinem Turban zerrte. Little Highness war ein dralles, temperamentvolles Kind. Es hatte nicht weniger als drei Zofen, die sich Tag und Nacht in seiner Fürsorge ablösten. Gelegentlich wurde ihm ein Ausritt auf den Schultern des alten Dieners erlaubt, damit er des männlichen Umganges im Palast seiner Großmutter nicht völlig entwöhnt wurde.

Seine Mutter war eine hübsche, junge Frau, natürlich und unbeschwert, die sich für Kleider und Filme interessierte. Sie hatte ein College besucht und sprach gern mit mir über ihre bedeutenden Standesgenossinnen:

Zwei Frauen des Hochadels geben den politischen Berichterstattern der Zeitungen seit Jahren Gelegenheit, ihre Spalten zu füllen: Guyatri-Devi, die ihrer rassigen Schönheit und ihrer politischen Dynamik wegen berühmte Maharani von Jaipur, und die Rajmata von Gwalior. Die ältere Generation der indischen Aristokratinnen lebt größtenteils in der gleichen Zurückgezogenheit wie meine Gastgeberin. Einige dieser Frauen lassen sich die besondere Fürsorge religiöser Institutionen und Persönlichkeiten angelegen sein. Die mittlere und jüngere Generation dagegen scheint sich neben dem gesellschaftlichen Leben anderen Interessen zuzuwenden: der Politik, der Kunst, dem geschäftlichen Leben.

Maharaj-Kumar, der zweite Sohn meiner Gastgeberin, hatte

sich als Abgeordneter einer Partei mit liberal-großbürgerlichen Tendenzen ins Landesparlament wählen lassen. Er wohnte nicht weit vom Palast seiner Mutter in einem eigenen Castle. Maharaj-Kumar war neben seiner Abgeordneten-Tätigkeit ein leidenschaftlicher Jäger, und seine junge Frau züchtete Hunde und mehrere Arten von Geflügel.

Als ich ihn eines Tages fragte, ob er ein Tempelpuja besuchen werde, sagte er lächelnd: »Ach nein, ich gehe lieber mit meinem Jagdgewehr in den Wald, das ist mein puja.«

In der Familie meiner Gastgeberin war Toleranz, besonders in den Glaubensdingen, ein ungeschriebenes Gesetz. Das war wohl in erster Linie das Verdienst des letzten regierenden Maharajas, der durch seine Großzügigkeit, Weitsicht und vorbildliche menschliche Haltung überzeugte.

Unter den Besucherinnen Ihrer Hoheit befanden sich eines Tages zwei Damen, deren Ehemänner Rechtsanwälte waren. Die ältere erzählte einen komplizierten Prozeßverlauf. Als ich sie später in den Park begleitete, klagte sie: »Mein Mann will seine Praxis an einen jüngeren Kollegen abgeben. Er ist es leid, jahrelang auf die Entscheidungen der höheren Instanzen zu warten. Als His Highness noch die eigene Gerichtsbarkeit hatte, kam jedermann schnell zu seinem Recht. Jetzt braucht alles zehnmal so lang und wird hundertmal so teuer.«

»Was anders können Sie erwarten, gnädige Frau?« sagte der Hofbeamte, der an unserer Unterhaltung teilgenommen hatte. »Als seine Hoheit noch lebte, waren wir ein eigener Staat. Jetzt sind wir das kümmерliche Anhängsel einer von Delhi¹² vernachlässigten Provinz.«

Immer wieder konnte ich feststellen, daß die Familie des alten Herrschers noch einen wichtigen Platz im Herzen der Bevölkerung einnahm. Der Tag, an dem der sechs Monate alte Yuva-Raj (Kronprinz) zum ersten Mal von seinen Eltern in die Residenz der Ahnen gebracht wurde, gestaltete sich zu einem

¹² Gemeint ist die Zentralregierung des Indischen Staates.

Fest für Tausende seiner »Untertanen«. Der Großvater des kleinen Buben hatte 1948 abgedankt, »freiwillig und als erster der indischen Fürsten«, sagte mir seine Witwe, »er verstand die Zeichen der Zeit«. Aber das hatte offensichtlich nichts an der Begeisterung der Bevölkerung für den neuen »Kronprinzen« geändert. Der Maharaja und seine Gemahlin saßen unter dem Portal des Palastes, und stundenlang zogen arm und reich, alt und jung in einer Prozession vorüber, um sich vor dem Kind, das auf dem Schoß seines Vaters lag, zu verneigen. Später fand eine offizielle Vorstellung des Yuva-Raj in der town-hall statt. Obwohl das ehemalige Herrscherhaus keine politischen Machtbefugnisse mehr hatte, bereiteten die Autoritäten des demokratischen Apparates dem Kronprinzen einen herzlichen Empfang. Rajmataji erzählte mir, daß das Kind vorher zu einem feierlichen puja in den Familientempel gebracht worden sei, und daß sein Vater, wie es die Sitte wollte, mit dem Baby die Reise zu den Gräbern mehrerer muselmanischer Heiliger im ehemaligen Staatsbereich gemacht habe, obwohl die königliche Familie dem Glauben der Hindus anhing. Zu guter Letzt sei das Baby auf das Grab seines Großvaters gelegt worden. Überall im Land seien die Bauern und Bürger in Scharen zusammengeströmt, um das königliche Kind und seine Eltern zu begrüßen.

Einen weiteren Eindruck von der Anhänglichkeit der ehemaligen Untertanen bekam ich, als meine Gastgeberin mit mir den Familientempel besuchte. Wir mußten etwa zwanzig Meilen fahren. Der Tempel lag abseits der Hauptstraße an einem großen, stillen See. Seine Bauweise erinnerte an die frühen griechischen Tempelchen. In seinem Inneren befand sich der Schrein einer Muttergottheit aus dem Bereich des Shiva-Shakti-Kultes, ihr Bildnis verschwand hinter Blumengirlanden.

Während die Königinmutter in andächtiger Versenkung vor dem Bild der Göttin stand, wehrte der Priester die Pilger ab, die in Scharen herbeiströmten. Männer, Frauen und Kinder warfen sich vor Rajmataji zu Boden. Der Priester erzählte mir

später stolz, daß schon seine Vorfahren dem Königsgeschlecht als pujari gedient haben.

Rajmataji hatte es eilig, zum Auto zurückzukommen. Ich hätte mich gern gründlicher umgesehen. Der Platz hatte eine Atmosphäre von Frieden und Heiterkeit. Pilger lagerten im Schatten der alten Bäume oder badeten in dem kleinen Tempelteich. In der offenen Küche hinter der Herberge bereiteten Frauen das bhog¹³ zu, das der Göttin als Opfer dargebracht und später an alle Hungrigen verteilt werden sollte. Kinder und Bettler zogen erwartungsvoll den Duft des Getreidebreis ein, der in großen Kesseln über dem Feuer kochte.

Rajmataji trieb den Fahrer zur Eile an. Nichts schien ihr lästiger, als in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu geraten. Als ich mich wunderte, daß manche Pilger ihre Opferspeise in so großen Mengen zubereiteten, sagte sie: »Diese Leute haben der Göttin wahrscheinlich bhog für zehn oder zwanzig oder noch mehr Pilger versprochen, als sie in der Not um ihre Hilfe batzen.« Rajmataji schwieg einen Augenblick, als wollte sie mir Gelegenheit zu einer kritischen Bemerkung geben. Dann sagte sie: »Im Grunde machen wir doch alle solche Geschäfte mit Gott oder mit dem Schicksal. ›Wenn du mir eine Wohnung gibst, werde ich meinen alten Vater zu mir nehmen ... Wenn ich wieder gesund werde, will ich nie mehr Alkohol trinken ... Wenn es diesmal unentdeckt bleibt, werde ich nie wieder lügen ...‹ Mein guruji sagte immer: ›Jedes Opfer, das mit einem Wunsch verbunden ist, hat nicht den geringsten Sinn!‹ Aber ich hoffe für diese Pilger und für mich, daß Gottes Barmherzigkeit größer ist als die Weisheit meines verehrten gurus.«

Ein wenig später ließ Her Highness den Fahrer auf einer Hügelkuppe anhalten, auf der eine Anzahl hoher, grob behauener Steine im Kreis aufgestellt waren. Es wirkte düster und erinnerte mich an ein Hünengrab.

¹³ Speise, die unter Berücksichtigung bestimmter ritueller Vorschriften zubereitet und einer Gottheit geopfert wird.

»Vor mehreren hundert Jahren tobte hier eine Schlacht«, sagte Rajmataji. »Sehen Sie den Stein dort, auf dem die Hand mit dem Schwert eingemeißelt ist? Das ist das Denkmal für einen Krieger aus unserer Familie, der hier getötet wurde.« Ein wenig abseits stand ein anderer, dunkler Stein mit den schon stark verwitterten Umrissen einer gemeißelten Hand.

»Und was bedeutet diese Hand?« fragte ich meine Begleiterin.

»Der Stein ist ein Denkmal für eine Frau aus unserem Geschlecht, die vor einigen Generationen sati gemacht hat. Früher wurde es nicht für eine törichte Unsitte gehalten, wenn eine Frau ihrem Gemahl in den Tod folgte, sondern für ein Opfer der Liebe, das die Familien durch ein Denkmal ehrten.«

Die Inderin des Mittelstandes heute Ein Bericht in statistischen Zahlen

Ich möchte diesem Buch einige statistische Angaben hinzufügen, die ich dem im Herbst 1969 bei Allied Publishers in Bombay erschienenen Buch »The Changing Status of Woman« von C. A. Haté entnehme.

Die Untersuchungen erstrecken sich auf 1793 Frauen aus vier Städten unterschiedlicher Größe und Sozialstruktur. Diese Frauen gehören alle dem Mittelstand an, ihr Alter liegt zwischen 21 und 40 Jahren. Hinsichtlich der Vorbildung sind alle Ausbildungsgrade vom Volksschulabschluß bis zum vollendeten akademischen Studium vertreten.

Zur Frage der Kinderheirat:

Traditionell war sie in Indien die Regel. 1931 gab es das erste Gesetz, das sie verbot und das Heiratsalter festlegte. Der Junge mußte mindestens 18 und das Mädchen mindestens 14 Jahre alt sein. Der Hindu-Marriage-Act von 1955 erhöhte das Mindestalter des Mädchens auf 15 Jahre. Aus den Unterlagen der letzten Volkszählung vom Jahre 1961 geht hervor, daß 20 Prozent der zehn- bis vierzehnjährigen Mädchen schon verheiratet waren.

Zur Frage der arrangierten Ehe:

83 Prozent der befragten Ehefrauen leben in arrangierter Ehe, die restlichen 17 Prozent haben den Partner selbst gewählt. Dieser Prozentsatz der Neigungsheiraten liegt relativ hoch, weil die Befragten dem städtischen Mittelstand angehören. In den Kleinstädten ist er erheblich geringer, auf dem Land verschwindend gering. Bei 96 Prozent der arrangierten Heiraten wurden die Frauen vorher mit ihrem künftigen Partner zusammengebracht und gaben selbst die Zustimmung zur Ehe.

85 Prozent der Ehemänner und 79 Prozent der Ehefrauen

gaben an, daß sie keinen Partner mit vorehelicher intimer Beziehung zum anderen Geschlecht geheiratet hätten.

Unter den 1793 befragten Frauen war nur eine, die zum zweiten Mal verheiratet war. Sie war mit 16 Jahren verwitwet, und hatte sich, nach längerer Berufstätigkeit als Lehrerin, im Alter von 38 Jahren wieder durch arrangement verheiratet.

Nur 1 Prozent der befragten Frauen scheiterten in ihrer Ehe. Als Scheidungsgründe wurden in drei Fällen Betrug und in zwei Fällen Geschlechtskrankheit des Mannes angegeben. Die übrigen Frauen machten keine Angaben. Interessant war einer der Betrugsfälle: Der Mann hatte die Frau nur geheiratet, um in den Besitz ihrer Mitgift zu gelangen.

Zur Frage der Scheidung:

Die Möglichkeit der Scheidung besteht seit den Hindu-Marriage-Acts von 1955/56. Bis dahin gab es für Angehörige der drei höheren Kasten keine Scheidung. Nur die Angehörigen der vierten Kaste, die shudras (Handarbeiter) und die Kastenlosen konnten sich relativ leicht scheiden lassen.

Die anerkannten Scheidungsgründe entsprechen weitgehend unseren gesetzlichen Bestimmungen. Darüber hinaus gilt als Scheidungsgrund, wenn der Ehepartner unheilbar an Lepra erkrankt, gegen den Willen des Partners zu einer anderen Religion konvertiert ist oder Asket, beziehungsweise Bettelmönch wird.

Die nicht-hinduistischen Religionsgemeinschaften haben in ehrerechtlichen Fragen die sogenannten »persönlichen Gesetze«. Die Christen unterliegen den Bestimmungen, die von ihren kirchlichen Autoritäten festgelegt wurden. Aus den Statistiken geht hervor, daß auch die Christinnen unter den befragten Frauen vorwiegend in arrangierter Ehe leben und erhebliche Mitgiftleistungen aufzubringen haben. Die Muslimfrauen Indiens sind zivilrechtlich nach wie vor in ungünstiger Position.

Zur Frage der Mischehe:

Unter den 1793 befragten Frauen lebten sechs in religiösen Mischehen. In einem Fall war der Ehemann ein frommer,

praktizierender Hindu und die Frau eine fromme Muselmanin. Es zeigten sich keine besonderen Schwierigkeiten.

2,2 Prozent der Frauen waren mit Männern aus einer anderen Kaste verheiratet, doch scheinen sich auch hieraus keine besonderen Probleme ergeben zu haben. Vermutlich haben die Paare, die in religiöser- oder kastenmäßig gemischter Ehe leben, eigene Wohnungen und können sich von der Großfamilie absondern.

Mit einiger Zurückhaltung sollte man die Antworten bewerten, die die Frauen auf die Frage: »Fühlen Sie sich in Ihrer Ehe glücklich?« gegeben haben. 18 der Befragten erklärten, daß sie mit ihrer Beziehung zu ihrem Ehemann unzufrieden seien. 12 waren »zum Teil unzufrieden«. Daraus ergibt sich ein Prozentsatz von 2,02 unglücklichen Ehen. Als Gründe für die Störung der ehelichen Harmonie wurden angegeben: Kinderlosigkeit, in zwei Fällen Trunksucht der Ehemänner, in mehreren Fällen das unbekürrschte Temperament der Männer und in einigen Fällen brutale Behandlung.

Zur Frage der Polygamie:

Die Polygamie ist seit 1955/56 für Hindus, Jainas, Sikhs und Christen gesetzlich verboten. Die Muslimfrau kann zwar bei Gericht erwirken, daß sie, getrennt lebend, von ihrem Mann unterhalten werden muß, falls er sich eine zweite Frau nimmt, doch widerspricht ein solcher Schritt der islamischen Tradition.

Zur Frage der Familienplanung:

Die Bevölkerungsexplosion in den unterentwickelten Ländern ist bekanntlich eines der brennendsten Probleme der Welt und droht zu einer Katastrophe zu werden, deren Auswirkungen auch die reichsten Völker nicht verschonen wird. Was bisher in Indien durch die seit 1952 betriebene staatliche Familienplanung erreicht wurde, wird als höchst unbefriedigend bezeichnet. Jeden Tag werden 30000, das heißt im Jahr 12,5 Millionen Kinder in Indien geboren. Der Bevölkerungszuwachs erklärt sich nicht so sehr durch eine ansteigende Geburtenrate als durch eine zurückgehende Sterblichkeitsrate.

1951 lag die jährliche Sterblichkeitsrate bei 27 Menschen von Tausend, 1961 bei 16 bis 17 Menschen.

Die Kindersterblichkeit lag 1901 bei 232 von tausend Lebendgeburten, 1961 bei 90.

Beide Entwicklungen dürften in den folgenden Jahren vorangeschritten sein.

Nach dem Zensus von 1961 hat die verheiratete Inderin durchschnittlich 6,6 Kinder. Die Durchschnittszahlen der von C. A. Haté untersuchten Familien liegen erheblich niedriger. Die Gruppe der gebildeten, meist auch berufstätigen Frauen hatte nur 1,84 Kinder im Durchschnitt. Die Gruppe der relativ weniger gebildeten Frauen hatte 3,11 Kinder. In den beiden Gruppen waren 25,58 Prozent bzw. 11,3 Prozent kinderlos.

36 Prozent der gebildeten und 3,25 Prozent der weniger gebildeten Frauen praktizierten Geburtenkontrolle mit Erfolg. Von 280 der gebildeten Frauen haben sich 63 durch einen Eingriff unfruchtbar machen lassen, oder der Eingriff wurde bei ihren Ehemännern vorgenommen. Von 63 der weniger gebildeten Frauen wurden in 33 Fällen entweder sie selbst oder ihre Ehemänner sterilisiert.

Erhebungen in einer Reihe von Kliniken in Bombay haben ergeben, daß Ehepaare am häufigsten nach der Geburt des 5. Kindes den Entschluß zu diesem Eingriff fassen. In einem staatlichen Hospital ergaben die Feststellungen, daß bei Slumbewohnern erst nach dem 12., 14., 15. und 16. Kind Sterilisation vorgenommen wurde.

Die zuständige Ärztin erklärte dazu: »Wir versuchen, die Frauen zu überreden, daß sie den Eingriff nach dem 3. Kind machen lassen, aber alle weigern sich hartnäckig. Der größte Teil von ihnen kommt aus den Slums und ihre Entbindung muß von der öffentlichen Hand bezahlt werden.«

Eine große Firma in Bombay hat 1967 eine Woche Familienplanung für ihre Angestellten durchgeführt. 2503 Frauen wurden von einem Arzt über die Möglichkeiten der Geburtenkontrolle und Sterilisation aufgeklärt. 379 von diesen Frauen

praktizierten Familienplanung, aber nur 192 wendeten erfolgreiche Methoden an.

Aus den Unterlagen, die C. A. Haté zur Verfügung standen, ergab sich, daß 50 Prozent der Hindus, 35 Prozent der Christen und 28 Prozent der Muslims die Familienplanung grundsätzlich bejahten. Die übrigen waren gleichgültig oder dagegen.

Zur Frage der Mädchen-Bildung:

Nach dem Zensus von 1961 konnten 12,8 Prozent der indischen Frauen lesen und schreiben. 1947 besuchten 3 Millionen Mädchen die Grundschule, 1966 waren es 18 Millionen. In demselben Jahr kamen in den Städten auf 100 Grundschüler 55 Grundschülerinnen. An den Colleges und Universitäten kamen auf 100 Jungen 19 Mädchen. Der Nachholbedarf an Mädchen-Bildung verringert sich in kleinen Schritten.

Zur Frage über die Stellung der Frau:

Pandit Nehru hat durch den 1956 in Kraft getretenen Hindu-Code den Status der indischen Frauen, die zwei Jahrtausende lang rechtlos waren, dem rechtlichen Status der Frau in den westlichen Ländern angepaßt: Das Gesetz gab ihr die volle Gleichberechtigung in Ehe, Familie, Beruf und Gesellschaft. Pandit Nehru: »Ich halte es für meinen größten Beitrag für Indien, daß ich den Hindu-Code zum Gesetz machen konnte. Ich glaube, die Frauen sind das wichtigste Element in jedem Land.«

Verzeichnis der Sanskrit-Begriffe

ahimsa	Gewaltverzicht
aja	Kindermädchen
arati	Ritus zur Verehrung von Göttern, Heiligen und heiligen Schriften, bei dem Lichter im Kreis geschwungen und bestimmte Lieder gesungen werden
artha	Mehrung der Familienhabe
asana	Körperhaltung des Yoga, auch Sitzmatte
ashram	hier Einsiedelei oder Hindu-Kloster
bandara	Speisung von Brahmanen; gilt als gutes Werk im religiösen Sinne
bhakta	der Gläubige, der den Weg des bhakti geht
bhakti-yoga	Weg zur Erlösung durch Gottesliebe
bhav	ekstatische Gestimmtheit
brahmachari (ni)	eheloser Novize im Mönchsstand bzw. Novizin
charpai	Bett aus Binsen- oder Bandgeflecht
deva	Gottheit
devi	weibliche Gottheit
devanagari	wörtlich »Schrift der Götter«, Bezeichnung für die Sanskrit- und Hindischrift
diksha	Initiation (Einweihung), die vom guru gegeben wird
Durga	Muttergottheit
dharma	religiös-soziale Pflicht
Ganesha	der elefantenhäuptige Sohn des Gottes Shiva und der Parvati
Gujerat	Provinz im Nordwesten Indiens
guru	religiöser Lehrer und Meister
gurubhai	Mitschüler desselben gurus
ista-devata	»geliebte Gottheit«, jeder bhakta wählt sich seinen ista-devata, um auf dem Weg der Gottesliebe zur unio mit ihm und dadurch zur Erlösung zu gelangen
Kali	die »Schwarze«, Muttergottheit, Zerstörerin des Bösen
kama	Sinnesfreude
karma	Gesetz der Vergeltungskausalität, die das menschliche Schicksal bestimmt und das Rad der Geburten dreht

kirtan	religiöser Gesang
kumari	Jungfrau
lingam	phallusförmiges Symbol des Gottes Shiva. Esoterisch: göttlich-schöpferisches Licht
lota	vasenartiges Gefäß
Mahabharata	Heldenepos, entstanden um den Beginn der Zeitrechnung
mahatma, maha-atma	»große Seele«, ein Erleuchteter
mantra	ein Wort, das die Gegenwart der Gottheit im Klang bedeutet und göttliche Kraft in sich birgt
mataji	verehrte Mutter
matapita	»Muttervater« Bezeichnung für Gott
moksha	Erlösung, Erleuchtung, Befreiung
mudra	eine Körper- (vor allem Hand-)Haltung, die eine spirituelle Bedeutung ausdrückt
murti	Bildnis der Gottheit, meist Götterstatue
paissa	kleinste Münzeinheit der indischen Währung, 100 paissas sind eine rupie
pandit	Gelehrter im Sinne der Hindu-Tradition
pitaji	verehrter Vater
prassad	Speise, die einer Gottheit oder einem Heiligen geopfert und dadurch zu geweihter Nahrung wird
puja	Ritus zur Verehrung der Gottheit
purdah	Schleier, der den ganzen Körper bedeckt und heute noch vielfach von Musliminnen getragen wird
raga	Tonart
Rama - Krishna	Berühmter Heiliger der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts
Ramayana	Epos, in dem das Leben des Gottkönigs Rama und seiner Gattin Sita erzählt wird. Die berühmteste Fassung (des Valmiki) soll um den Beginn der Zeitrechnung entstanden sein
rishi	Weiser, dem die heiligen Schriften des Hinduismus von der Gottheit offenbart wurden
rupie	wichtigste Einheit der indischen Währung
sadhaka	jemand, der sadhana übt
sadhana	religiöse Übung, z. B. fasten, schweigen, beten, meditieren, Yoga usw.
sadhu	jemand, der sich aus der Welt zurückzieht und sich Gott zuwendet

samadhi	ein tranceartiger Zustand, in dessen vollen-deter Form sich die Seele (nach Auffassung der Hindus) mit der Gottheit vereinigt
sanyasi (ni)	Träger der höchsten mönchischen Weihe (... ni = weibliche Form)
sanyas	letzte Stufe spiritueller Entwicklung in der der Mensch alle Bindungen gelöst und sich der Gottheit völlig unterworfen hat
siddhis	übernatürliche Fähigkeiten
shanti	Frieden
shivalingam	Symbol des Gottes Shiva (siehe lingam)
shudras	Angehörige der untersten Kaste (Handarbeiter)
swami	»Herr«, Anrede für einen Mönch
tali	großer, runder Teller
Vedanta	wörtlich Veda-Ende. Eine nondualistische Lehre, die einen höchsten Weltprozeß als Ursache alles Geschehens und aller Phänomene annimmt. Der Name dieser philosophischen Richtung heißt: Advaita (A-dvaita = Nicht-Zweiheit). Ihre Anhänger streben nach der Identifikation mit dem höchsten Brahman, der apersonalen, göttlichen Essenz aller Seins

alle erdenklichen Strömungen, vom Chauvinismus fanatischer Hindus bis zum Kommunismus russischer oder chinesischer Observanz, und es gibt jene Haltung, die das Englisch-Amerikanische kritiklos anbetet. Zwischen den Extremen muß dieses Volk seinen eigenen Weg finden. Die Tradition kann nicht wie Ballast abgeworfen, sie muß als Kraftreservoir integriert werden.« Je mehr man in der Welt über dieses Land weiß, desto eher wird man in der Lage sein, Indien auf seinem schwierigen Weg verständnisvoll helfend zu begleiten. Diesem Verständnis (das heißt vor allem zur Überwindung unserer angestammten Überlegenheitsgefühle) könnte Melita Maschmanns Buch dienlich sein.

Neske Verlag Pfullingen

Melita Maschmann: Geboren 1918 in Berlin. 15jährig aus Opposition gegen die Klassenvorurteile des konservativen Elternhauses in die Hitler-Jugend eingetreten, fasziniert vom Zielbild der »Volksgemeinschaft«. Dieser Utopie bis Kriegsende – ab 1943 in der Reichsjugendführung – gedient, ohne Selbstschonung aber blind. Bis 1948 interniert. Danach Jahre eines verzweifelten und bis zum Nihilismus geführten Kampfes um innere Freiheit. In der Stunde Null der eigenen Neuorientierung: Sartre, später jahrelang und wesentlicher: Heidegger. Einige Begegnungen mit überzeugenden Christen halfen die Rückverbindung zur Tradition herzustellen. In keinem Fall wurde die Nötigung zu voller Identifikation empfunden. (Lebensunterhalt: Journalismus, später einige Bücher, jahrelang zugleich mit Universitätsstudium, vor allem Philosophie, aber ohne Abschluß.) Orientreisen. Seit fast zehn Jahren in Indien Fuß gefaßt. Hier im Zentrum des Interesses ein experimentelles Studium des zeitgenössischen Hinduismus. Leben, kaum noch Bücher, als Quelle der Information. Ziel: Wiederum nicht Identifikation, sondern Selbstfindung in einem geistigen (weniger rational durchschauten als spirituell erfahrenen) Universum, dessen Grenzen sich unaufhaltlich erweitern. Hierbei Hilfe von einem großen charismatischen Meister und vielen kleinen Gurus, zu denen auch die Frauen gehören, über die dieses Buch berichtet.

